Deutsche Rundschau

BAND CCL

(Januar – Februar – März 1937)

DEUTSCHE RUNDSCHAU G. M. B. H. / BERLIN

Inhaltsverzeichnis

zum zweihundertfünfzigsten Bande

(Januar – Februar – März 1937)

OBERBÜRGERMEISTER DR. GOERDELER

Müssen Schulden zurückgezahlt werden?

Allzulange haben wir uns damit begnügt, wirtschaftliche Begriffe zu theoretisieren. Ein Zeitalter der Spannungen, wie wir es durchleben, verlangt nach den Erfahrungen der Geschichte, Begriffe wieder lebendig zu machen, damit sie Wahrheiten und Tatsachen werden. Es sei mir daher gestattet, auf Tatsachen zurückzugehen und hierbei so weit zurückzugreifen, wie es notwendig ist, um sie zu Erkenntnissen werden zu lassen.

Wirtschaften ist nichts weiter als die Tätigkeit des Menschen, mit der er sein Leben erhält und verbessert. Hierzu stehen ihm seine Kräfte und die Kräfte der Natur zur Verfügung. Ohne daß er seine Kräfte mit den Kräften der Natur verbindet, ist die Erhaltung des Lebens nicht möglich. Das gilt für jeden Menschen, wo er auch leben mag. Der Schwarze, der von der Banane lebt, muß sich wenigstens nach ihr bücken und sie verzehren. Der Eskimo im Nördlichen Eismeer muß häufig unter äußerster Anstrengung sein Leben einsetzen, um der Natur sein Dasein abzugewinnen. Aus der Natur, aus den in ihr vorhandenen Stoffen, aus den in ihr wirkenden Kräften, werden Stickstoff und künstlicher Kautschuk gewonnen. Dies alles aber ist nur möglich, wenn die Kräfte des Menschen imstande sind, die Kräfte und Gesetze der Natur zu erkennen und sie zu meistern. Somit ist alles Wirtschaften Leistung. Träger der Leistung ist der Mensch. Der einzelne Mensch, sein Gehirn, sein Körper haben sich im Laufe gewaltiger Zeiträume zur heutigen Leistungshöhe entwickelt und werden sich weiterbilden. Lebewesen derselben Art und Rasse, die einander vollkommen gleich sind, gibt es kaum. Es ist schon schwierig, zwei vollkommen gleiche Pferde zusammenzustellen. Die Menschen, deren Leistung in immer stärkerem Maße eine geistige geworden ist, weichen wegen der Verinnerlichung ihrer Entwicklung noch stärker voneinander ab. *Träger der Leistung und des Fortschritts der Leistungsfähigkeit kann daher nur die Einzelpersönlichkeit sein.*

Schon hieraus ergeben sich logisch *Unsinn, Verderblichkeit und Vergänglichkeit des Bolschewismus.* Das Volk, das ihm verfällt, ist krank. Denn der Bolschewismus hat es unternommen, alles für gleich zu erklären, alle Menschen gleich zu behandeln und so jeden Motor zur Weiterentwicklung der Einzelpersönlichkeit und damit zur Leistung auszuschalten. Würde die Krankheit des Bolschewismus von einem Volke dauernd Besitz ergreifen, so müßte die Leistungsfähigkeit der einzelnen Angehörigen dieses Volkes zunächst stehenbleiben, dann, ebenfalls Naturgesetzen folgend, sich rückentwickeln, schließlich verkümmern. Ein tierischer Zustand wäre das Endergebnis.

Einzelpersönlichkeiten können sich zu gemeinsamem Wirken zusammenschließen. Setzen sie alle ihre Kräfte an ein gemeinsames Ziel, so kann die Gesamtleistung größer sein, als wenn jeder allein bliebe. Aber drei naturhafte Voraussetzungen hat dies Ergebnis: einmal muß *jeder* an der Stelle verwendet werden, wo er die ihm angeborenen Kräfte *am besten* ausnutzen kann; zweitens müssen die verschiedenen Arbeitsfunktionen *durch klare Ordnung* sinnvoll zusammengefügt werden, und drittens müssen die Innehaltung der Ordnung und die Zielsetzung durch *einheitliche Führung* gewährleistet werden. Wir gewinnen also eine vollkommen organische Klarheit. Höhere Leistung und damit bessere Lebenshaltung können immer nur von der Einzelpersönlichkeit getragen werden. Sie zu erziehen ist die vornehmste Aufgabe jedes Volkes. Ihre Erziehung ist abhängig von der Stählung der Leistungskräfte. Die beste Stählung jeder Kraft erfolgt im Ringen. Also kann kein Volk, das seine Leistungen zugunsten des wirtschaftlichen Erfolges verbessern will, darauf verzichten, daß einzelne Menschen im Lebenskampf mit den Kräften der Natur und untereinander um die Steigerung der Leistung ringen. Der höchste Grad des Ringens wiederum wird erzielt, wenn sein Erfolg ausschlaggebend ist für das Schicksal des ringenden Menschen selbst. Dann ist sichergestellt, daß er die ihm von Gott anvertraute Kraft zur höchsten Entfaltung bringt.

★

Ein Volk wird also niemals den höchsten Grad der Leistungsfähigkeit seiner Wirtschaft dadurch erreichen, daß es die Befriedigung aller Lebensbedürfnisse Zusammenschlüssen von Menschen anvertraut. In jedem Zusammenschluß wird die Verantwortlichkeit verwässert. Aus der Verantwortung des einzelnen wirtschaftenden Menschen für das Ergebnis seines Wirtschaftens und damit für sein Schicksal selbst wird die Verantwortung zur Pflichterfüllung gegenüber dem Zusammenschluß. Das letzte Risiko für Gelingen oder Nichtgelingen, die schicksalhafte Verantwortung, fehlt oder verblaßt oder wird bei einigen wenigen zusammengefaßt. Das ist ein Weniger gegenüber der totalen Verantwortung, die der einzelne zu tragen hat, der selbst wirtschaftet, d. h. den Lebenskampf im ganzen führt. *Die Staatsführung eines Volkes wird daher immer darauf sehen müssen, genügend vielen Einzel-Menschen Raum für wirtschaftliche Betätigung zu lassen;* sie hat damit die Gewähr, immer wieder im Wirtschaftskampf gestählte Führerpersönlichkeiten heranwachsen zu sehen. Niemals aber darf ein Volk so weit gehen, seine Wirtschaft, d. h. die Erhaltung und Verbesserung seines Lebens, dem höchsten Zusammenschluß des Volkes, dem Staate, zu übertragen. In der Staatswirtschaft des Bolschewismus bürden sich Erfolg und Mißerfolg nur auf den Schultern der Allgemeinheit ab. Dem einzelnen im Auftrage des Staates Handelnden fehlt jener wesentliche, ja entscheidende Regler alles Handelns, nämlich das Bewußtsein, auch für den Mißerfolg ausschließlich und allein mit der eigenen Person einstehen zu müssen. Selbst drakonische Strafandrohungen und Strafmaßnahmen können niemals die gewaltige Naturkraft jenes Reglers er-

setzen. Aus dem Streben um höchste Leistung als Vorbedingung für beste Lebenshaltung wird das Streben, ja nicht aufzufallen und jederzeit eine haltbare Erklärung für Handeln oder Nichthandeln bereitzuhalten. Eine solche totale Staatswirtschaft führt daher schon aus diesem Grunde, von anderen Gründen abgesehen, die hier nicht behandelt zu werden brauchen, zu fortschreitendem wirtschaftlichem Niedergang.

Die Menschen werfen nicht nur ihre in der Gegenwart sich regenden Leistungskräfte zu gemeinschaftlichem Wirken zusammen, sondern sie verfügen im Gegensatz zu anderen Lebewesen noch über andere Mittel. *Der Mensch verbraucht nicht alles, was er erarbeitet, sofort. Er hat den Drang, einen Teil des Arbeitsergebnisses zur Sicherung und Besserung seiner und seiner Nachkommen Zukunft zurückzulegen.* Er allein sorgt für die Zukunft von Generationen vor. Auch diese aufgespeicherten und nicht verbrauchten Arbeitsergebnisse (Kapitalien) können zu gemeinsamer Kraftleistung zusammengeworfen werden. Dieses Zusammenwerfen kann in der verschiedensten Weise geschehen. Die einzelnen zur Zusammenarbeit Entschlossenen können ihre Ersparnisse zu einer Gemeinschaft (Gesellschaft) zusammenfügen und einer einheitlichen Leitung anvertrauen. Der Einzelne kann aber auch sein Spargut einem anderen Einzelnen hingeben, damit dieser damit verantwortlich wirtschaftet. Welchen Weg er auch immer geht, er wird ihn nur unter einer Voraussetzung beschreiten, nämlich unter der, daß das Ergebnis *seiner* Arbeit nicht verloren ist. Gewiß kann der Einzelne das Ergebnis seiner Arbeit auch verschenken und sich damit seines Besitzes und seiner Ausnutzung entäußern. Aber nur, um anderen zu schenken, sparen sehr wenig Menschen Arbeitsergebnisse. Das liegt in der Natur jedes Lebewesens begründet. Ein allgemeiner Befehl, jeder müsse das, was er erspart, einem anderen, vielleicht auch der Volksgemeinschaft schenken, würde einen Rückgang der Leistungen zur unausbleiblichen Folge haben. Nur vorübergehend und für höchste Ziele kann nämlich der Wille des Menschen, zu leben und das Leben zu verbessern, ausgeschaltet werden. *Für Erhaltung und Fortschritt der menschlichen Art überhaupt ist dieser Lebenswille der entscheidende Motor.*

Die Verwendung von Kapital zu gesteigerter Leistung durch Dritte, die dieses Kapital nicht selbst erarbeitet haben, ist also *nur dann zu erreichen, wenn durch staatliche Rechtsordnung der Erarbeiter und Geber dieses Kapitals gesichert wird.* Der Staat muß ihm in einer Ordnung und in ihrer sicheren und gerechten Vollstreckung Schutz gegen eine mißbräuchliche Verwendung seines Kapitals und für eine Einhaltung der Bedingungen geben, unter denen der Kapitalerarbeiter und -besitzer es dem Dritten zur Verfügung gestellt hat. Je größer die wirtschaftliche Aufgabe ist, die es zu bewältigen gilt, um so mehr Arbeitsenergien müssen auf sie zusammengefaßt werden. Manche Aufgaben sind derart groß, daß die verfügbaren Arbeitsenergien der Gegenwart nicht ausreichen. Dann muß auf die nichtverbrauchten, also ersparten Arbeitsergebnisse der Vergangenheit zurückgegriffen werden. Eine Volks-

1*

gemeinschaft, die wünscht, daß sie selbst oder die Einzelwirtschaften in ihr sich großen Aufgaben zuwenden, hat also ein Lebensinteresse daran, daß Sparkapital gebildet und anderen zur Verfügung gestellt wird. Das ist nur zu erreichen durch eine zuverlässige Rechtsordnung, die dem Einzelnen die größtmögliche Sicherheit für richtige Verwendung des Kapitals gibt, das er anderen anvertraut.

Hiermit verschwinden die öden Schlagworte vom Kapitalismus. Einsichtige haben ihre Hohlheit stets erkannt. Aber jeder, der einmal begriffen hat, daß Kapital nichts anderes ist als das nichtverbrauchte Ergebnis einmal geleisteter Arbeit, wird ja auch die natürliche Achtung vor diesem Ergebnis wiedergewonnen und nur den einen Wunsch haben dürfen, daß das Ersparte ebenso pfleglich verwaltet wie dem wahren Leistungsgrundsatz entsprechend verteilt wird. Zum zweiten wird aber auch klar, daß die Volksgemeinschaft in ihrem höchsten Zusammenschluß, im Staate selbst, es mit der Verpflichtung, Schulden demjenigen zurückzuzahlen, der sein Spargut dem Staate anvertraut hat, nicht ernst genug nehmen kann. Denn sonst würde sie ja selbst die Sicherheit des Rechtes, auf dem das Sparen überhaupt beruht, stören. Nur auf der Grundlage klaren Rechtes kann sie in der Form von Steuern und Abgaben dem Einzelnen Teile seiner Arbeitsergebnisse abnehmen, um damit gemeinsame Aufgaben zu erfüllen. Aber was sie ihm an Arbeitsleistungen mit dem Versprechen abnimmt, es zurückzugeben, muß zurückgegeben werden. In einem Staate, der dieses Gesetz nicht beachtet, würde sich das Volk einem öden, nur auf den Genuß in der Gegenwart gerichteten Materialismus hingeben.

Die Gegenwart hat wieder gelernt oder wird es noch lernen, den Wert des Sparkapitals zu begreifen. Daß sie auf dem besten Wege dazu ist, sehen wir daraus, daß die Rückzahlung der Schulden heute nicht nur wie früher unter eine feste Rechtsordnung gestellt ist, sondern daß für die Gemeinschaften, die das ihnen anvertraute Kapital der Mitglieder zu gemeinsamem Wirtschaftszweck einsetzen, ein Verfahren eingerichtet ist, das nach Möglichkeit der Verwirtschaftung dieses Kapitals entgegenwirken soll. Eine weise gezügelte Wirtschaftsprüfung, die nicht etwa daran denkt, die letzte Verantwortlichkeit des Betriebsführers durch höhere, nachträglich gewonnene Weisheit aufzuheben, wird und soll ein vorzügliches Schutzmittel für diejenigen sein, die ihr Kapital der Gemeinschaft anvertrauen.

In jenen Zeiten, in denen die Menschen noch einzeln der Natur mit ihrer Kraft ihr ganzes Leben abgewannen, kämpften sie, sobald sie sich gegenseitig ins Gehege kamen, miteinander um Besitz und Leben. Wenn wir aus der Entwicklung des eigenen Volkes in den letzten zwei Jahrtausenden seine frühere Entwicklung uns geistig aufbauen und wenn wir das so gewonnene Bild mit dem abgeschlossenen Leben anderer Völker vergleichen, so müssen wir wohl davon ausgehen, daß der Mensch sich erst allmählich zu kleinen und immer größer werdenden Gemeinschaften friedlicher Zusammenarbeit zusammengeschlossen hat. Geistige und sittliche Kräfte, wirtschaftliche und technische Möglichkeiten haben diese Entwicklung beeinflußt. Aber auch in den Räumen der Erde, in denen sich geschlossene Volksgemeinschaften mit dem Boden verwurzelt und rohe Kräfte der Natur wenigstens zum Teil gebändigt haben, ist der Kampfcharakter des Lebens nicht

erloschen. Er kann nicht erlöschen, denn Leben ist ja eben die Auseinandersetzung der Kräfte des Menschen mit anderen Kräften, sei es in friedlicher organischer Verbindung, sei es in vernichtendem Kampfe. Soll das Ringen des Menschen um Leben und Lebensverbesserung nicht von einem dauernden Vernichtungskampfe untereinander um die besten Lebensmöglichkeiten begleitet sein, so bedarf dieser Lebenskampf einer Ordnung.

Diese Ordnung soll aus dem rücksichtslosen Vernichtungskampfe ein lauteres Ringen machen. Auch der friedliche Kampf des Menschen um die besten Lebensmöglichkeiten muß geläutert werden, wenn überhaupt Menschen zusammenleben wollen. Sie werden sich sonst selbst in kleinen Gemeinschaften unerträglich. In dieser Regelung eines lauteren Wettkampfes spielt wieder die Behandlung anvertrauter fremder Ersparnisse eine ganz besondere Rolle. Wer eine wirtschaftliche Leistung vollbracht hat, wird zum mindesten nach einer angemessenen Gegenleistung streben. Angemessen ist die Gegenleistung, die es ihm ermöglicht, alle Aufwendungen zu decken, die er selbst zur Herstellung seiner Leistung gemacht hat, und aus der Gegenleistung selbst auch noch das eigene Leben zu erhalten. Bieten mehrere gleiche Leistungen an, so wird derjenige, der der Leistung bedarf, die Wahl haben. Die anderen werden sich im Kampf um den Absatz der eigenen Leistungen unterbieten. *Alle Versuche, diesen Wirtschaftskampf vollkommen zu beseitigen, müssen scheitern,* es sei denn, daß man den Kampfcharakter des Lebens überhaupt durch rein kollektive Ordnungen ersetzen wollte. Ich habe oben dargelegt, daß man im gleichen Augenblick den Entschluß faßt, den Leistungswillen zu töten und damit die Lebenshaltung zu verschlechtern. Aber es ist notwendig und möglich, *auch für den Preiskampf lautere Ordnungen aufzustellen.* Der Preiskampf ist unlauter, wenn der Preisfordernde seine Leistung billig anbietet, indem er diejenigen, die ihm die Leistung erst ermöglicht haben, schädigt. Die Leistung wird ihm nur möglich durch die staatliche Ordnung. Dafür muß er der Volksgemeinschaft in Staat und Gemeinde Steuern zahlen. Sie wird ihm ermöglicht durch seine Mitarbeiter; sie muß er an dem Ergebnis durch Vergütung teilnehmen lassen. Sie wird ihm aber auch ermöglicht durch die Leistungen des Kapitals, das ihm Dritte anvertraut haben und das er in Betriebsanlagen, Maschinen usw. tätig sein läßt. Wenn er nicht so wirtschaftet, daß ihm das Ergebnis seiner Wirtschaft alle diese Leistungen an Dritte ermöglicht, dann wirtschaftet er auf Kosten anderer, die sich ihm für die Leistung anvertraut haben. Er selbst mag dabei noch leben können, aber er schädigt und beeinträchtigt das Leben anderer.

Ich habe deswegen in meiner zweiten Tätigkeit als Reichskommissar für Preisüberwachung diese Ordnung eines lauteren Preiskampfes weiter ausgebaut, und ich hoffe, damit der künftigen volkswirtschaftlichen Entwicklung eine gesunde Grundlage vorbereitet zu haben, auf der in den Grenzen angemessener und anständiger Rücksicht auf andere Beteiligte doch noch ein Wirtschaftskampf aufrechterhalten werden kann. Die schwierigste Frage war damals die, ob eine solche Ordnung des Preiskampfes auch die *Rückzahlung privater Schulden* sicherstellen

soll. Daß die Volksgemeinschaft das lebhafteste Interesse hat, daß Schulden von demjenigen, der sie gemacht hat, pfleglich behandelt und zu den vereinbarten Zeiten zurückgezahlt werden, habe ich oben dargelegt. *Das Schuldrecht ist stets einer der wichtigsten Teile des Wirtschaftsrechtes eines Kulturvolkes gewesen, das auf Leistungsfortschritt hielt.* Eine andere Frage aber ist es, ob der Staat so weit gehen soll, einen Betrieb zu schließen, der ohne offen zutage getretene Überschuldung nicht imstande ist, aus den erzielten Preisen seine privaten Schuldverpflichtungen zu erfüllen. Ich habe diese Frage verneint, und ich bin überzeugt, daß sie stets verneint werden muß. Denn irgendwo muß auch eine *Verantwortung des Kapitalgebers* begründet sein. Auch hier wieder muß sich die Volksgemeinschaft vor einer Überspitzung kollektiven Handelns hüten. Auch hier muß sie sich bewußt sein, daß es ihre Aufgabe ist, immer wieder die *Lebensenergien* des Einzelnen zu *stärken*. Wer sein Erspartes einem anderen anvertraut, soll sich auch selbst über die Zuverlässigkeit dieses anderen unterrichten. Er soll selbst nach Möglichkeit darüber wachen, daß das hingegebene Kapital richtig verwendet wird. Und schließlich muß es ihm selbst überlassen bleiben, zu entscheiden, ob er den Schuldner, der säumig wird, zur Einstellung seines Betriebes zwingen will oder nicht. Gerade dieser Gedanke muß den letzten Ausschlag geben. Nie soll die Gemeinschaft hier die Verantwortung für richtiges Handeln übernehmen. Nein, derjenige, den es angeht, der muß sich selbst ein Urteil darüber bilden, ob er voraussichtlich besser fährt, wenn er dem säumigen Schuldner weiter Freiheit des Handelns läßt oder wenn er ihn an der Fortsetzung seiner Wirtschaft verhindert. Er kann in beiden Fällen sein Kapital ganz oder teilweise verlieren, er kann es mit beiden Entschließungen ganz oder teilweise retten. Diese letzte Entschlußfreiheit, über das eigene Schicksal zu entscheiden, kann und darf ihm niemand, insbesondere die Allgemeinheit nicht, abnehmen.

*

Ich muß stets davor warnen, wie ich es ja auch hier schon ausgeführt habe, daß die Allgemeinheit irgendeinen Schritt tut, der dem Kampfcharakter des Lebens, damit der Entwicklung der Persönlichkeit und damit der Steigerung der Leistungsfähigkeit entgegenwirkt, es sei denn, daß dieser Schritt den Wettbewerb nur verfeinert und am Ende zu einer grundsätzlichen Erhöhung der Leistungen führt. Es ist keine Frage der Weltanschauung, ob und wie weit die Staatsgewalt sich mit Wirtschaft zu befassen hat; sondern die richtige Antwort ist eine logische Folge logischer Erkenntnisse der Naturgesetze. Diese Erkenntnis führt dazu, daß *Verbesserung der Lebenshaltung nur durch Leistung* möglich ist, daß die Leistungsfähigkeit nur im Ringen gesteigert wird und daß daher Wirtschaften immer Kämpfen bedeutet; sie führt aber auf der anderen Seite zu der Feststellung, daß bestimmte Ordnungen für diesen Kampf unter allen Umständen vom Staate sichergestellt werden müssen. Zu den Elementen einer solchen Ordnung gehört ein sicheres Schuldenrecht. Dieses wieder ist nur möglich, wenn die staatliche Gemeinschaft für eine *sichere* Währung sorgt.

Die Leistungsmöglichkeiten haben sich durch Arbeitsteilung gewaltig gesteigert. Früher mußte der Mensch sich alles, was er für das Leben bedurfte, selbst erarbeiten. Mit dem Fortschritt des Verkehrs und der Technik sind die Tätigkeiten, die zur Erhaltung und Verbesserung des Lebens dienen, immer mehr unter die Menschen aufgeteilt. Dadurch ist es möglich geworden, jedem Einzelnen die Tätigkeit zuzuweisen oder von ihm wählen zu lassen, die seiner Veranlagung, seiner Neigung und seinem voraussichtlichen Können am besten entspricht. Die Steigerung der Leistungsfähigkeit war eine naturgesetzliche Folge. Die Arbeitsteilung aber ist nur denkbar, wenn die Menschen das Ergebnis ihrer Einzelleistungen miteinander so lange und in dem Umfange tauschen können, daß jeder schließlich die Erfüllung seiner Lebensbedürfnisse nach Maßgabe seiner Leistung in der Hand hat. Dieser Tausch hat sich einst körperlich vollzogen: Ware gegen Ware. Je weiter die Arbeitsteilung fortgeschritten ist, um so mehr beruht sie darauf, daß ein Mittler des Tausches, das Geld, eingeschaltet wurde. Die meisten wirtschaftlichen Leistungen können ja heute ohne den Mittler Geld gar nicht mehr vollzogen werden. Wie soll der Mann, der Tag für Tag eine wenn auch noch so hochwertige Einzelleistung vollbringt, diese gegen Ware umtauschen können, wenn seine Leistung nur ein Teilchen einer erst in der Gesamtheit verwertbaren Maschine darstellt? Das ist nicht möglich. Ist er also für die Erhaltung seines Lebens auf den Tauschmittler Geld angewiesen, so muß er sicher sein, daß dieser Tauschmittler Geld für die Zeit, in der er dies Geld in der Hand hat, seinen Tauschwert behält. Unserer Generation ist das alles sehr klargeworden in jener furchtbaren Zeit der Inflation, in der der Wert des Geldes sich von Stunde zu Stunde verringerte, in der jeder nach Gehalts- und Lohnempfang in die Verkaufsstätten raste, um die notwendigen Gegenleistungen zur Erhaltung seines Lebens einzutauschen. Sichert der Staat seiner Volkswirtschaft nicht währendes Geld, so verringert er auch demjenigen, der Kapital erarbeitet hat, die Möglichkeit, es einem anderen zu geben. Denn er kann es ihm nun nicht mehr gegen das Versprechen hingeben, dieselbe Geldmenge in Zukunft zurückzuzahlen — der Geber würde ja dabei verlieren, und zwar einen unvorstellbaren Teil seines Kapitals — sondern er müßte sich schon Rückzahlung in gleichem Tauschwerte ausmachen. Zu welchen Unübersehbarkeiten eine solche Kapital- und Schuldenwirtschaft führt, brauche ich hier nicht näher darzulegen. Sie führt schließlich von sich aus zur praktischen Außerkurssetzung der staatlichen Geldwährung überhaupt. Hier auf dem Währungsgebiet liegt zu allen Zeiten die entscheidende Aufgabe jedes Staates, der es mit seinen Pflichten gegenüber der Volksgemeinschaft ernst nimmt. Demgegenüber verblassen alle noch so fleißig erdachten Mittel zur Aufrechterhaltung oder Belebung einer Volkswirtschaft. Der Staat, der seiner Volksgemeinschaft währendes Geld erhält, tut für seine Volkswirtschaft mehr als alle Staaten zusammen, die unter Vernachlässigung dieser Aufgabe sich betätigen. Ich habe an anderer Stelle bei einer Betrachtung über die Abwertung des französischen Franc ausgeführt, daß die Sicherung der Währung einer Volkswirtschaft eine sehr unbequeme Aufgabe ist, Nerven verlangt und niemals zu vereinbaren ist mit einem Buhlen um die Gunst der Menge.

Ist ein auf eine sichere Währung gegründetes klares Schuldrecht eine unerläßliche Voraussetzung für die Zusammenfassung wertvollster lebendiger Wirtschaftskräfte zur Steigerung von Leistung, Fortschritt und Lebenshaltung innerhalb eines Volkes, so ist es ebenso unerläßlich in der weltwirtschaftlichen Zusammenarbeit der Völker. Jedes Volk hat seine besondere Rechtsordnung. Mögen diese Rechtsordnungen auch in den wichtigsten, für den wirtschaftlichen Verkehr der Völker untereinander wesentlichen Teilen stärker aufeinander abgestimmt werden können als bisher — die Entwicklung ist ja vor dem Kriege eindeutig in dieser Richtung gegangen — so werden doch noch lange Zeiten Herkommen, Volkscharakter und wirtschaftliche Eigenarten dem Wirtschaftsrecht jedes Volkes einen besonderen Inhalt verleihen. Sicher aber ist, daß der Schutz der Wirtschaftsordnung immer nur auf die Staatsgewalt der einzelnen Volksgemeinschaft abgestellt sein kann. Von einer mehrere Völker umfassenden, das Recht sichernden Gemeinschaft können wir uns hier und da wohl ein Bild machen, aber es ist zur Zeit nicht zu verwirklichen. Ist dem so, so ist der Tausch zwischen Angehörigen verschiedener Völker in noch höherem Maße auf Vertrauen in die beiderseitigen Rechtsordnungen und auf unmittelbares Vertrauen zueinander gestellt als der Leistungstausch innerhalb einer Volkswirtschaft. Auch hier aber erscheinen gesicherte Währungsordnungen als wichtigste Grundlage einer Tauschmöglichkeit überhaupt. Denn wenn Angehörige zweier Völker miteinander tauschen, so müssen sie bei der Weiträumigkeit dieses Verkehrs mit noch größeren Zwischenräumen zwischen Leistung und Gegenleistung rechnen. Sie bedürfen also in noch höherem Maße der Sicherheit, daß das für eine Leistung gewährte Geld nach Ablauf jenes Zeitraumes noch seinen alten Tauschwert hat. Haben sie diese Sicherheit nicht, so müssen sie zum primitiven Tausch zurückkehren. Er ist zwischen verschiedenen Volkswirtschaften leichter und in größerem Umfange denkbar als innerhalb einer Volkswirtschaft. Denn die einzelnen Völker tauschen nicht mehr höchste Teilleistungen miteinander, sondern in größtem Umfange Volleistungen, ob es nun Rohstoffe oder Erzeugnisse des Gewerbefleißes sind. Aber dafür sind eben, wie schon gesagt, die Räume größer, und der Tauschverkehr hat den weiteren Nachteil, daß er nur die Beziehungen zwischen zwei Volkswirtschaften in Geben und Nehmen aufeinander abstimmt, dagegen die Möglichkeit verbaut, in einem Ringtausch, wie beim Wohnungsringtausch, 5, 6 und mehr Teilhaber zu beteiligen. Je größer der Ringtausch gestaltet werden kann, um so glatterer Austausch bester Leistungen zur Befriedigung aller Teilhaber ist möglich. Das kann sich jeder an dem Beispiel des Wohnungstausches klarmachen. Ein solcher Ringtauschverkehr aber setzt die Einschaltung des Tauschmittlers Geld voraus, und das Geld wieder kann eine Tauschfunktion nur so lange gewährleisten, als es selbst in seinem Werte während erhalten wird. Nur diese Währungssicherheit gibt auch die Möglichkeit, daß sich Angehörige verschiedener Völker erarbeitetes Kapital anvertrauen. Nur in einem gegenseitig gesicherten Verhältnis gesicherter Währungen hat der Geber die Sicherheit, das geliehene Kapital zu gleichem Tauschwerte wieder zurückzuerhalten. Die

Volkswirtschaften als solche aber haben wieder das lebhafteste Interesse, daß die in einem Volke erarbeiteten Kapitalien einem anderen Volke anvertraut werden können. Wenn das englische Volk z. B. eine hochwertige Maschinenindustrie entwickelt hat, wenn es fleißig gewesen ist und Kapital erspart hat, so hat es großes Interesse, dieses Kapital an ein anderes Land zu geben, wenn in diesem Lande dadurch gewisse Rohstofferschließungen schneller und umfangreicher möglich werden als sonst. Denn dann kann das englische Volk seine Maschinen dorthin liefern und dafür Rohstoffe unter gleichzeitiger Rückzahlung des geliehenen Kapitals empfangen. Dies Beispiel für viele. Für die beste Entwicklung einer auf Steigerung der Lebenshaltung hinzielenden Volkswirtschaft ist also die rechtlich, währungspolitisch und moralisch zuverlässige Behandlung der Schulden ein sehr wesentliches Mittel. Wird eine dieser drei Voraussetzungen nicht erfüllt, so wird die Neigung, erarbeitetes Kapital in dieser oder jener Form einem anderen Volke oder seinen Angehörigen anzuvertrauen, auf den Nullpunkt sinken. Ein Volk also, das es mit der Behandlung der Schulden vorsätzlich nicht ernst nimmt, würde sich selbst um die Vorteile bringen, die mit einer geordneten Schuldenwirtschaft in der Welt auch volkswirtschaftlich erzielt werden können. Mit Recht hat daher der Präsident der Deutschen Reichsbank, Herr Dr. Schacht, immer wieder darauf hingewiesen, daß das deutsche Volk in Zukunft nur noch Schulden machen wolle, die es unter allen Umständen mit wahren Werten zurückzahlen könne. Solange ihm hierzu Gold nicht zur Verfügung steht, ist es leider darauf angewiesen, auf die Vorteile des Ringtauschverkehrs zu verzichten und den lediglich zweiseitigen Warentauschverkehr zu pflegen.

Mit allem Ernst weise ich darauf hin, daß ich hier nur von Wirtschaftsschulden spreche, d. h. von den Schulden, die im wirtschaftlichen Tauschverkehr der Völker untereinander entstehen oder die aus der einen Volkswirtschaft in die andere gegeben werden, um wirtschaftliche Werte zu erzeugen. Scharf davon zu trennen sind diejenigen politischen Schulden, die sich gelegentlich die Völker untereinander im Kampf auferlegen und hinnehmen. Werden diese Schulden ohne Rücksicht auf die Wirtschaftskraft eines Volkes bemessen, so sind sie naturwidrig und wirken schließlich ordnungswidrig. Hat die Weisheit derjenigen, die politische Schulden konstruierten (z. B. Kriegsentschädigungen und ähnliches), versagt, sind dem Unterlegenen Schulden zugemutet, die seine Wirtschaftskraft übersteigen, dann entsteht folgendes: das Schuldnervolk muß ständig seine eigene Lebenshaltung verschlechtern, um Arbeitsergebnisse zur Schuldentilgung freizubekommen. Eine einmalige, auch große Verschlechterung der Lebenshaltung nimmt jedes Volk hin, wenn es von dieser unteren Stufe aus wieder einen Weg nach oben sieht. Aber eine ständig fortschreitende Verschlechterung würde den Lebenswillen des einzelnen Menschen, der das Vitamin jeder Wirtschaft ist, zerstören. Diese Schulden werden ihren Erzeuger nicht verleugnen. Aus rücksichtslosem Kampfgeist geboren, werden sie Kampfgeist erzeugen. Hier kann nur die Weisheit der jeweils im Kampfe Stehenden und ihn Lenkenden dazu führen, daß die Waffen beiseitegelegt werden und zu friedlicher Ordnung zurückgekehrt wird. Wird diese Weisheit, wie es im Diktat von Versailles geschehen ist, in das Gegen-

teil verkehrt, dann werden diejenigen Lebenskräfte eines gesunden Volkes entfesselt, die sich der Vernichtung des eigenen Lebens entgegenstellen und die politische Schuld abwerfen. So sind schließlich auch die Reparationszahlungen Deutschlands im Jahre 1932 erledigt. Es wären weniger Spannungen heute in der Welt, wenn klare Erkenntnisse früher zu mutigen und weisen Entschlüssen geführt hätten. Noch geistert das Problem jener Schulden über der Welt, die nicht rein wirtschaftlichen Zielen dienten, sondern eindeutige politische Ursachen hatten. Dieses Problem muß gelöst werden. Es muß gelöst werden durch eine politische Weisheit, die mutig genug ist, der klaren Erkenntnis zu folgen, daß Schulden, die die Wirtschaftskraft eines Volkes übersteigen, die Leistungsfähigkeit dieses Volkes senken und daher auch dem Geber letzten Endes nicht zum Nutzen gereichen. Aber ebenso klar muß die Erkenntnis betätigt werden, daß kein Wirtschaftsverkehr der Völker untereinander denkbar ist, wenn nicht die Rückzahlung von Wirtschaftsschulden rechtlich, währungspolitisch und moralisch vollkommen sichergestellt ist. Es unterliegt keinem Zweifel, daß das Problem lösbar ist, wenn man sich gemeinsam, schon vorhandene Einrichtungen benutzend, um einen Tisch setzt mit dem Willen, diesen beiden Erkenntnissen zu folgen.

Aus einer solchen Behandlung der wirtschaftlichen Fragen, insbesondere der Schuldenfragen, könnte ich mir einen großen Antrieb für die Zukunft versprechen. Jede Klarheit ist ein Grundstein für weitere Fortentwicklung. *Jedes Opfer, das unwiderlegbarer Erkenntnis gebracht wird, ist eine Sicherung friedlicher Zusammenarbeit.* Hier ergäbe sich für eine Gemeinschaft der Völker, die sich zunächst nur auf freiwillige Gemeinschaftsarbeit einstellt und ausschließlich der Moral und dem organischen Wirken der natürlichen Kräfte vertraut, ein fruchtbares Arbeitsgebiet. Wie sich überraschend schnell in der Wirtschaft der einzelnen Völker das System der Wirtschaftsprüfung entwickelt hat, so wäre auch hier die allmähliche Anbahnung eines Zustandes denkbar, in dem die in einer solchen Gemeinschaft freiwillig zusammenarbeitenden Staaten gemeinsame Einrichtungen schüfen zur Sicherung der Währungsgrundlagen und der wirtschaftlichen Schuldverpflichtungen unter gleichzeitiger Abwicklung des politischen Schuldenproblems. Selbstverständlich könnte durch einen solchen Fortschritt in der Wirtschaftstechnik, der wieder einen Fortschritt der Leistungshöhe und damit der Lebenshaltung ermöglicht, nun nicht etwa das Ringen der Völker untereinander risikolos gemacht werden. Es würde auch bei einem solchen Ausbau der Währungstechnik und der Rechtssicherungen nun nicht etwa jede Kapitalhergabe aus der einen Volkswirtschaft in die andere verlustlos sein. Nein! *Die Verantwortung für das Ergebnis läßt sich nach logischer Erkenntnis niemals kollektivisieren.* Die relative Richtigkeit des letzten Entschlusses liegt immer in der Haltung des einzelnen Menschen und des einzelnen Volkes begründet. Sie hängt ab von dem Zutrauen des einzelnen Menschen in seine eigenen Kräfte und von dem Zutrauen, das er glaubt anderen entgegenbringen zu können. Dasselbe gilt für die Völker. Alle Instinkte, alle Regungen des Verstandes und des Gemütes müssen und sollen der Möglichkeit dienstbar gemacht werden, solches Vertrauen zu schaffen und zu erhalten.

HEINRICH BARON

Die französische Volksfront

Das Kabinett Léon Blum ist jetzt über sechs Monate im Amte und hat damit so ziemlich alle Prophezeiungen Lügen gestraft, die bei Beginn seiner Regierungstätigkeit verbreitet waren. Nach den ersten stürmischen Wochen, in denen zeitweise eine Art vorrevolutionärer Zustand in Frankreich herrschte, nach der langen Sommerpause, die dann die Gemüter auf allen Seiten ein wenig beruhigte, scheint das Kabinett heute fester denn je auf den Beinen zu stehen. Die Austragung der tiefgehenden Meinungsverschiedenheit mit Bezug auf Spanien zwischen den Kommunisten und den übrigen Teilen der Volksfront vor dem öffentlichen Forum der Kammer hat die persönliche Stellung des Ministerpräsidenten und seines Außenministers eher gestärkt als geschwächt. Denn es zeigte sich dabei, daß für die Außenpolitik dieser Regierung in der französischen Kammer eine Mehrheit vorhanden ist, die nicht die der Volksfront ist. Obwohl Blum mit dieser neuen Mehrheit jedenfalls nicht ohne Neuwahlen regieren will, könnten andere ihre Führung übernehmen und damit die viel in Frankreich verbreitete These widerlegen, daß nach einem Rücktritt der gegenwärtigen Regierung unter allen Umständen die Kammer aufgelöst werden müsse. Wenn, was viele erwarten, in einem solchen Falle etwa Chautemps oder Daladier die Zügel in die Hand nehmen und nach rechts und links von den Radikalsozialisten Bundesgenossen suchen, so könnte der Traum vieler Franzosen, die Große Koalition von Blum bis Flandin, ohne allzu große Schwierigkeiten verwirklicht werden. In dem Maße, wie das innen- und sozialpolitische Programm der Volksfront verwirklicht worden ist, tritt ja sowieso die Außenpolitik wieder in den Vordergrund. Gerade im Hinblick darauf ist eine feste Mehrheit in Kammer und Senat vorhanden, die sich prozentual auf eine mindestens ebenso starke Mehrheit im Lande selber stützt. Das darf man nicht aus dem Auge verlieren. Es mindert nicht den Wert solcher Überlegungen, wenn wir feststellen, daß sie vorläufig jedenfalls ziemlich theoretischer Natur sind. Denn die letzten außenpolitischen Auseinandersetzungen in der Presse und in der Kammer haben eindeutig bewiesen, daß der Meinungsstreit innerhalb der französischen Volksfront über die Aufhebung oder das Inkraftbleiben des Waffenausfuhrverbots nach Spanien die Volksfront wohl schwächen, aber nicht zerstören kann. Die Kommunisten wissen nämlich trotz allem Geschrei sehr wohl, daß die von ihnen empfohlene Politik von der übergroßen Mehrheit des Landes nicht unterstützt wird, und daß sie, wenn sie die Dinge zum Äußersten treiben würden, in eine hoffnungslose Isolierung geraten. Etwa 50 von den 72 Kammermandaten, die sie innehaben, verdanken sie der Unterstützung ihrer Volksfrontpartner im letzten Wahlkampf. Den größten Teil davon würden sie mit Sicherheit verlieren, wenn sie isoliert in eine neue Wahl-

schlacht ziehen müßten. Diese Aussicht zwingt sie zu stets neuen Kompromissen, und jedesmal zeigte es sich bisher, daß Blum dabei am längeren Arm des Hebels sitzt.

Das rassemblement populaire

Man tut aus diesen Gründen allein schon gut daran, die Nachrichten von den stets aufs neue auftauchenden Schwierigkeiten innerhalb der Volksfront im Hinblick auf die Möglichkeit einer baldigen offenen Regierungskrise kritisch zu betrachten. Da es sich hier nicht darum handeln soll, ein Werturteil über die Politik zu fällen, die im Zeichen der parlamentarischen Volksfront gemacht worden ist, sondern lediglich darum, durch die Darstellung des Geschehens Material zur eigenen Urteilsbildung zu liefern, so erscheint es angezeigt, an dieser Stelle einiges über die Volksfront oder genauer ausgedrückt das rassemblement populaire zu sagen. Einleitend sei bemerkt, daß man diesem politischen Gebilde kaum gerecht wird, wenn man es lediglich mit dem Maßstab der parlamentarischen Fraktionsarithmetik mißt, wie es meistens geschieht. Die Verführung dazu liegt freilich nahe, da es zeitlich und parlamentarisch als Nachfolger der nationalen Union erscheint, mit der Doumergue, Flandin und Laval regiert haben. Die Geschichte des rassemblement ist bis heute noch nicht geschrieben. Sonst wäre es schon deutlicher, daß seine Vorbilder nicht auf dem Gebiete der parlamentarischen Zufallsmehrheiten, sondern auf dem der republikanischen Volksbewegungen liegen, die in Frankreich immer dann erscheinen, wenn die Massen des Volkes die Überzeugung haben, daß „die Republik in Gefahr" ist. Insofern lassen sich mit dem heutigen rassemblement populaire vergleichen: die Sammlung der 363 republikanischen Abgeordneten durch Gambetta, um im Jahre 1875 die von Mac Mahon erstrebte Wiederaufrichtung des Bourbonenthrones zu verhindern, oder die von Waldeck-Rousseau und Combes um die Jahrhundertwende entfachte und geführte Volksbewegung, mit der der Einfluß der Armee und der Kirche im Staat gebrochen wurde, der während der Dreyfuß-Affäre besonders deutlich geworden war. In solchen Augenblicken der Geschichte der III. französischen Republik haben es die Erben des revolutionären Ideengutes auf der Linken Frankreichs immer wieder verstanden, die sogenannte discipline républicaine lebendig werden zu lassen, die sich in dem Grundsatz offenbart: il n'y a pas des ennemis à gauche. Damit wird verkündet, daß im Falle einer ernsthaften Gefahr für die Republik alle Meinungsverschiedenheiten unter den Opportunisten und den Doktrinären auf der Linken vor dem Gesetz der republikanischen Disziplin zurückzutreten haben. Unter Wahrung der völligen Selbständigkeit aller Linksgruppen und unter Aufrechterhaltung jedes einzelnen Punktes ihrer Parteiprogramme schließen sie sich zusammen, um die Republik als solche erneut zu sichern. Im Lichte einer solchen Betrachtung wird es verständlicher, daß z. B. die guten Kapitalisten in den Reihen der Radikalsozialisten, ohne an ihrer Seele Schaden zu nehmen, in Volksversammlungen erscheinen und sprechen können, bei denen die Sozialisten ihre roten Fahnen und die Kommunisten ihre Embleme und

Banner zeigen. Marschierte nicht auch Waldeck-Rousseau, der doch gewiß das Muster eines guten französischen Bourgeois war, im Kampfe für die Republik um die Jahrhundertwende nach den Klängen der Internationale? Vor ihm flatterten nicht nur die Trikoloren, sondern auch die roten Fahnen der Revolution, ja sogar die schwarzen der Anarchisten. Das besagte natürlich keineswegs, daß damit die Meinungsverschiedenheiten beseitigt worden wären, die ihn in den Fragen der Außenpolitik, der Finanzpolitik und des Tempos der sozialen Entwicklung von der bunten Gesellschaft zu seiner Linken trennten. Bezeichnend für die Wandlungsmöglichkeiten französischer Politiker ist übrigens, daß damals unter den Anarchisten jemand mitmarschierte, der später fünfzehnmal in Frankreich Ministerpräsident werden konnte: Briand.

Dieser kurze Blick auf bestimmte, permanente Gegebenheiten der inneren Machtbildung und Machtverteilung in Frankreich möge genügen, um das politische Gebilde des heutigen rassemblement populaire, oder kürzer gesagt der Volksfront, etwas verständlicher zu machen. Trotz aller peripherischen Erscheinungen in der französischen Demokratie gilt auch heute noch, daß die große Mehrheit des französischen Volkes „links" steht. Entsprechend der amtlichen Deutung, daß die große Revolution den Fortschritt schlechthin verkörpere, besagt dieses „Links" in dem politischen Glaubensbekenntnis des Durchschnittsfranzosen den Glauben an den immerwährenden Fortschritt, der sich in der Vervollkommnung der Menschenrechte und damit in der sozialen und moralischen Hebung der Gesellschaft, in der Zerstörung aller Kraftgebilde, die der „liberté" und der „égalité" gefährlich werden können, und in der Ersetzung der Macht bei der Regelung zwischenstaatlicher Angelegenheiten durch ratifizierte Rechtstitel offenbart. Diese von Rousseau und Voltaire entwickelten und in dem Manifest der Menschenrechte während der großen Revolution niedergeschriebenen Doktrinen sind trotz aller Wandlungen der Zeit auch heute noch die Grundgesetze der französischen Gesellschaftsordnung und beherrschen deshalb auch den gesamten Staatsapparat. Es ist sehr aufschlußreich, im Hinblick auf sie das Manifest der Volksfront vom 14. Juli 1935 zu untersuchen. Beinahe aus jeder Zeile spricht uns daraus der gleiche Geist und die gleiche innere Einstellung an, die den Gehalt der III. Republik bis heute bestimmt hat. Im Gegensatz dazu steht auch nicht, daß in der Gegenwart wie in der Vergangenheit andere Ideen vom Wesen der Gesellschaft und von der Aufgabe des Staates stark genug sind, um eine ansehnliche Anhängerschaft um sich zu versammeln. Überall und besonders in der französischen Jugend brechen heute solche Vorstellungen hervor. Aber die kompakte Mehrheit des Landes — das haben die Wahlen von 1932 und 1936 eindeutig bewiesen — ist von ihnen noch nicht ergriffen worden. Ob in unseren Tagen die beiden wichtigsten Parteineugründungen, die französische Sozialpartei de la Roques und die französische Volkspartei Doriots, ernsthaft in den geistigen Bereich des rassemblement populaire eindringen konnten oder ob sie sich im wesentlichen darauf beschränken, den buntfarbigen Gebilden auf der Rechten die Anhänger wegzunehmen, können erst die nächsten Wahlen anzeigen.

Heinrich Baron

Die Bedeutung des 6. Februar 1934

Alles, was heute in Frankreich geschieht, ist ganz wesentlich von den Vorgängen im Februar des Jahres 1934 beeinflußt. Darum ist es notwendig, sie kurz in diese Betrachtung einzuschließen. Die Wahlen von 1932 hatten eine ausgesprochene Mehrheit der Linken in die Kammer gebracht (320 von 614 Mandaten). Aber die Linke zeigte sich absolut unfähig, damit etwas anzufangen. Die tiefe Feindschaft zwischen Léon Blum und dem „Abtrünnigen" Paul-Boncour, der Meinungsstreit zwischen den Sozialisten und den Radikalen um die Führung und der persönliche Gegensatz zwischen Blum und Herriot verhinderten eine ersprießliche Zusammenarbeit der drei großen Linksparteien, von denen damals die Radikalen 160, die Sozialisten 110 und die republikanischen Sozialisten 50 Sitze in der Kammer innehatten. Zwei Jahre lang nach dem Votum des Volkes lebte Frankreich in einer Dauerkrise seiner Regierungen, die noch dadurch verschärft wurde, daß die beispiellose Nachkriegskonjunktur zu Ende ging und der Stawiskiskandal eine unerhörte moralische Krise in der regierenden Schicht des Landes aufdeckte. Die Spannungen, die daraus entstanden, entluden sich in den blutigen Schießereien am 6. Februar. Die Linke bezog eine Niederlage, wie sie in der Geschichte der französischen Innenpolitik wohl noch niemals zu verzeichnen war. Obwohl Daladier, der damals die Regierung führte, in der tragischen Nacht fünf Vertrauensvoten nacheinander erhielt, mußte er am 8. Februar unter dem Druck der Straße kapitulieren und zurücktreten. Denn darin lag ja das Wesentliche dieser Tage, daß das Gesetz des Handelns, die action directe, von der Straße her der Linken aus der Hand geglitten und an die Rechte übergegangen war. Wenn jemals auf der Rechten irgendeiner daran gedacht hat, mit einer solchen Aktion die Macht im Staate an sich zu reißen, so war die Stunde dafür denkbar günstig. Eine ganze Nacht lang hing der Besitz des Kammergebäudes, in dem sich alle Abgeordneten befanden, von der Eroberung einer einzigen Brücke ab. Aber dieser Streich gelang nicht, und zwar sowohl wegen des scharfen Durchgreifens Daladiers, der zusammen mit seinem Innenminister Frot rücksichtslos schießen ließ, als auch wegen der heillosen Verwirrung im Lager der Rechten, wo keine Persönlichkeit es wagte, offen das Kommando an sich zu reißen. Als am 8. Februar die Regierung Doumergue gegründet wurde, war die Gefahr für die demokratische Republik, wenn sie wirklich bestanden haben sollte, vorbei. Herriot, der geschickte parlamentarische Taktiker, führte den größten Teil seiner radikalen Streitmacht in die Reservestellung dieses Kabinetts der nationalen Konzentration und rettete damit den Parlamentarismus. Wäre auf der Rechten nur ein einziger Mann mit genügendem Ansehen gewesen, der den Mut gehabt hätte, die regierungsunfähige Kammer aufzulösen und Neuwahlen auszuschreiben – die Geschichte wäre wahrscheinlich andere Wege gegangen. Aber so fand sich keine andere Lösung, als die Staatsgeschäfte in die Hände eines Greises zu legen, der auch nichts Besseres konnte, als sehr bejahrte Herren um sich zu versammeln. Das Durchschnittsalter der Minister dieses Kabinetts Doumergue überstieg 60 Jahre! Es ist nicht verwunderlich, daß diese Regierung abtreten mußte, sobald sie mit

einer Verfassungsreform die Grundlagen der Parlamentsherrschaft anzutasten versuchte. Aber die Politik des Zeitgewinnens, die Herriot meisterhaft betrieb, war damit noch nicht vorbei. Es kam zunächst noch zu dem Experiment Flandin, an dessen Scheitern schließlich weniger die Linke als vielmehr die Börse und die Bank von Frankreich durch ihren damals noch sehr kräftigen politischen Einfluß schuld waren.

Die Linke schließt sich zusammen

Flandin wurde von Laval abgelöst, und dessen Regierungsmethode hat dann praktisch den Zusammenschluß der Linken beschleunigt. Für einen Ministerpräsidenten, der auf so schwachen parlamentarischen Füßen stand wie Laval, lag ohne Zweifel eine starke Versuchung vor, die damals auf der Straße beinahe gleichstarken Kräfte der militanten Rechten und Linken gegeneinander auszuspielen. Er machte das nicht ungeschickt, und beinahe ein ganzes Jahr lang schien ihm sein Spiel auch zu glücken. Wenn schließlich doch der Enderfolg ausblieb, so liegen dafür mehrere Gründe vor. Der wichtigste unter ihnen ist die Lavalsche Außenpolitik gewesen. Die Haltung, die Frankreich unter seiner Führung dem italienischen Kolonialfeldzug in Abessinien gegenüber einnahm, entsprach nicht dem Willen der Mehrheit des französischen Volkes. Die Verteidiger Lavals können mit Recht einwenden, daß eine Politik, die diesem wirklich entsprochen hätte, einfach deshalb nicht zu machen war, weil dieser Wille lediglich im Negativen einig, sonst aber wirr zerspalten war. Das ist durchaus richtig, ändert aber nichts an der Tatsache, daß sich schließlich die ganze Wucht dieser negativen Mehrheit gegen Laval wandte und ihn stürzte. Selbst Paul Reynaud, der doch gewiß nicht links steht, kritisierte ihn schließlich auf das schärfste, weil er die Freundschaft mit England bis an die Grenze des für England Erträglichen belastete, ohne dafür in Italien eine Kompensation zu bekommen. Andere Kreise der Rechten warfen ihm vor, daß er das Bündnis mit den Russen abgeschlossen hatte. Die Linke fand in der alten Briandschen Formel: „Der Pakt, nur der Pakt und nichts als der Pakt" ein bequemes Mittel, um in der Opposition gegen Laval das einigende Band unter allen ihren Gruppen fleißig zu flechten. In allen Parteien aber stieß Laval damit an, daß er bei seinem Besuch in Moskau den Staatschef einer fremden Macht, eben Stalin, aufforderte, in der französischen Innenpolitik zu intervenieren und die französischen Kommunisten zu einer veränderten Haltung in der Frage der Landesverteidigung zu veranlassen. Das hat besonders die patriotischen Gemüter der französischen Radikalen aufs tiefste verletzt. Wenn später auf dem Parteitag der Radikalsozialisten im Wagramsaal über diesen Punkt öffentlich so gut wie überhaupt nicht gesprochen worden ist, so hat er doch die Entscheidung gegen Laval mitbeeinflußt. Herriot bekam damit die Möglichkeit des Absprungs, und da seine Mission, die am 8. Februar mit dem Eintritt in das Kabinett Doumergue begann, sowieso schon beendet war, gab er die Führung der Partei an Daladier ab und rückte selbst für eine noch nicht abgelaufene Zeit ins zweite Glied.

Die Geburtsstunde der Volksfront

Auf der Linken war nämlich inzwischen mancherlei geschehen, was die innere Machtverteilung in Frankreich gegenüber dem Februar 1934 grundlegend veränderte. Das Prinzip der discipline républicaine setzte sich in dem Maße durch, wie die Feuerkreuzbewegung auf der Rechten scheinbar der Macht näherkam. Die 533 Notverordnungen Lavals hatten weite Kreise der Beamtenschaft, des Mittelstandes und der Bauern wieder mit der Rechten verfeindet und sie in ihre alten politischen Heimaten auf der Linken zurückgetrieben. Dazu kam, daß das Spiel des Ausbalancierens zwischen Rechts und Links, mit dem Laval das Gleichgewicht halten wollte, letztlich nur zu einer gefährlichen Stärkung der äußersten Flügel auf beiden Seiten führte. Als am 9. Juli 1935 bekannt wurde, daß de la Roque mit seinen Feuerkreuzlern am 14. Juli, dem nationalen Feiertag Frankreichs, auf den Champs Elysées demonstrieren würde, und daß die Regierung dazu die Erlaubnis erteilt hatte, war die Geburtsstunde der Volksfront gekommen. Am Abend des gleichen Tages erschienen die Präsidenten der Liga für Menschenrechte, Viktor Basch, und des Komitees antifaschistischer Intellektueller, Professor Langevin, auf dem Plan und beriefen die führenden Personen der wichtigsten politischen Linksgruppen zu einer gemeinsamen Sitzung zusammen, um eine Gegendemonstration der Linken am nationalen Feiertag in Gang zu bringen. Dieses Unternehmen glückte überraschend schnell. Am Morgen des 10. Juli wurde das rassemblement populaire aus der Taufe gehoben, und die Blätter der Linken vom gleichen Tage konnten bereits ankündigen, daß am 14. Juli alle Parteien und Gruppen der Linken auf dem Platz der Bastille aufmarschieren würden. Zehn Parteien und politische Vereinigungen hatten den Aufruf unterschrieben: die radikale und radikalsozialistische Partei, die sozialistische Partei, die kommunistische Partei, die Partei der sozialistischen und republikanischen Union, die Liga für Menschenrechte, das Komitee antifaschistischer Intellektueller, das Weltkomitee gegen den Faschismus und den Krieg (Amsterdam-Pleyel), die Bewegung alter Frontkämpfer (sozialistisch-kommunistischer Frontkämpfer-Verband) und die damals noch nicht vereinigten beiden Gewerkschaften. Die Tatsache, daß das rassemblement, die Volksfront, so schnell durch den Zusammenschluß dieser zehn Gruppen gebildet werden konnte, spricht dafür, daß die innere Disposition zum gemeinsamen Handeln bei jeder von ihnen vorhanden gewesen ist, und daß es nur einer Initiative bedurfte, um die Volksfront zu schaffen. Bezeichnenderweise kam dieser Anstoß nicht aus den Parteien, sondern von zwei Persönlichkeiten, deren linksgerichtete Einstellung zwar allgemein bekannt ist, die aber im parlamentarischen Leben so gut wie gar keine Rolle spielen.

Am Nachmittag des 14. Juli zeigte sich die Volksfront zum erstenmal in der Öffentlichkeit. Daladier, Blum und Cachin marschierten Arm in Arm vor einem riesigen Menschenhaufen, der sich mit einem Minimum an Disziplin vom Platz der Bastille zum Platz der Republique wälzte. Die Blätter der Rechten schätzten am anderen Tag die Zahl der Teilnehmer auf 300 000, die der Linken auf 500 000. Aber dieser Streit um Zahlen war politisch ziemlich bedeutungslos

gegenüber der Tatsache, daß der ganze Vorort St. Antoine, der klassische Herd aller französischen Revolutionen, von den Massen der Linken besetzt gehalten wurde, während zur gleichen Stunde etwa 100 000 Feuerkreuzler, von denen ein großer Teil aus der Provinz gekommen war, im Gleichschritt am Grabmal des unbekannten Soldaten vorbeimarschierte. Durch die auf diese Weise sichtbar gewordene zahlenmäßige Überlegenheit geriet das Spiel mit den inneren Gleichgewichten, das Laval nicht aufgeben konnte, ohne auf die Macht zu verzichten, in arge Bedrängnis. In dem Maße, wie überall im Lande nach dem Pariser Muster Volksfronten gebildet wurden, verlor die Regierung der nationalen Union an Ansehen, zumal schon geraume Zeit vor der Auflösung der Kammer deutlich war, daß die Zusammensetzung des alten Parlaments dem Willen der Volksmehrheit nicht mehr entsprach.

Machtübernahme und Regierung Blum

Am 16. Juli, als nach den endlosen Siegesfeiern nach dem nationalen Festtag endlich die Köpfe ein wenig klarer geworden waren, fand die zweite Sitzung der Leitung der Volksfront statt. Dabei wurde sehr ernsthaft der Gedanke diskutiert, ob man sich nun nach der Demonstration am 14. nicht wieder auflösen sollte. Die Verteidiger dieses Vorschlages machten geltend, daß angesichts der starken Mehrheit der Linken in Paris die „Feinde der Republique" keinerlei staatsstreichähnliche Aktionen mehr wagen würden und daß deshalb das normale Spiel des Parlamentarismus wieder Platz greifen könne. Aber diese Meinung setzte sich nicht durch. Im Gegenteil, es wurde schließlich einstimmig beschlossen, auch weiterhin in dem rassemblement zusammenzubleiben und im Hinblick auf den für später erwarteten Wahlsieg eine Art Regierungsprogramm auszuarbeiten. Dabei sollte innerhalb der Volksfront aber keineswegs nach parlamentarischen Sitten verfahren werden. Mehrheitsbeschlüsse z. B. galten nicht, sondern ein Vorschlag wurde entweder einstimmig auf das gemeinsame Programm gesetzt oder überhaupt verworfen. Bei den Abstimmungen behielt jede Gruppe die volle Freiheit ihres Votums. Auf diese Weise ist verhindert worden, daß die Volksfront so etwas wie ein Parteiersatz wurde. Andererseits macht dieser Beschluß auch verständlicher, warum nach der Übernahme der Regierung durch Léon Blum in verschiedenen schwerwiegenden innen- und außenpolitischen Fragen innerhalb der parlamentarischen Regierungsmehrheit tiefgehende Meinungsverschiedenheiten auftreten konnten. Die revendications du rassemblement populaire, die nach langen und äußerst schwierigen Beratungen als Grundsätze für eine Regierung der Volksfront veröffentlicht wurden, beschränken sich im großen und ganzen darauf, Prinzipien demokratischer und republikanischer Art zu verkünden und ihre Durchsetzung mit Hilfe der legal eroberten Macht im Staate zu fordern. An der Spitze dieser revendications steht der sogenannte Volksfronteid, der folgendermaßen lautet: „Wir schwören, zusammenzubleiben, um die demokratischen Freiheiten zu verteidigen, damit die Arbeiter Brot, die Jugend Arbeit und die Welt den Frieden erhält!" Im Zeichen dieses Eides umfaßt der erste Teil des Regierungsprogramms die „Verteidigung der Freiheit". Ein großer Abschnitt gerade

dieses Teiles ist durch das Kabinett Léon Blum bereits verwirklicht worden, u. a. eine allgemeine Amnestie, die Auflösung der militanten Rechtsverbände, die Anerkennung der Gewerkschaften als Sozialvertretung der Arbeiter und die Einleitung einer freiheitlicheren Politik in den Kolonien. Das seit Wochen in der öffentlichen Meinung Frankreichs lebhaft diskutierte Pressegesetz wird wohl noch vor Ende dieses Jahres im Sinne des Volksfrontprogramms von der Kammer verabschiedet werden, dürfte aber in der geplanten Fassung auf einen sehr heftigen Widerstand im Senat stoßen. Die empfohlenen Maßnahmen zur Verteidigung des Friedens brachten gegenüber der traditionellen Außenpolitik Frankreichs keinerlei neue Gesichtspunkte. Sie bejahen den Grundsatz des unteilbaren Friedens und der kollektiven Sicherheit, gewährleistet durch regionale Unterstützungsverträge im Rahmen des Völkerbundes. Léon Blum hat die in diesem Teil der revendications enthaltenen Gedankengänge im Sommer dieses Jahres einmal auf die kurze Formel gebracht: „La paix est générale ou elle n'est pas.“ Auch von den wirtschaftlichen Empfehlungen sind die wichtigsten, wie die Kürzung der Arbeitszeit, umfangreiche öffentliche Arbeiten, Festsetzung eines Beamtenhöchstalters, damit Plätze für die Jugend frei werden, Aufhebung einer ganzen Reihe von Lavalschen Notverordnungen, Errichtung eines Getreideamtes, Umwandlung des Statuts der Bank von Frankreich und ein neues Bankgesetz, bereits durchgeführt worden. Das gilt freilich nur soweit, als in sehr vielen Fällen vorläufig die beiden Parlamente die grundsätzlichen Gesetze verabschiedet haben. Deren Umsetzung in die Praxis wird wohl noch einige Zeit auf sich warten lassen und stößt jedenfalls teilweise auf sehr große Schwierigkeiten. Am deutlichsten wird das bei der Nationalisierung der Kriegsindustrie, die Kammer und Senat beschlossen haben, deren praktische Anwendung aber einige Grundfragen der kapitalistischen Wirtschaftsordnung berührt und deshalb von den zuständigen Ministerien nur äußerst behutsam in Angriff genommen wird.

Am 26. April und 3. Mai vorigen Jahres fanden die Wahlen für die Kammer statt, die der Volksfront eine nicht vorhergesehene Mehrheit von 377 Stimmen bei einer Gesamtheit von 616 Mandaten einbrachten. Die Art, wie die Volksfront bei dieser Volksbefragung zusammenarbeitete, war denkbar einfach. Überall wurde der Kandidat der Partei im zweiten Wahlgang von allen Anhängergruppen der Volksfront unterstützt, der im ersten Wahlgang, wo jede Gruppe für sich marschierte, die relativ meisten Stimmen auf sich vereinigen konnte. Auf diese Weise ist es zu erklären, daß die Kommunisten auf 77 Mandate kommen konnten, nachdem sie in der vorhergehenden Kammer zwölf innegehabt hatten. Während nämlich seit Jahren bei den Wahlen unter den Sozialisten und Radikalsozialisten aus alter Tradition das sogenannte Linkskartell zu spielen pflegte, und die Kommunisten isoliert blieben, wurden sie nunmehr die Nutznießer der discipline républicaine, durch die auch die Radikalsozialisten in vielen Fällen zur Stimmabgabe für die Kommunisten veranlaßt wurden. Die Partei Léon Blums setzte sich mit 144 Sitzen an die Spitze aller Gruppen innerhalb der Volksfront. Die Radikalsozialisten mußten die Schwankungen ihrer Politik unter Herriot mit einem Verlust von 58 Mandaten bezahlen. Sie blieben aber mit 106 Sitzen in der Kammer

immer noch die zweitstärkste Partei. Am Tage nach der Wahl reklamierte Léon Blum in einer Sonderausgabe des „Populaire" die Regierungsbildung für sich und seine Partei, und am 6. Juni berief ihn der Präsident von Frankreich zum Ministerpräsidenten. Das Kabinett, das dann im letzten Augenblick gebildet wurde, entspricht insofern nicht ganz den Erwartungen der Anhänger der Volksfront, als die Kommunisten bekanntlich nicht mit von der Partie sind.

Ausblick in die Zukunft

Das Kabinett Léon Blum ist jetzt, getragen von der parlamentarischen Volksfrontmehrheit, über sechs Monate im Amt. In dieser Zeit wurde bei verschiedenen Anlässen sehr deutlich, daß zwischen den Kommunisten und den übrigen Teilen der Volksfront tiefgehende Meinungsverschiedenheiten bestehen. Erinnert sei in diesem Zusammenhang an die Haltung der französischen Regierung gegenüber dem spanischen Bürgerkrieg, eine Frage, bei der die Kommunisten in völliger Abhängigkeit von Moskau eine Politik betreiben, die der des Quai d'Orsay nur soweit folgt, als es auch Moskau tut. Es ist deshalb nicht verwunderlich, daß oft von einer Krise innerhalb der Volksfront gesprochen wurde und einige Auguren bereits so weit gingen, den Sturz des Kabinetts Blum für eine bestimmte Zeit vorauszusagen. Solche Betrachtungen berühren aber nicht den Kern der gegenwärtigen inneren Machtverteilung in Frankreich, sondern lassen sich allzusehr von der parlamentarischen Fraktionsarithmetik beeinflussen, die bei anderen Gelegenheiten sicherlich auch richtig war. Was dagegen die Regierung Léon Blum angeht, so hat der Ministerpräsident selbst oft genug öffentlich festgestellt, daß er die Macht so lange behalten werde, wie die Volksfront intakt bleibt. Damit ist die Frage des Regierungssturzes primär aus dem Bereich des Parlaments ausgeschieden und zu einer Angelegenheit der französischen Volksbewegung geworden, die sich im Zeichen der Linken nunmehr eineinhalb Jahre in Frankreich betätigt. Wer will angesichts der bewegten politischen Leidenschaften in den breiten Massen die Verantwortung dafür übernehmen, daß die Volksfront zerstört wird? Die Kommunisten? Sicherlich nicht so lange, wie sie befürchten müssen, daß sie den nächsten Wahlkampf, der nach einem Zusammenbruch der Volksfront unvermeidlich würde, isoliert bestehen müssen. Sozialisten, republikanische Sozialisten und Radikalsozialisten aber denken ebensowenig daran, die Volksfront zu sprengen, zumal die Abwertung des Franken und die auf eine Aktivierung der gewaltigen finanziellen Reserven Frankreichs abgestellte Wirtschaftspolitik des Kabinetts langsam ihre ersten Früchte tragen. Zudem kündigt der Fall Salengro eine neue Ära von Gesetzen an, die alle im gemeinsamen Geist der Linken geboren und deshalb die bestehenden Bande zwischen den einzelnen Gruppen der Volksfront vorläufig eher verstärken als lockern werden. Es kann deshalb schon richtig sein, wenn ein guter Kenner der französischen Innenpolitik uns dieser Tage versicherte, daß die Regierung Léon Blum so fest im Sattel sitze, daß man ihr Ende vorläufig nicht absehen, sondern daß man annehmen könne, daß sie die vollen vier Jahre der Lebenszeit des Parlaments an der Macht bleiben werde.

HANS A. WYSS

Zwischen den Entscheidungen

Zur Lage der Schweiz

Unser Land steht vor einer Neuorientierung der Politik, der Wirtschaft, schließlich seines gesamten Wesens, der es zu entgehen strebt. Der bis ins Mark gefahrene Schreck darüber, daß die Welt so unfaßlich anders wird, drängt zum Ausweichen vor den neu geschaffenen Tatbeständen und Forderungen der Zeit.

Diese Reaktion ist nicht Feigheit. Sie hängt vielmehr aufs engste mit einem jahrhundertalten politischen und ins Gesamtmenschliche übergreifenden Verhalten zusammen. Eine überaus merkwürdige seelische Lethargie überzog seit dem Rückzug aus der aktiven Politik die dynamischen Kräfte des Volkes. Es ist so befangen, daß es oft gleichsam abgeschnitten ist von der Außenwelt. Die Augen nach innen, brütete es in sich selbst versunken, was plötzlich in Ausbrüchen von Minderwertigkeit oder Einbildung nach außen hochschlagen kann.

Die stetig abgeschwächten Zusammenhänge mit den großen Weltbegebenheiten und den ihnen vorausfliegenden Ideen der Gemeinschaft und Macht verschafften dem Innenleben ständig wachsende Selbständigkeit, aber es verkapselte sich und wurde unzugänglich einem lockernden Zustrom. Das 18. Jahrhundert sah eine stattliche Schar von Käuzen und Sonderlingen als seltsame Begleiterscheinung der muntern, alles wissenden Aufklärung, die sich in der Schweiz häuslich niederließ als Ersatz für die ewigen Werte. Im 19. Jahrhundert zogen einsiedlerische Erfinder und versponnene Biedermeiergestalten neben dem rationalen Liberalismus der Gedanken und des Bürgertums einher, das mit all seinem Streben auf äußern Erfolg und naturwissenschaftlichen Beweis gerichtet war. Aus dem Gewühl ragt Gotthelfs Figur wie ein Seher auf einsamem Berge empor, mächtige Beschwörung zum Heil, unerhörter Heimruf zu den alten, segnenden Gewalten.

Die Schweiz führt seit Jahrhunderten ein verzaubertes Insel-Dasein, so paradox es klingt: obwohl mitten in Europa, lebt sie außerhalb von ihm. Zwar ist sie von den europäischen Spannungen umschlossen und hängt in ihrem Netzwerk, aber sie ist unberührbar, von der Welt wie durch einen unsichtbaren Dornenhag abgegrenzt, und unfähig, aus eignem Antrieb sich abzulösen und sich zu retten durch die Vermählung mit der Realität der eidgenössischen Idee und dem schöpferischen Bewußtsein dieser Realität. So ziehen die Dinge der Welt ungefangen wie Traumphantasma vor dem innern Auge vorüber, während der Mensch in äußerer Tätigkeit seine Pflicht tut, nüchtern und klar und mit prüfendem Verstand, und nie doch aus der Trivialität des privaten und politischen Geschäftes herausfindet, stets zuinnerst unbefriedigt und sehnsüchtig. Er gleicht einem von einer bösen Fee verwunschenen Fürstensohn, der ein kleiner Angestellter ist, dann Prokurist, dann ein Herr Direktor, jedoch im tiefsten Herzen seinen Ursprung nie vergessen kann, ohnmächtig im heißen Wunsche, all den Plun-

der von sich zu werfen, um wieder jenes freie, edle Naturdasein aufzunehmen, das ihm vor dem Falle eigen war. Es fehlt dem Schweizer, soweit sich sehen läßt, das Selbstbewußtsein der Erneuerung – jener Erneuerung, die ein Innenvorgang ist und keine äußere Mache notwendig hat.

Die Trennung von allen allgemeinen Zusammenhängen, wodurch man sich durchaus unbeteiligt und unverantwortlich vorkommt, bis zu dem Grade der metaphysischen Neutralität: des Enthobenseins von jedem letzten Entschluß, scheint es gewesen zu sein, was die Überzeugung eines eigenartigen providenziellen Schutzes im Unterbewußtsein gedeihen ließ. So läßt sich das sonderbare, oft angeführte Wort: Providentia dei et confusione hominum Helvetia regitur in seinem symbolischen Wert verstehen. Daß dieser ganze hochgepriesene Zustand der Uneinbezogenheit ein Ende haben, daß die Schweiz wieder aktiver, tätiger Teil der Welt werden und nach ihrem Maß und ihrer Kraft in bedeutsame Entscheidungen eingreifen könnte, das hält man für ein schlechtweg unmögliches Ereignis. Während die stille Revolution der Umwertung aller Werte unaufhaltsam und ohne Ansehen des Landes, in allen Lebensäußerungen und in allen Gebieten um sich greift, will man hier den unterbrochenen Schlaf wiederherstellen. Mit offenen Augen möchte man nicht sehen, daß auch die Schweiz an der Reihe ist, große Entschlüsse zu fassen.

*

Viel Unzufriedenheit wurde einfach darum geschluckt, schwere Mißstände deshalb geduldet, weil bis vor kurzem niemand an der Stabilität der Währung und der darauf gegründeten Sicherheit des privaten Lebensstandards und der politischen Verhältnisse Zweifel hegte. Feierlich wie in keiner Sache hatte der Bundesrat beteuert, daß er am Franken festhalte, und als er doch mit „einer Verbeugung vor der in Frankreich geschaffenen Lage", wie Bundesrat Obrecht das ausdrückte, in dramatisch-erregter Sitzung die Waffen streckte, da geriet wirklich für einen Moment der ganze politische und soziale Bau durch die Senkung der Währungsbasis ins Wanken. Es ist aber auch ganz sicher – nachträglich betrachtet – daß nur der schnelle Entschluß der Abwertung, der das Land vor ein folgenschweres fait accompli stellte, das Schweizer Volk vor einer Panik bewahrt hat. (Durch die Unterlassung der Abwertung und bloße Goldankäufe mit einem Agio wäre der wilde und verhängnisvolle Ansturm der internationalen Spekulation doch losgebrochen.) Jedermann hat sich in den Gedanken gefunden, daß eine vollständig neue Situation geschaffen ist und Fragen politischer Grundsätzlichkeit, die man früher überhaupt nicht stellen konnte, durch die Erschütterung der Geborgenheit jetzt zur Tagesordnung gehören.

Die Rückwirkung im Volk war zunächst eher gedämpft. Nur einige scharfmacherische Kreise fanden, sie seien vom Bundesrat verraten und betrogen worden, was viel zu weit geht. Wir haben bestimmt keinen Machiavelli in Bern. Immerhin kamen nüchtern denkende Leute, mit gesundem, scharfem Einblick ins heutige Volksleben, zur Ansicht, daß der Bundesrat seine Vertrauensscharte nur mit einem großzügigen Wirtschaftsaufbau auswetzen könne.

Tatsächlich war der Moment vielversprechend. Die vor der Abwertung erschütterte und windschiefe Wirtschaftsverfassung hätte sich durch ein überlegenes Handeln in größerer Stärke wieder aufrichten lassen. Die erste Zeit nach der Abwertung ließ sich verblüffend günstig an. Durch die Goldankäufe der Nationalbank gingen mehr als eine halbe Milliarde von Rückfluß-Kapitalien ein, und der außerordentliche Geldüberfluß erleichterte die Lage von privaten und öffentlichen Unternehmungen, so daß die Nationalbank den Diskont auf den niedersten europäischen Zinsfuß von 1,5 Prozent herabsetzen konnte. Der Export zog an, die Fremdenindustrie war vor einer Katastrophe gerettet, der Preis der wichtigsten Lebensmittel durch Staatsintervention stabilisiert. Alle diese Antriebe hätten aber durch ein Wirtschaftsprogramm der Regierung feste Form und eine zentrale Leitung erhalten müssen. Der verantwortliche Minister, Bundesrat Obrecht, hat schon Ende September verlautbart, daß er in dieser Richtung definitive Entschlüsse fassen werde. Dieses Programm ist bis heute ausgeblieben.

Es fehlte einzig am konsequenten, eindrucksvollen Handeln und den weitgesteckten Zielen der Regierung, wenn der einzigartige Moment, die Wirtschaft zur Gesundung und zur Zusammenarbeit zu führen, wieder verpaßt ist. Wenn jetzt, Wochen nach dem Abwertungsbeschluß, unterirdische Wellen der Beunruhigung durch das Land laufen und eine Initiative von links die Entwicklung abzufangen droht, so liegt die Schuld dafür nicht in dem einmaligen und durch die Umstände notwendigen Akt, sondern in der Passivität, in die man zuständigen Ortes, durch das eigene Handeln erschüttert, wieder zurücksank. Der liberale Mensch verpönt eben den handelnden Willen (die Dinge müssen sich von selber richtig gestalten, ohne Vorausschau und Programm), darum sieht er auch seine Notwendigkeit nicht ein. Diese Anschauung ist bestärkt von einer jahrzehntelangen Erfahrung der Prosperität einer Zeit, wo der gestaltende Wille nicht vonnöten war und eigentlich alles von allein aufwärts ging.

*

Dieses Vertrauen herrscht auch heute an oberster Stelle vor. Die kürzlichen Ausführungen des Bundespräsidenten, die der Abwertung gegenüber in dem Wunsche äußerster Sparsamkeit gipfelten, waren von deprimierender Inhaltlosigkeit, aber von dem schärfsten Gegner der Abwertung nur allzu verständlich. Jedoch das Volk sieht sich mehr denn je verlassen und auf sich selbst angewiesen.

So konnte eine starke Opposition, konzentriert in der Richtlinien-Bewegung, nach außen einheitlich auftreten und auf breitester Basis Boden gewinnen. Es ist nicht rückgängig zu machen, daß durch den Wirtschaftsbeschluß ein neues Stadium politischer Machtbildung begonnen hat. Der Versuch einer Volksfront mit Linksextremisten an der Spitze ist mißlungen. Ihr Exponent, der bolschewisierende Nicole, ist gestürzt. In entschiedenem Auftreten haben die bürgerlichen Parteien, gedrängt von jungen nationalen Kräften, alle Positionen in Genf besetzt. Nun wird von links ein neuer Anlauf unternommen.

Den „Richtlinien für den wirtschaftlichen Wiederaufbau und

die Sicherung der Demokratie" haben sich der Gewerkschaftsverband, die sozialistische Partei, die Angestelltenverbände, die Jungbauern unter Müllers rötlicher Färbung, der evangelische Arbeiterverband und die Demokraten angeschlossen, und erhebliche Teile des Freisinns sind geneigt, es zu tun. Das Ziel ist, nach dem Vertreter des Angestelltenverbandes, die Überwindung der Krise als Voraussetzung zur Erhaltung der Demokratie. Dies soll durch die Ausnützung der Produktionsmöglichkeiten geschehen, um allen einen gerechten Anteil am Gesamtertrage der Volkswirtschaft zu sichern. Der Hauptgesichtspunkt des Programmes ist eine Politik der Mitte aus allen aufbauwilligen Kräften des Volkes.

Der „Planlose Staatssozialismus", wie ein bürgerlicher Politiker das gegenwärtige Durcheinander nennt, soll hier offenbar durch den planvollen Staatssozialismus ersetzt werden. Die Richtlinienführer drängen auf eine vermehrte Ausgabenwirtschaft des Staates, der sehr hohe Beträge für eine weitere Arbeitsbeschaffung anlegen soll. Für ihre Auffassung ist typisch, daß die Wirtschaftsbelebung durch ungedeckte Staatsaufträge erfolgen soll, wobei die Gewerkschaften es als gänzlich unwichtig hinstellen, daß ein Staatsbudget ausgeglichen sein müsse. Der Wiederaufbau soll also namentlich auf dem Rücken des auch sonst schwer belasteten Staates vor sich gehen, allem Anschein nach mit einer hitzigen Scheinkonjunktur zu Beginn und einem großen Katzenjammer hinterher. Der offensichtliche Chaos-Plan hat aber als Verbesserung für den Augenblick viel Verlockendes, das psychologisch allein in die Augen sticht. Deshalb wird der Warnungsruf, nicht mit ungedeckten Budgets anzufangen, was Sorgfalt und Verantwortung in der Finanzgebarung zerstöre, als „kleinbürgerliche Jeremiade" verlacht. Nur die ständerätlichen Wächter strengen Haushaltens haben die Botschaft des Bundesrates, der auf dieser Linie nachgab, nicht gebilligt. Was kümmert die breiten Schichten die Meinung dieser Kommission.

*

Teilweise wird die Suche einer Lösung durch die Richtlinien-Initiative wieder auf das wirtschaftliche Terrain abgeschoben. Aber der zweite Programmpunkt drängt zu grundsätzlichen Entscheidungen auf der politischen Ebene.

So verführerisch die wirtschaftlichen Gedankengänge tönen, die politische Idee des Richtlinien-Programms ist ein noch bestechenderer Sirenengesang für ein demokratisches Herz. Denn es bestehen im Bürgertum trotz alledem gewisse Bedenken, sich wirtschaftlich auszuliefern, und eine berechtigte Furcht vor den kalten Operationen des Staatssozialismus. Das politische Entgegenkommen der Linken aber, das muß Vertrauen erwecken. Der zur Landesverteidigung ohne Einschränkung bekehrte Sozialismus spielt sich als Hüter der Demokratie auf, und da sollten die bürgerlichen Parteien, die das Wort Demokratie beständig im Munde führen, nicht gerührt in den treuherzigen Lobgesang auf die Demokratie einstimmen? Alles scheint ein Herz und eine Seele.

Zunächst ist ihnen beiden die Demokratie ein Begriff der Ablehnung, eine Schutzwehr gegen das Schreckgespenst einer Diktatur. Der Inhalt, der sich nicht

durch eine negative Umſchreibung gewinnen läßt, iſt ſo verſchwommen, daß er aber auch fortwährend willkürlich ausgedeutet wird. Eben das Ausgedroſchene und Abgeleierte macht das Wort von der Demokratie zum wunſchgemäßen Vehikel der Abſichten der Richtlinien-Gruppen, indem ſich dahinter die eigentlichen Ziele verbergen laſſen. *In der politiſchen Ideologie der ganzen Welt iſt kein ehemals klares und bedeutungsvolles Wort ſo ſchändlich mißbraucht, wie eben dieſer Ausdruck.*

Wenn der Generalſekretär der franzöſiſchen Gewerkſchaften, Jouhaux, für die Demokratie und den Frieden eintritt und die Richtlinien-Macher, an ihrer Spitze der Generalſekretär der ſchweizeriſchen Gewerkſchaften, Weber, für Demokratie und Landesverteidigung werben, ſo deutet dies auf einen *allgemeinen* und taktiſch übereinſtimmenden, *internationalen Rückmarſch* und die *ideologiſche* Umſtellung des *bürgerlich infiltrierten Marxismus.* Dem verkappten Spiel ſetzte Stalin die Krone auf mit der Erklärung, daß die Diktatur der Arbeiterklaſſe die „einzig reſtloſe demokratiſche Verfaſſung in der Welt" iſt. Nicht der integrale Kommunismus iſt für die Schweiz gefährlich. Volksfront-Nicole wurde glänzend ausgebootet, und nirgends ſpielt er mehr eine nennenswerte Rolle. Die *Gefahr* droht vielmehr von den *gemäßigten,* klug operierenden *Linkskreiſen,* die ſich in den demokratiſchen Pelz kleiden und von den Bürgerlichen dafür eine Belohnung erwarten. Schaden für das Ganze iſt jene *kurzſichtige Bürgerlichkeit,* die der Linken für den bieder ſein ſollenden Händedruck den Klaſſenkampf des Marxismus und alle ſtaatsſozialiſtiſchen Beſtrebungen von Herzen verzeiht.

Beim Überſchlag von Gewinn und Verluſt dieſes Handels zeigt ſich deutlich, daß die ganze Sache die Mühle der Linken treibt, in der Auffaſſung der Sozialdemokraten, daß ſie bei dieſer neuen Politik mit allen Kräften mitarbeiten werden, weil ſie mit den Zielen ihrer Partei übereinſtimme. Wem es bei dieſem offen zugeſtandenen Parteimanöver nicht wie Schuppen von den Augen fällt!

Es iſt das Betrübliche, daß der geſchickt eingefädelten Richtlinien-Initiative *wenig aktive Kräfte* gegenüberſtehen. In erſter Linie etwa die verſchiedenen, aber nicht ſehr ſtarken *Erneuerungsbewegungen,* dann der abwehrende, ältliche Liberalismus, an wichtiger Stelle ſchließlich der *Katholizismus.* Es iſt für die ſchweizeriſche Politik höchſt aufſchlußreich, daß im Endkampf um den Erfolg oder um den Nichterfolg der Richtlinien-Initiative Sozialiſten und Katholiken die Klingen kreuzen. Heftige Angriffe gegen die Katholiſch-Konſervativen durch die Linkspreſſe demaskieren die Stelle, wo die *Leitung der bürgerlichen Politik* und des Staates ſitzt. Die Abſicht dieſer Anfeindungen iſt zum mindeſten die, das Kleinbürgertum und die Angeſtelltenſchaft bockig zu machen und ihre Trennung von der katholiſch-freiſinnigen Führung auszulöſen, die dann eventuell die Spaltung der freiſinnigen Partei zur Folge haben könnte.

Es wiederholt ſich in dieſem noch keineswegs abgeſchloſſenen Kampfabſchnitt das alte, in der Schweiz allgemein zu beobachtende Kräfte- und Energieverhält-

nis: die Linke hat die Einfälle und die Offensive. Sie ist eine taktisch wendige Opposition in ständigem Werben um die Angestellten, die Kleinbauern und die kleinbürgerliche Mitte. Die Mächtigen der Wirtschaft und die alten Parteien haben das Beharrungsvermögen, erhebliche Mittel, aber in geistigen Fragen eine gänzlich unklare Haltung. In ihren Schichten finden sich weder werbende Ideen noch mitreißende Führertalente. Es ist der typische „Liberalismus in der Defensive", der versucht, Positionen zu halten, die ihm unter den Füßen entgleiten. Der Bundesrat steht in der Mitte zwischen den beiden Gruppen und gibt um der Popularität und um des lieben Friedens willen oft dem Begehren von links nach. Vergeblich sucht man in ihm den beherrschenden Willen, der klaren Kurs durch alle Widerstände hält. Die Dinge gehen somit den alten Lauf, daß wie vor der Abwertung ein lethargischer Mißmut und schimpfender Überdruß entsteht, die bei den Teuerungsanzeichen anfangs 1937 ihre Blasen treiben werden.

*

Das ist nun keineswegs die Neuorientierung, der Kampf der Jugend mit dem Blick auf neue Ziele, der befreiend wirken würde. Es handelt sich in der Richtlinien-Bewegung einfach um nichts anderes als um eine Parteikombination großen Stiles, mit der die Sozialdemokratie, die in der Kriseninitiative und andernortes schwere Schlappen erlitt, wieder Oberwasser bekommen soll. Lebendige Politik liegt höher als das Blickfeld der selbstsüchtigen Parteiinteressen und der Verbandsegoismen.

Das Volk hat sie gründlich über. Es wendet sich den „Unabhängigen" Duttweilers zu, der in vieler Augen der künftige, helfende Wirtschaftsminister ist, und den Erneuerungsgruppen ohne Parteischablonen.

Die ganze Außenpolitik und in ihrem Mittelpunkt die Neutralität bedarf der Klärung und aktiven Begründung. Ein belebendes Wirtschafts- und Finanzprogramm tut bitter not. Weltanschauung und Kulturpolitik sind brache Felder. Das Problem der staatstragenden Schichten harrt der Prüfung, und damit das der Erziehung, wovon wiederum staatliche Gliederung und volklicher Zusammenhang in höchstem Maß abhängen.

Das Wirtschaftsprogramm scheint noch im Vorstadium der Beratung, alles übrige teils auf die lange Bank geschoben oder überhaupt noch nie geprüft.

Wohin muß diese Nachlässigkeit im Grundsätzlichen führen? Welchen Wert hatte schließlich die Abwertung, wenn Zerfahrenheit und Gruppenegoismen nur ärgere Formen annehmen und das Volk beim Mangel jeder Führung von oben sich die düstersten Gedanken macht, es werde bei einer kommenden Preisverteuerung noch schlechter dastehen als zuvor?

Gewaltig sind die Aufgaben, die sich stellen. Wir brauchen eine führende Gemeinschaft für das Ganze und verbunden mit dem Ganzen. Sie sollte frei vom Parteiensystem sein und, einig in ihrer eidgenössischen Bereitschaft für die Tat, die nächste, fruchtbare Entscheidung vorbereiten.

Laotse

(6. Jahrhundert vor Christi)

Pflege der Persönlichkeit

Wenn auf Erden alle das Schöne als schön erkennen,
so ist dadurch schon das Häßliche gesetzt.
Wenn auf Erden alle das Gute als gut erkennen,
so ist dadurch schon das Nichtgute gesetzt.
Denn Sein und Nichtsein erzeugen einander.
Schwer und Leicht vollenden einander.
Lang und Kurz gestalten einander.
Hoch und Tief verkehren einander.
Stimme und Ton sich vermählen einander.
Vorher und Nachher folgen einander.
Also auch der Berufene:
Er verweilt im Wirken ohne Handeln.
Er übt Belehrung ohne Reden.
Alle Wesen treten hervor,
und er verweigert sich ihnen nicht.
Er erzeugt und besitzt nicht.
Er wirkt und behält nicht.
Ist das Werk vollbracht,
so verharrt er nicht dabei.
Und eben weil er nicht verharrt,
bleibt er nicht verlassen.

Selbstbeschränkung

Etwas festhalten wollen und dabei es überfüllen:
das lohnt der Mühe nicht.
Etwas handhaben wollen und dabei es immer scharf halten:
das läßt sich nicht lange bewahren.
Mit Gold und Edelsteinen gefüllten Saal
kann niemand beschützen.
Reich und vornehm und dazu hochmütig sein:
das zieht von selbst das Unglück herbei.
Ist das Werk vollbracht, dann sich zurückziehen:
das ist des Himmels SINN.

Rückkehr zur Echtheit

Gebt auf die Heiligkeit, werft weg die Erkenntnis:
Und das Volk wird hundertfach gewinnen!
Gebt auf die Sittlichkeit, werft weg die Pflicht:
Und das Volk wird zurückkehren zu Familiensinn und Liebe!
Gebt auf die Kunst, werft weg den Gewinn:
Und Diebe und Räuber wird es nicht mehr geben!
In diesen drei Stücken ist der schöne Schein nicht ausreichend.
So sorgt, daß die Menschen etwas haben, woran sie sich halten können!
Zeigt Einfachheit, haltet fest an der Lauterkeit:
so mindert sich die Selbstsucht, so verringern sich die Begierden.

Bittere Herrlichkeit

Wer auf den Zehen steht,
steht nicht fest.
Wer mit gespreizten Beinen geht,
kommt nicht voran.
Wer selber scheinen will,
wird nicht erleuchtet.
Wer selber etwas sein will,
wird nicht herrlich.
Wer selber sich rühmt,
vollbringt nicht Werke.
Wer selber sich hervortut,
wird nicht erhoben.
Er ist für den SINN wie Küchenabfall und Eiterbeule.
Und auch die Geschöpfe alle hassen ihn.
Darum: wer den SINN hat,
weilt nicht dabei.

Warnung vor dem Krieg

Wer nach dem SINN dem Menschenherrscher hilft,
zwingt nicht mit Waffen die Welt.
Seine Art ist es, den Rückzug zu lieben.
Wo Kämpfer geweilt, wachsen Disteln und Dornen.
Hinter den großen Heeren her kommt sicher böse Zeit.
Der Tüchtige will Entscheidung und nichts mehr.
Er wagt nicht Eroberung mit Gewalt.
Entscheidung, ohne sich zu rühmen,
Entscheidung, ohne stolz zu sein,
Entscheidung, weil's nicht anders geht,
Entscheidung, ferne von Gewalt.

Sind die Geschöpfe stark geworden, altern sie.
Denn das ist Wider-SINN.
Und Wider-SINN ist nah dem Ende.

Schmiegsame Bekehrung

Ist man beim Herrschen zurückhaltend und zögernd,
so ist das Volk ehrlich und einfach.
Will man beim Herrschen alles untersuchen und aufspüren,
so zeigt das Volk nur Mängel und Fehler.
Das Leid ist es, von dem das Glück abhängt.
Das Glück ist es, auf das das Leiden lauert.
Wer erkennt aber, daß es das Höchste ist,
wenn nicht geordnet wird?
Denn sonst verkehrt die Ordnung sich in Wunderlichkeiten,
und das Gute verkehrt sich in Aberglaube.
Und die Tage der Verblendung des Volkes dauern wahrlich lange.
Also auch der Berufene:
Er ist Vorbild, ohne zu beschneiden,
er ist gewissenhaft, ohne zu verletzen,
er ist echt, ohne Willkürlichkeiten,
er ist licht, ohne zu blenden.

Einschränkung des Selbstbetrugs

Wenn die Leute den Tod nicht fürchten,
wie will man sie da mit dem Tode schrecken?
Die Leute aber in beständiger Furcht vor dem Tode halten,
und wenn einer Wunderliches tut,
den sollte ich dann ergreifen und töten?
Wer getraut sich das?
Es gibt aber einen, der das Töten überwacht und tötet.
Wer nun statt dieses Einen, der das Töten überwacht, tötet,
der gleicht dem Mann, der statt des Zimmermanns die Axt führt.
Wer statt des Zimmermanns die Axt führt,
der wird selten davonkommen,
ohne sich die Hand zu verletzen.

Aus „Das Buch des Alten vom Sinn und Leben" (Jena, Eugen Diederichs).

RUDOLF PECHEL

Die beiden deutschen Interregna

„Nach Kaiser Friedrichs Tode lag
wohl dreißig Jahr und manchen Tag
Friede und Recht darnieder".
Kaiserchronik.

Zeiten des Niedergangs, der Unsicherheit, der Machtlosigkeit nach außen, der Gewalt und des Unrechts im Innern sind nur dann für ein Volk von tödlichem oder bleibendem Schaden, wenn in ihnen nicht Keime neuer Zukunft da sind, die vielleicht nur durch die äußerste Not zur Entfaltung und späterer Blüte gebracht werden können, oder wenn nicht eine tragende Idee von eigener Leuchtkraft die Gemüter unbemerkt zu dem Ziele führt, in dem der Sinn des Seins eines Volkes, sein staatlicher oder sein sittlicher Sinn, sich vollendet.

Es hat in der deutschen Geschichte verschiedentlich Zeiten gegeben, in denen die Mitlebenden keine Hoffnung auf eine deutsche Zukunft mehr zu hegen wagten und in denen dann doch der rückschauende Betrachter die Quellen neuer Herrlichkeit entdeckt. Wir kennen die Klagen und das Hadern mit dem Schicksal aus solchen Zeiten, deren tieferer Sinn den von ihnen Eingesponnenen und Bedrängten nicht offenbar wurde. Nur wenig Begnadeten ist es vergönnt, die neue Fragestellung, die das Schicksal einem Volke in seiner Entwicklung aufzwingt, wirklich zu erkennen und die richtige Antwort auf die neue Frage zu finden. Deshalb ergibt sich fast immer eine unzulängliche Lösung, weil die Größe der Aufgabe nicht richtig gesehen wird. Die Träume von dem Tausendjährigen Reich als falsche Antworten auf ernsteste Fragen sind aus der Gebrechlichkeit und der Zagheit der menschlichen Natur wohl zu verstehen, sind aber stets nur das Ausweichen der Schwachen oder der Hysteriker vor den wirklichen Entscheidungen gewesen.

Als im Jahre 1254 das Interregnum begann, das bis zum Jahre 1273, bis zum Regierungsantritt Rudolfs von Habsburg, dauern sollte, wurde der Beginn dieser kaiserlosen Zeit im Gefühl des Volkes durchaus nicht als ein neuer Abschnitt gesehen. Denn der Niedergang war nach der Hochzeit der Staufer schon so stark vorgeschritten, daß die furchtbare äußere Schwächung des Reiches und die vollendete Rechtsunsicherheit im Innern zunächst nicht einmal als etwas Neues empfunden wurden, zum mindesten nicht vom Gesamtvolke. Denn in diese Zeit fällt das Bewußtwerden und die Erstarkung des deutschen Bürgertums in den Städten, und der deutsche Adel aus allen Gauen des Reiches befestigte seine Herrschaft in Ostpreußen und vollendete damit die einzige ganz große kolonisatorische Leistung des deutschen Volkes. War solange die Geschichte des deutschen

Volkes nur eine Geschichte seiner Fürsten und seines Adels gewesen, so entschied sich jetzt, daß das Bürgertum ein nicht mehr auszuschaltender Träger deutschen Schicksals wurde. Es wurde zu einer neuen, nicht vorgesehenen außerverfassungsmäßigen Macht im Reiche. Durch den Mainzer Bürger Walpode wurde der erste Städtebund geschlossen, dem trotz des Widerstands der Fürsten immer neue und immer stärkere Bünde folgten.

Hier war zweifellos ein großer Anlauf, aber der Punkt des Startes und die Festsetzung des Zieles waren zu klein gegenüber der von der Geschichte gestellten Aufgabe. Im Grunde war zunächst das Streben nach Beseitigung ungerechter Zölle das treibende Moment, und die Zielsetzung ging im wesentlichen nicht über die Sicherung von Sonderinteressen hinaus. In diesem Ich-Bezogensein des Wollens lag ebenso der Keim des Scheiterns wie in der unklaren Abgrenzung, da man in die Verträge auch nichtdeutsche Städte und selbst deutsche Standesherren einbezog.

Und doch gewann in der Zeit der tiefsten Not jetzt die Idee der Krone ihr inneres Leuchten, das ihr Auferstehen aus dem Untergang ermöglichte. In diesem Deutschland war die Krone der Garant der Rechtssicherheit des Einzelnen und der Selbstbehauptung des Volkes nach außen. Den dichterisch geformten Niederschlag fand dieser Tatbestand in der gereimten Kaiserchronik und dem bekannten Meistersingerspruch, der die Sage von der Wiederkunft eines deutschen Kaisers und die Kaiserhoffnung der Deutschen festhielt: „Des Rechtes Gleichheit bringet uns der hehre Kaiser zurück." Er wird die Grenzen erhalten und den Frieden im Innern, die Armen und Schwachen schützen und jedem sein Recht zuteilen und sichern. Der stärkste Beweis für das lebendige Fortwirken der Krone war die Aufnahme des falschen Friedrich: selbst im Zerrbild suchte man noch die Erfüllung der Sehnsucht zu finden.

Neben dem Bedürfnis nach dem allgemeinen Landfrieden war in den Städten trotz zu kleiner Zielsetzung der Einheitsgedanke des Reiches stärker erhalten geblieben als unter den deutschen Fürsten, und die Sehnsucht nach beiden kristallisierte sich um die Krone. Denn die Städte waren vom Königtum niemals so stark bedroht gewesen, wie sie die Landesherren hatten fürchten müssen. Der Markt, der Mittelpunkt und das Herz der Städte, stand unter dem Königsfrieden, und auch dadurch hing der Gedanke des Rechts und der Sicherheit unlösbar mit der Idee der Krone zusammen. Es lag in der Eigengesetzlichkeit der Krone, daß sie wirken konnte, da die Herzen für das Heilige der Krone noch empfänglich waren. Denn sie ist nicht gegründet auf Gewalt, sondern in dem Bewußtsein des Volkes. Und darum können keine Mißachtung und kein Hohn ihr den Glanz nehmen, solange die Herzen sie bejahen.

Der große Anlauf des deutschen Bürgertums in der Zeit des ersten Interregnums scheiterte, und aus dem selbstbewußten, stolzen Bürger wurde im Lauf der Geschichte und endlich in der harten Schule des Absolutismus der unter-

tänige deutsche Spießbürger, der freilich vor allen Aufgaben kläglich versagen mußte. Die Einordnung in den Staat brach dem Bürgertum das Rückgrat, denn eine Einordnung in das Volk als Nation war damals noch nicht möglich. Das war ein Opfer, das weder dem Staat noch dem Volk genützt hat.

Als im Jahre 1806 die deutsche Kaiserkrone den müden und unfähigen Händen des Habsburgers entglitten war und das Reich unter den gewaltigen Schlägen Napoleons zusammenbrach, wurde nicht ein Zustand der Größe und Herrlichkeit abgelöst durch einen völligen Zusammenbruch. Sondern auch damals war das Reich schon seit langem nichts anderes gewesen als ein Notdach, unter das man sich bei außenpolitischen Stürmen flüchtete und das immerhin einen — wenn auch lockeren und dürftig gewordenen — nationalen Zusammenhang gewährleistete. Die Geschichte des ersten deutschen Interregnums schrieb Kempff, die des zweiten von 1806 bis 1871 hat uns jetzt der Altmeister deutscher Historie Erich Marcks in zwei stattlichen Bänden geschenkt*.

Unter dem schadhaften Notdach des alten Reiches waren seine Stützen die Einzelmächte, es fehlte aber die tragende nationale Schicht. Das schwerste Versäumnis der alten Krone war, daß sie zwei Grundlagen nicht geschaffen hatte: Gleichheit des Rechts und Einheit der nationalen Gewalt. Trotzdem war im alten Reiche ein Überrest deutscher Gesamtstaatlichkeit erhalten geblieben, „eine Überlieferung, uralt, aber inhaltsleer; sie wurde zuletzt zu einem bloßen Klange. Denn neben ihrer Weite und Größe stand eine immer ärmere und engere Wirklichkeit; wo die Wirklichkeit lebendig war, war sie nicht deutsch, sondern naturgemäß nur territorial, und nur wie ein Dunstkreis schwebte das Deutsche darum und darüber." Und wiederum wurde das Bürgertum zum Träger des Reiches, des Reiches als Idee und Sehnsucht der deutschen Menschen. Denn nur hier war ein gesamtdeutscher Stand, der in seiner äußeren Einheit getragen wurde von den Stützen des Zollvereins, der Eisenbahn und des Kapitals, der nach dem Ganzen drängte von der Wirtschaft her und der zu gleicher Zeit als einziger Hüter deutscher geistiger Überlieferung auch Bewahrer der Idee der gesamtdeutschen Einheit, verkörpert in der deutschen Kaiserkrone, war.

Das Biedermeier, in das der deutsche Bürger, aber auch der geistige Mensch sich gar zu gern flüchtet in politisch ihm unbequemen Läuften, wurde abgelöst durch eine Zeit der Männlichkeit und des Wirkens.

Je trüber und enger die deutsche Wirklichkeit nach dem großen Aufschwung der Befreiungskriege wurde, um so stärker begann das Leuchten der Idee. Freilich

* Erich Marcks, „Der Aufstieg des Reiches. Deutsche Geschichte von 1807 — 1871/78". I. Band: Die Vorstufen. II. Band: Bismarck (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt).

muß auch hier festgestellt werden, daß der Ausgangspunkt zunächst einmal sehr reale Eigeninteressen waren, aber sie erwiesen sich als brauchbares Vehikel für die große Idee. Nur so war es möglich, daß beim Ausbruch des deutsch-französischen Krieges die Überzeugung Gemeingut aller werden konnte, die in zwei Menschenaltern gewachsen war, daß nun der Kaiseradler seinen Fittich über alle deutschen Lande breiten müsse. Vom Geistig-Idealen, als der notwendigen Vorbereitungsstufe, war der Weg zum Greifbar-Realen, zur einzig möglichen staatlichen Form gegangen.

Aber wie seinerzeit nach dem Interregnum der deutsche Bürger, der Träger der deutschen Kraft und des Einheitsgedankens, zum Untertan entartet war, so sank nach Erfüllung der Sehnsucht der deutschen Einheit der Bürger des neuen Reiches, da er sich der Nation nicht eingliederte, schließlich zum Parteimann ab.

Und doch ist die nationale Einheit, die mit der deutschen Kaiserkrönung am 18. Januar 1871 ihre Vollendung fand, für alle Lebensmöglichkeiten der Nation in der Nachzeit die Vorbedingung geblieben sowohl „für alle äußere, alle wirtschaftliche, alle gesetzgeberische Gesundheit", für Weltgeltung und Weltmacht als auch „für die innersten Güter, für jedes Bedürfnis innerer Gemeinsamkeit, für die Selbstempfindung und den Stolz und den Willen, auf denen alles Völkerleben ruht".

Das 1871 gegründete Reich hat unter der Kaiserkrone, deren Idee in das Blut des deutschen Volkes übergegangen war, eine Kraft angereichert von so riesenhaftem Ausmaß, daß auch die fürchterlichste Mißwirtschaft und selbst die vollendete Unfähigkeit seiner Nachfolger sie nicht ganz haben vergeuden können. Und erhalten blieb die nationale Einheit, deren Unentbehrlichkeit auch in den tiefsten Nöten des Niedergangs ihre Daseinsprobe bestanden hat und die die unentbehrliche und unwegdenkbare Voraussetzung für jede deutsche Entwicklung in aller Zukunft ist.

PAUL FECHTER

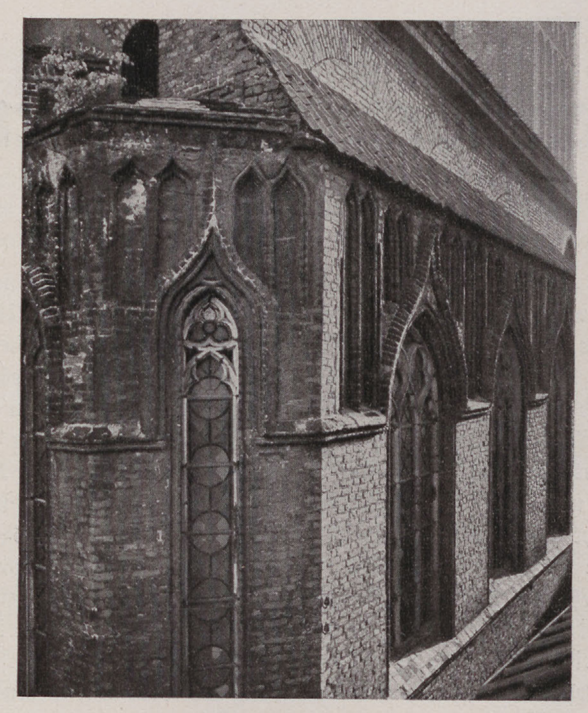
Die Pforte des Ostens

Das 700jährige Elbing 1237–1937

„Wulfstan sagte, daß er von Haedum abfuhr, daß er in Truso nach 7 Tagen und Nächten war, wobei das Schiff dauernd unter Segel fuhr. . . . Und Wendenland war den ganzen Weg über bis Wislemutha an unserer Steuerbordseite. Diese Wisle, die Weichsel, ist ein sehr großer Strom . . . und fließt ins Estenmeer. Und dieses Estenmeer ist etwa 15 Meilen lang. Dann kommt ostwärts der Ilfing, der Elbing, in das Estenmeer aus dem See, an dessen Gestade Truso liegt."

So beginnt Wulfstans berühmter Bericht über seine Fahrt von Haedum, das ist Haithabu, nach Truso, der alten Preußenstadt am Drausensee – und in diesem Bericht taucht zum erstenmal der Name der guten Stadt Elbing auf, die in diesem Jahre 1937 die ersten sieben Jahrhunderte ihres Daseins hinter sich hat. Der alte Seefahrer, dessen Fahrtbericht uns König Alfred von England erhalten hat, nennt als erster den Ilfing, den Fluß, der aus dem Drausensee in das Estenmeer, das Frische Haff, fließt, von dem schon Tacitus berichtet – und dem die fast vier Jahrhunderte spätere Stadtgründung des Deutschen Ordens ihren heute durch Schichau, Neunaugen und andere gute Dinge weithin berühmten Namen dankt. Die Stadt Elbing hat 700 Jahre Geschichte hinter sich: die Landschaft, in der sie liegt, Haff und Drausensee und Elbingfluß, tauchen schon vor einem Jahrtausend einmal schattenhaft und doch deutlich erkennbar aus dem Dunkel der geschichtslosen Zeit, und die Preußensiedlung, deren Funktionen Elbing dann später übernommen hat, hat nach einem Jahrtausend ebenfalls wieder ihre Auferstehung gefeiert, durch den Spaten.

Es ist nicht ganz leicht, sich einen Raum, den heute eine Stadt einnimmt, unbesiedelt vorzustellen. Bei Elbing und seiner Landschaft stößt das auf ganz besondere Schwierigkeiten, weil die Gegend selbst sich in den sieben Jahrhunderten seit der Stadtgründung ungeheuer verändert haben muß. Wenn man heute den vor einem Menschenalter nach dem Brand von 1777 wieder errichteten Turm der katholischen Pfarrkirche von Sankt Nicolai besteigt und von seiner Galerie den wunderbaren Blick über die Stadt mit den steilen, schmalen Dächern und über das weite Land draußen ringsum genießt, so bietet nur die östliche Hälfte des Rundblicks noch das alte Bild. Nach Westen, Süden und Norden zu hat sich die Landschaft völlig verändert: da, wo heute weithin grünendes, fruchtbares Land grüßt, breitete sich damals Wasser, im Norden das Haff, im Süden der Drausensee, die beide nur durch eine schmale Landbrücke getrennt waren. Das Haff reichte nach der Bertramschen Karte bis in die Gegend von Zeyer hinab, und der Drausensee ging bis an den Fuß der Höhe unter Preußisch-Mark, nach Süden bis Dollstädt und nach Westen bis halbwegs Fischau. Elbing ist ge-



Elbing, Nikolaikirche, Nordostecke, Obergeschoß

gründet als eine Stadt am Strom, die zugleich noch eine Art von Seestadt war. Das Frische Haff hatte sein Tief nicht erst bei Pillau, sondern war bei Schmergrube gleich östlich Kahlberg offen, und der Drausensee war noch so sehr See, daß Markgraf Heinrich von Meißen schon 1236 zwei Kriegsschiffe bauen ließ, die „Pingrin" und die „Friedland", um den See von den räubernden Preußen zu säubern.

Die Kreuzherren hatten durchaus begriffen, warum sie hier, in unmittelbarer Nähe der alten Bernsteinstadt Truso eine Niederlassung gründeten. Sie war der Gegenpol zu Danzig, flankierte das sumpfige Weichseltal im Osten, wie es Danzig im Westen abschloß — und war der sinnvolle Ausgangspunkt für alles weitere Vordringen nach Osten. Die neue Gründung war eine See-, eine Wasserstadt, mit dem Rücken gegen die sumpfige Niederung, gegen Haff und Drausensee — mit dem Gesicht nach Osten, zur Höhe, auf der die Preußen hausten. Heute liegt es an dem schmalen, müden Fluß, der die verwunschenen und verwachsenen Reste des Drausensees mit dem um viele Meilen zurückgewichenen Haff verbindet; jenseits des Elbing liegt statt Sumpf und Bruch fruchtbares Niederungsgelände, und der alte böse Feind, die Nogat, die viele Jahrhunderte seit dem verhängnisvollen Durchstich zwischen ihr und der Weichsel die Eisgänge und das Hochwasser brachte, ist vernichtet und durch Schleusen an der Montauer Spitze ein sterbender Kanal, ein stehender See geworden. Den alten Sinn der strategi-

schen Lage begreift man noch, wenn man oben auf Sankt Nicolai steht und zugleich des Blicks von Sankt Marien in Danzig nach der fernen Stadt am Fuß des Hockerlands, der Elbinger Höhe, gedenkt. Der alte Wulfstan hat nicht schlecht beschrieben: „Die Wisle, die Weichsel, ist ein sehr großer Strom und trennt Witland (das Weißland der Dünen) und Weonodland (das Wendenland)." Der Orden konnte seinen Zug nach Osten nur mit der Sicherung durch Elbing am Wisletal gegen eben dies Wendenland unternehmen.

★

Siebenhundert Jahre sind in das Land gegangen, seit die Deutschherren hier auf dem rechten Ufer des trägen Flusses, auf dem ebenen Raum zwischen dem Ilfing und der beginnenden Höhe die Anfänge der Stadt schufen. Möglich, daß sie zuerst irgendwo weiter südlich am Drausen, näher am alten Truso oder am Herrenpfeil siedelten: die eigentliche Stadt entstand auf diesem Raum und lebte ihr Leben in diesem Raum zwischen Fischbrücke und Annaberg, Hoher Zinne und Drei Bergen. Es war ein Leben voll Kraft und Wucht, ein östliches Dasein, das wohl das kräftig-stolze Sprichwort rechtfertigt: „Es gibt gute Menschen, es gibt böse Menschen – und es gibt Elbinger." Aus Deutschtum, Preußentum, zugewanderten protestantischen Polen, die vor der Gegenreformation flüchteten, und englischen, französischen, holländischen Immigranten wuchs hier ein sehr besonderer Schlag – und die Geschichte ging auch nicht eben sacht mit der guten



Elbing, An der Fischbrücke

Stadt unter dem Thumberg um. Sie lag nicht umsonst unmittelbar am Rande der Höhe, auf der die Preußen saßen, wo sie ihre Dörfer, und in Wöklitz, in Lenzen, in Tolkemit ihre Burgen hatten, die wohl schon in der Germanenzeit Schutzwälle in Kriegszeiten gewesen waren, wo in Preußisch-Mark seit alters preußischer, pruzzischer Markt gewesen war. Um Elbing ging ein gut Teil der schweren frühen Kämpfe zwischen Orden und Heiden; es war Danzigs natürlicher Gegenspieler nicht nur im jahrhundertelangen Wasserkrieg um den Nießbrauch des Weichselwassers, in dem zu guter Letzt, im 20. Jahrhundert, als der Kampf keinen Sinn mehr hatte, die Danziger siegten, indem das Wasserbauamt die Nogat überhaupt sperrte und den lebendigen Strom von Süden allein wieder, wie vor dem Durchstich zur Nogat, die Weichsel entlang nach Danzig fließen ließ. Sie lag im politischen Spiel der Könige Polens im Wettkampf mit der größeren Schwester drüben im Westen des Stromdeltas – und sie war mehr als einmal ein für den Orden wie für fremde Könige wichtigstes Einfallstor in den Osten, nach Preußen hinein und weiter. Sie war, nachdem sie 1454 stolz ihr Ordensschloß dem Erdboden gleichgemacht hatte, so daß nur noch eine hohe Säule im Garten des alten Gymnasiums von der verschwundenen Pracht dieses zweitgrößten Hauses der Deutschherren zeugt, wie Danzig eine Freie Stadt unter dem Schutz der polnischen Könige geworden, die an den Rat der Stadt Elbing nur lateinisch, nie polnisch schrieben. Handel und Wandel ging weit über See, Engländer ließen sich hier nieder, wofür noch heute Namen wie Ramsay und Macdonald und Pott und viele andere zeugen – und als 1626 der schwedisch-polnische Krieg ausbrach und Gustav Adolf die Stadt besetzte, wurde Elbing einer seiner wichtigsten Waffenplätze an der Küste. Damals wurden die Befestigungen vollendet, die jetzt auch die Speicherinsel auf dem linken Elbingufer in ihren Rahmen hineinbezogen: Merian hat sie auf seinem bekannten Stich verewigt, und der sogenannte Danziger Graben, der noch heute, verwachsen und vom Flößholz malerisch ausgefüllt, das Viertel mit den schönen alten Speichern umzieht, ist der einzige erhaltene Rest dieser kriegerischen Herrlichkeit. Der Schwedenkönig hauste in der Stadt in dem alten Königshaus an der Ecke der Spieringstraße, ebenso fast hundert Jahre später sein seltsamer Nachfolger Karl der Zwölfte, der im nordischen Krieg die alte Stadt von neuem besetzte. Damals war ihre große Zeit bereits vorüber: die Kriegszüge des 17. Jahrhunderts, die Pest in den Jahren 1656–1660 hatten den Reichtum und die Macht Elbings gebrochen. Man liest noch heute nicht ohne Erschütterung die Totenlisten aus jenen Jahren, die der wichtigste Chronist der Stadt, der alte gewissenhafte Oberlehrer Professor Michael Gottlieb Fuchs, zu Beginn des 19. Jahrhunderts aufgezeichnet hat; die Seuche ist kaum weniger furchtbar gewesen als die, die fünfzig Jahre später das nördliche Ostpreußen entvölkerte. Wenn eine Stadt wie das damalige Elbing 3000 Bettler aufweisen kann, so spricht das nicht gerade mehr für Reichtum und Blüte. Elbing in Polnisch-Preußen, wie die Aufschrift auf dem Wernerschen Stich lautet, tritt im 18. Jahrhundert mehr und mehr in eine geschichtslose Zeit zurück, bis es mit Napoleon und dem russischen Feldzug für kurze Zeit aus der Vergessenheit auftaucht, sogar in den Proklamationen des Kaisers mit seinem Namen



Elbing,
Spieringstraße 30,
Giebel



Elbing,
Gasthof zu den Drei Bergen

aufleuchtet. Er hat auch in Elbing gehaust, das neben Danzig für ihn wichtiger Etappenort und Magazinstadt war; er wohnte nicht mehr im alten Königshaus, sondern schon am Neuen Markt, wo nach dem Brand von 1777 das neue zierliche Rathaus erbaut war, das erst das ausgehende 19. Jahrhundert vernichtete und durch einen wilden Neubau ersetzte. Am Neuen Markt lag auch das neue Königshaus, und von dort ist Napoleon wohl nach Weingarten gegangen zu der berühmten Parade über seine Regimenter, die man sich noch heute, unter der Napoleonseiche stehend, von der man den weiten Blick in das flache Land zu Füßen des Hügels genießt, mit unmittelbarer Anschaulichkeit vorstellen kann.

Die napoleonische Zeit und ihr Zusammenbruch brachte der Stadt neue Nöte, Kontributionen, Schulden — die erst langsam im 19. Jahrhundert neuer Gesundung, neuem Aufstieg wichen. Er war im wesentlichen an die Industrie gebunden: Elbing hat den Ruhm, den ersten Dampfer in Preußen, den „Columbus", gebaut zu haben, dessen Maschine zwar noch aus England bezogen wurde, der aber mutig noch zu Lebzeiten Goethes eine regelmäßige Verbindung über das Haff mit Königsberg versuchte, bis er im Sturm vor Pillau scheiterte und sein Ende fand. Diese Tradition der Werften und des Schiffbaues nahm später Ferdinand Schichau auf — und unter ihm wurde Elbing, was es heute wieder ist: die größte Werftenstadt des Ostens neben Danzig, geistiges Zentrum des Aufbaues und Wiederaufbaues der deutschen Flotte. Die Katastrophe des Krieges traf daher diese Stadt am härtesten — Agnes Miegel hat ihre Not sehr schön in dem Klageruf der Glocken von Sankt Marien gesungen: das neue Leben der letzten Jahre ist infolgedessen an ihr mehr in Erscheinung getreten als anderswo. Der alte Raum der Gründungszeit zwischen Fluß und Fuß der Höhe reicht schon lange nicht mehr für sie aus.

*

Trotz dieses Wachsens zur beginnenden Großstadt, trotz dieser kraftvollen Industrialisierung ist die alte Stadt am Elbing eine schöne Stadt, eine Stadt mit wunderbarer Atmosphäre und dem Reiz eines ganz eigenen Daseins geblieben. Um die alten Kirchen der Gotik ragen die Bürgerhäuser mit ihren Giebeln des 17. Jahrhunderts: um die alten Beischläge und das Markttor, um die kleinen Fachwerkwinkel des Heiligengeisthospitals und die Dielen der alten hohen Häuser ist Luft der Hansezeit — eine derbere, kräftigere Luft als drüben im feineren Danzig. Wenn der Schnee die hohen Dächer bedeckt und wenn der rasche Frühling kommt, wenn der klare Sommer mit frischem Wind von der See herübergrüßt: inmitten ist diese Stadt schön, und immer bindet sie die Menschen, die ihr entstammen, mit einer geheimnisvollen Macht, der sich keiner zu entziehen vermag. Der Reiz Elbings liegt nicht eigentlich in ihm selbst, sondern daß es an einer Stelle entstanden ist, an der den Reisenden wie den Eingeborenen zum erstenmal das Geheimnis des Ostens berührt. Soviel man von der Stadt und ihrer Geschichte, ihren Menschen und ihren Bauten erzählen mag, am Ende kommt man immer wieder zu Land und Landschaft, zu dem noch



Elbing, Heilige-Geist-Hospital. Hinterer Hof, Westflügel

immer unentdeckten und ungeklärten Zauber des hier beginnenden Preußenlandes. Es hat einen guten Sinn, daß von Elbing zuerst der Name, der Strom, die Landschaft bei Wulfstan auftaucht und viel später erst die Stadt. Das Land, der Boden mit seiner geheimnisvollen Macht und Größe und Bindungskraft ist das Entscheidende. Bei Elbing, östlich des Weichseltals beginnt der Osten, fängt der östliche Raum an, um den Wanderer dann weit hinein ins einst russische Land, nach Norden hinauf, die Memel und Wilja entlang zu geleiten. Wer einmal auf den Haffhöhen über Lenzen, auf dem Wiecker Berg stand und den Riesenraum über sich erlebte, der von Danzig und Hela bis Pillau und ins Samland hinein reicht, wer diesen Rausch von Höhe und Weite, Meer und Himmel und riesenhafter Endlosigkeit empfand, der weiß erst, was das Wort Osten eigentlich bedeutet. Elbing ist die Pforte zu diesem Osten, Beginn des östlichen Bodens: unter ihm ergreifen die geheimnisvollen Kräfte der Erde die Macht, die mitgehen über die Grenzen des heimatlichen Landes weit in die Endlosigkeit des Litauischen, des Baltischen hinein. Mit dem alten Preußenland beginnt der Osten — und Elbing ist mit Recht Erbin der alten Pruzzenstadt Truso, der Bernsteinstadt am verwachsenen Drausensee geworden, der ihren Namen erhalten hat. Es ist die erste Oststadt und die erste Stadt im östlichen Raum. Siebenhundert Jahre hat es das Preußenerbe verwaltet, in schweren und in guten Tagen. Siebenhundert Jahre lag es in der verzauberten und verzaubernden Welt seiner Landschaft — ohne daß sein eigentlicher Sinn und Zauber empfunden wurden. Nur einer ahnte ihn, ein alter Dichter des 16. Jahrhunderts — also daß man heute immer wieder an die

Verse denken und sich auf sie zurückziehen muß, die dieser begeisterte Verehrer der Schönheit und Reize Elbings vor nun bald vierhundert Jahren ihr gesungen hat:

„So ist nu gewislich nicht balt
Ein solcher orth in gleicher gstalt
In dem land Preusen zu finden,
Do man in gfar und gschwinden
Krigsnötten oder ander zeitt
Wegen der gwünschten glegenheit
Sicher hausen und wohnen mocht
Und do man sich in friedszeit kan
Besser und leichter erhalden
Wegen der schoenen manchfalden
Nahent fruchtbarn umbligenden
Und der grünen umbstehenden
Garten, weden, wiesen, felden
Der großen wasser und welden



Elbing, Heilige-Leichnam-Kirche
Langschiff von Ost nach West

Alle Bilder sind Aufnahmen der Staatlichen Bildstelle, Berlin

Ahn Speis und tranck an holtz desgleich,
Von jagten ist es auch fast reich
Ohn was man sonst vor Notturfft find,
Do man sich dann mit weib und Kind
Nirgents bas zu ernehren hatt
Als dann eben in dieser stad."

Der alte Dichter dieses Lobspruches ist sicher kein großer Poet gewesen, aber er hat etwas von dem Eigentlichen der Stadt und vor allem ihrer Landschaft verspürt, und so schließt man sich ihm in diesem Jubeljahr Elbings doppelt gern an, vor allem seinen Schlußversen:

„Und also ir lob grün und blü,
Stet wachsen mog spatt und frü,
Ja für und für zunehmen mus,
Wünscht Christoff Falconius.
Gott sey ehr."

EUGEN DIESEL

Deutsche fliehen aus Paris

Schicksale der Familie Diesel 1870

Die Eltern Rudolf Diesels, des Erfinders des Dieselmotors, wohnten bis zum Jahre 1870 in Paris, wo Rudolf 1858 geboren wurde und bis zu seinem zwölften Jahre auf die Schule ging.

1870 sollte Rudolf in die Ecole primaire supérieure eintreten. Damit wäre er nach menschlichem Ermessen Franzose geworden. Aber es wurde nichts aus diesem Schulwechsel, weil die Familie Diesel nach der Schlacht von Sedan Paris verlassen mußte.

Das Geschäft hatte sehr bald nach Ausbruch des Krieges starke Einbuße erlitten, so daß die Sorgen immer größer wurden. Bösartigen Verfolgungen und Bewachungen scheint man nicht ausgesetzt gewesen zu sein. Aber gegen Ende August wurde die Bevölkerung von einer schrecklichen Spionenfurcht ergriffen. Waren doch seit je viel mehr Deutsche in Frankreich ansässig als Franzosen in Deutschland. Man meinte, daß der preußische König Frankreich viel genauer kenne als Napoleon und schätzte die Zahl der Soldaten in der deutschen Armee, die Paris aus eigenem Augenschein kannten, auf zweihunderttausend. Wer nicht rein französisch sprach oder wer ein ungewöhnliches Aussehen hatte, wurde verdächtigt. Man hielt Stotterer an, weil sie zu schnell sprechen wollten; Taubstumme, weil sie nicht sprachen, Taube, weil sie, wie man glaubte, sich den Anschein gaben, nichts zu hören.

Die drei Kinder, die gewohnt waren mit den Eltern deutsch zu sprechen, durften nunmehr auf der Straße kein deutsches Wort mehr reden. Sie hatten sich aber so daran gewöhnt, mit den Eltern deutsch zu sprechen, daß sie sich nun schämten, mit ihnen französisch zu reden, obwohl sie mit den Franzosen lieber französisch sprachen. So blieben sie auf der Straße ganz stumm.

In den letzten Augusttagen füllten nervöse Menschenmassen die Straßen, zwischen denen sich tropfenweise finstere Gerüchte verbreiteten, aus denen schließlich ein ganzer Strom von unheimlichen Nachrichten wurde. Plötzlich kamen wieder Siegesnachrichten. Man steckte die Fahnen heraus und illuminierte, um nach ganz kurzer Zeit üble Kunde zu vernehmen, die Fahnen einzuziehen und die Lampions zu löschen. Die Seelen waren wie gefoltert, es herrschte fieberhafte Nervosität und eine schreckliche geistige Verwirrung bei einer Volksmasse, die beeindruckbar war wie eine Frau. Indessen begann man dort zu begreifen, daß man eine Belagerung würde aushalten müssen. Auch Mutter Diesel speicherte einige Vorräte an Lebensmitteln auf.

Mutter Diesel sollte am 28. August von einer kleinen Badereise zurückkehren. Aber man hatte ihr keine gute Nachricht mitzuteilen, da an diesem Morgen in sämtlichen Straßen von Paris folgendes Plakat angeschlagen war: „Die fremden Staatsangehörigen der im Krieg mit Frankreich befindlichen Länder müssen

Frankreich innerhalb von drei Tagen verlassen, wenn sie nicht eine Aufenthaltserlaubnis des Gouverneurs von Paris besitzen." Am 29. und 30. August lief der Vater vergeblich von Behörde zu Behörde, ohne erfahren zu können, welche Papiere man dem Gouverneur vorweisen mußte, um in Paris bleiben zu können. Mutter Diesel versuchte fertig zu packen, und der Vater, der unentwegt von Behörde zu Behörde lief, kam zwischendurch nach Hause, um beim Packen zu helfen. In diesem Zustand blieben die Dinge bis zum Sonntag, dem 4. September. Alle waren schrecklich ermüdet, ein Ergebnis war nicht da, man wußte nicht, was man tun sollte. Der Polizeipräfekt teilte mit, daß er nicht an die Bewilligung der Aufenthaltserlaubnis glaube.

Seit dem 3. September, einem Sonnabend, waren Gerüchte von einer großen verlorenen Schlacht im Umlauf, die bereits am 1. September stattgefunden hatte. Es handelte sich um die Schlacht von Sedan, die offenbar der Bevölkerung und sogar der Regierung verheimlicht worden war. Über der Stadt lastete eine fast unheimliche Stimmung. Fast ganz Paris hatte die Nacht schlaflos verbracht, in dem dumpfen Gefühl, daß der nächste Tag eine entsetzliche Nachricht bringen würde. Am Nachmittag des 3. September bestieg der General Palikao die Tribüne des Parlaments und schilderte die Lage als äußerst ernst. Um fünf Uhr nachmittags erhielt die Kaiserin Eugenie einen bündigen telegraphischen Bericht über die Katastrophe von Sedan. Sie schloß sich allein ein, um zu weinen. In der Nacht um ein Uhr zwanzig Minuten machte der General Palikao der Kammer Mitteilung von der Kapitulation und der Gefangennahme des Kaisers. Bei Tagesanbruch begannen Zeitungsverkäufer in der Rue de Rivoli die noch schlafende Stadt mit den schreckenerregenden Worten zu wecken: „Napoleon III. gefangen." Um acht Uhr morgens war eine ungeheure Menschenmenge in Bewegung.

An diesem Morgen hatte der Vater die Kisten zugemacht und in einer besonders großen Kiste noch alle Werkzeuge und Bücher untergebracht. Die Familie beschloß, daß der Vater zu Freunden, zu den Kellers, gehen sollte, um dort den Nachmittag zu verbringen; Mama und die Kinder wollten in die Kirche gehen, um dann den Vater bei Kellers zu treffen. Sie wohnten also dem Gottesdienst bei, und Mutter und Luise nahmen das Abendmahl. Als sie die Kirche verließen, waren sie sehr ruhig und doch traurig. Kaum hatten sie zwanzig Schritte gemacht, als sie an einer Straßenkreuzung eine Schar von Menschen sahen, die fast alle mit Gewehren bewaffnet waren, an deren Mündung grüne Zweige steckten. Diese Menschen hielten vor einem Hause an, über dessen Haupteingang zwei große Medaillen mit dem Bild des Kaisers angebracht waren. In Paris war es ja Sitte, alle auf Ausstellungen oder sonstwie erhaltenen Medaillen und sonstigen Auszeichnungen in großer Nachbildung über den Geschäften, meistens am Balkongitter des ersten Stockes, anzubringen. Gegen diese Bilder Napoleons III. richtete sich nun die ganze Wut des Volkes. Zuerst schrien die Menschen und liefen hin und her; dann versuchten sie mit dem Kolben der Gewehre die Medaillen zu erreichen und sie zu zerbrechen. Aber sie brachten es nicht zuwege, sondern vermochten nur darauf herumzuschlagen, was sie mit immer steigender Wut taten, bis ein Mann sie oben mit einem Hammer und seinen Füßen bearbeitete, so daß sie herab-

fielen. Mutter und Kinder hatten erhebliche Angst, da sie gar nicht wußten, was das alles bedeuten sollte. Sie sahen, wie die Menschen ein wenig weiter anhielten und die gleiche Zerstörung wiederholten. Schließlich waren überall die Kaisermedaillen entfernt. Scharen von Männern und Frauen mit Fahnen, auf denen in großen Buchstaben „Vive la république" stand, liefen durch die Straßen. Man nahm den Polizisten ihre Säbel weg. Niemand widersetzte sich. Frankreich war also Republik geworden.

Am Montag unternahm die Familie so gut wie nichts, da alle viel zu erregt und abgespannt waren. Aber am Dienstag morgen brachte plötzlich ein Mitbewohner des Hauses die Nachricht, daß in allen Straßen wieder ein die Ausländer betreffendes Plakat angeschlagen sei. Der Vater eilte auf die Straße und kam mit der Nachricht zurück, daß alle Deutschen innerhalb von vierundzwanzig Stunden Paris verlassen mußten. Nichtbefolgung des Befehls wurde mit Gefängnis bestraft. Sofort wurden nun die Koffer geschlossen und die letzten Anordnungen getroffen. Um elf Uhr verließ das Mädchen, eine Österreicherin, die Wohnung. Der Vater ging einen Wagen suchen. Alle Zimmer und Fensterläden wurden geschlossen.

*

Als man am Nachmittage abreiste, waren Vater und Mutter sehr traurig, die Kinder aber angesichts des Wechsels der Dinge und des Reiseabenteuers sehr fidel. Um neun Uhr abends war man in Rouen und stieg in einen von Flüchtlingen überfüllten Zug um. Übermüdet kam man um einhalb drei Uhr nachts in Dieppe an und bestieg sofort den Dampfer. Am 8. September, einem Donnerstag, kamen die fünf um zwölf Uhr mit einem Expreßzug in London an, wahrscheinlich auf der London-Bridge-Station. Da standen nun die Eltern mit ihren drei Kindern in der City am Themseufer, das kleine Gepäck in der Hand. Zuerst gingen sie ziellos, offenbar benommen, eine kleine Strecke weiter. Dann mußten die Kinder auf einer Bank warten, und die Eltern begaben sich auf die Suche nach einer billigen Unterkunft. Sie konnten es sich nicht leisten, mit der ganzen Familie noch einmal in ein Hotel zu gehen. Nach einer halben Stunde kamen die Eltern zurück, ohne etwas Passendes gefunden zu haben. Dann gingen sie alle fünf zusammen ratlos weiter und kehrten schließlich in einem kleinen Café ein, da sie ja doch etwas essen mußten. Hier nun blieben die Kinder wieder allein, die Eltern begaben sich aufs neue auf Wohnungssuche und fanden in dem Stadtteil Hoxton zwei Zimmer mit einem Bett und einem Schlafsofa. „Endlich waren wir bei uns und konnten uns ausruhen", schrieb Luise in ihr Tagebuch. Aber die Mutter rastete kaum und ging bald zu einer englischen Freundin, von der sie sich Hilfe versprach. Nach mehreren Stunden erst kam sie ergebnislos wieder zurück, denn die Freundin war verreist. Man trank eine Tasse Tee und verzehrte die Reste des von Frankreich mitgenommenen Proviants.

Am Morgen wurde ausgepackt, und die leeren Kisten dienten als Tische, Kleider- und Wäscheständer. Nun verging Tag um Tag mit dem Aufsuchen von alten Bekannten der Mutter oder von Beziehungen, die von dem edlen und hilfreichen Pastor Appia in Paris stammten. Es muß ein großer Kampf mit den

riesigen Verhältnissen und Entfernungen in London gewesen sein, ohne Geld, ohne Telephon, ein Kampf mit erschreckend geringem Erfolg, trotz mitgebrachter Empfehlungsschreiben, trotz der alten Beziehungen Mutter Elises.

*

Erst am 19. September, dreizehn Tage nach der Abreise, war Paris von den Deutschen, die auffallend langsam herangerückt waren, vollkommen eingeschlossen, und man hatte keine Möglichkeit mehr, mit den Parisern in Briefwechsel zu treten. Das empfand die Familie sehr schmerzlich, weil sie nicht wußte, was aus einigen Gepäckkisten geworden war, die man aus Sparsamkeit als Frachtgut hatte nachschicken lassen wollen. Zudem waren in der Pariser Wohnung noch in den letzten Tagen für den Fall einer Belagerung beträchtliche Mengen von Lebensmitteln aufgespeichert worden. Sollte dies nun verderben, wo die Pariser wahrscheinlich einer Hungersnot entgegengingen? Da erfuhr man, daß am 24. September ein Ballon mit Briefen und Brieftauben Paris verlassen habe. Bekanntlich entstand dann mit Hilfe der Ballons und der Brieftauben ein immerhin nicht geringer Nachrichtenverkehr zwischen den Belagerten und der Außenwelt. An einer Schwanzfeder der Brieftauben wurde ein kleines Federröhrchen befestigt, das auf ganz leichtem durchsichtigem Papier photographisch verkleinerte Nachrichten enthielt. Diese fast mikroskopische Schrift wurde in Paris mit Hilfe einer riesigen Laterna magica, deren Lichtquelle schon elektrisch war, auf eine weiße Fläche geworfen und von zwanzig Beamten abgelesen und abgeschrieben. Auch Privatleuten war es gestattet, kurze Nachrichten nach Paris zu geben. Es gelang den Diesels, von London aus ihren Hausmeister zu benachrichtigen, daß er die in der Wohnung befindlichen Lebensmittel verwenden möchte.

Daß infolge einer technischen Leistung die Lebensmittel zu Hause nicht verdarben und hungernden Menschen zugute kamen, hat auf das Gemüt des kleinen Rudolf Diesel einen tiefen Eindruck gemacht.

*

Der sorgenvolle Zustand und die große Unsicherheit ließen die Familie in London bald erwägen, ob es nicht besser sei, nach Augsburg überzusiedeln. Theodors Bruder Rudolf hatte von Augsburg geschrieben, diese Übersiedlung sei ratsam. Auf alle Fälle aber empfehle es sich der Schule wegen, den kleinen Rudolf, der schon begonnen hatte, eine englische Schule zu besuchen, nach Augsburg zu nehmen. In dieser Zeit muß es in London Tage großer Ratlosigkeit gegeben haben. Der Briefwechsel mit den deutschen Verwandten ging hin und her, und schließlich erboten sich Professor Christoph Barnickel und seine Frau Betty, eine Cousine Theodors, bis auf weiteres in Augsburg Rudolfs Pflegeeltern zu werden und ihn auf die Schule zu schicken. Barnickel war Mathematikprofessor an der Industrieschule in Augsburg. Der kleine Rudolf war technisch sehr begabt, und seine ganze Freude waren Maschinen. Schien sich nicht alles gut zu fügen?

Am 17. Oktober 1870 schrieben die Eltern an Barnickels, daß Rudolf wegen der großen Unsicherheit, in der sie schwebten, noch in London sei. Sie wußten selbst

noch nicht, was aus ihnen werden sollte, da es fast unmöglich war, Beschäftigung zu finden. Sie wollten noch einige Tage warten, um zu sehen, ob sie nicht am Ende alle gezwungen sein würden, London zu verlassen, so daß sie dann mit Rudolf zusammen reisen könnten. Jedenfalls aber wollten sie Rudolf noch in dieser Woche auf den Weg schicken. „Mit diesem übergeben wir Euch denn nun in Gottes Namen unseren Rudolf mit der Bitte ihn zum Menschen und Manne weiter zu erziehen, wozu wir so weit unser möglichstes gethan haben u. ich denke daß er auf gutem Wege dazu ist, u. hoffe ich daß wir Euch Lieben diese Bürde recht bald wider abnehmen können. Und da bitten wir Euch ihn streng u. einfach zu erziehen, ihn abzuhärten so vil es seyn kan, (in Paris schlief er auf einer Seegras Matratze od. Strohsack) ihn im Essen nicht zu verwöhnen u. ihn an ein thätiges, arbeitsames, denkendes Leben zu gewöhnen, mit einer gewissen Selbständigkeit verbunden so daß er nach u. nach ohne es selbst zu bemerken selbständig urtheilen und handeln lernt. Auch bitten wir Euch keine Nachsicht mit seinen Fehlern oder allenfalsigen Unarten zu haben, u. dieselben so streng als nöthig zu rügen. Ich weiß daß das was wir von Euch verlangen Viel ist, aber des Menschen ganze Existenz u. Zukunft liegt ja in seiner Erziehung."

Anfang November 1870 war es sehr kalt. Rudolf wurde einem Transport vieler anderer Deutschen nach Rotterdam angeschlossen, mit wenig Geld, aber



Rudolf Diesel im Alter von 12 Jahren, einige Wochen nach seiner Übersiedlung von London nach Augsburg

mit Mundvorrat für mehrere Tage versehen. Dem kleinen Jungen fiel der Abschied von den Eltern sehr schwer, auch fühlte er sich der deutschen Sprache noch nicht mächtig. Das Kind schiffte sich in Harwich ein, dem Ziel der letzten Reise des Mannes am 30. September 1913, das er nicht mehr erreichte.

Zu der Zeit, als man in Augsburg den kleinen Neffen erwartete, ging der Bruder Theodor Diesels, Onkel Rudolf, jeden Tag an die Bahn und erkundigte sich, wann Züge aus der Richtung Frankfurt – Würzburg ankommen sollten. Die Verbindungen waren wegen des Krieges sehr unregelmäßig und nicht fahrplangemäß. Oft war der Onkel vergeblich zum Bahnhof gegangen. Da kam eines Morgens früh ein Bahnangestellter und brachte den kleinen Rudolf zu seinen Verwandten. Er war also nun in Augsburg, der Stadt, in der Napoleon III. zur Schule gegangen war. Er endete in Sedan. Diese Schlacht von Sedan vertrieb Rudolf Diesel aus Frankreich und führte ihn nach Augsburg, wo dereinst der erste Dieselmotor gebaut werden sollte.

Bald nach seiner Ankunft berichtete er in einem Brief an seine Eltern.

Mittwoch der 9. November 1870

Liebe liebe Eltern

... Ich will Euch einmal erzählen wie es mir auf meiner Reiße gegangen ist. Ich ging also am Dienstag Abend fort, um halb neun kam ich in Harwick an, die Leute mit welchen Du gesprochen hast, lieber Papa, nahmen sich gar nicht um mich an und gingen auf dem Schiff in erste Classe für 10 shillings mehr. Ich sugte mir sogleich ein Bett und bekam eines, ich legte mich darauf nachdem ich ein bischen gegessen hatte; um 10 uhr ging das Schiff ab. Es sollte, wie mir der Capitain sagte, um 10 uhr vom anderen früh ankommen; aber wir hatten kein gutes Wetter und einen sehr starken Gegenwind, welcher uns um 7 Stunden verspätete. Ich konnte auf dem Schiff gar nicht schlafen, erstens, wegen dem immerwährenden schütteln, und zweitens weil ich neben dem Fenster lag und da kam das Wasser herein. Um 8 uhr stand ich auf und ging hinauf, da war es sehr windig aber es war besser wie unten, wo ein Geruch und eine Luft waren welche gar nicht auszuhalten waren, ich setzte mich neben die Maschine, da war es gut warm; im vorbeigehen sahen wir die Fransösische Flotte. als wir am Land ankamen war es 12 uhr aber es war nicht genug Wasser da, es kam ein anderer Capitain welcher das Land besser kannte, der führte das Schiff weit zurück, am End gingen wir den Rhein hinauf und um 5 uhr kamen wir in Rotterdam an. Ich machte mich gleich darüber zum Consul zu gehen, da kam mir ein Mann entgegen welcher vom Consul bezahlt ist und sagte mir er wolle mich hinführen, er hatte schon 8 andere Herren und zwei Damen versammelt und wir gingen alle mit einander hin. Als wir dort ankamen verlangte man uns unsere Papiere wir hatten alle ein Papier, nur die Eine Frau hatte keine; die war so dumm daß, wenn man sie fragte wo sie hinginge, sagte sie: „nach haus", oder, „oui oui" oder noch „oh, ben, non alors," sie konnte nicht deutsch und nicht Fransösisch, als sie der Consul fragte wo sie her war, sagte sie: „Metz" dann sagte er; „ich kann sie dann nicht unterstüzen, weil sie eine Fransösinn sinnd; dann sagte sie „mais non, en Prusse". Der Consul

gab uns jedem einen Gulden und eine Freikarte bis Emerich, und schikte uns zu einem Restauranten wo wir zu essen und ein bett bekamen. Am anderen Morgen habe ich Euch geschrieben, wir bekamen Kaffe und um 10 1/2 uhr gingen wir fort. Meine Kiste hatte man mir auf dem Schiff zerbrochen eine Leiste war weg und ein gutes Stück vom Deckel, ich habe sie aber doch nach Augsburg gebracht. Um 4 uhr kamen wir in Emerich an. Einer von den Männern hatte zwei Flaschen Schnaps ausgetrunken und da war er betrunken. Wie wir zum Bürgermeister kamen, fing er an zu singen, da zankte ihn der Bürgermeister aus und sagte „Warum kommen Sie hirher? um zu singen? – „Nein um unsere Geschenke zu hohlen. Da wäre er eingesteckt worden wenn die anderen Herren nicht für ihn gesprochen hätten. In Emerich bekamen wir wieder zu essen und ein Bett, und ein Billet bis Köln; in Köln gingen die Herren nach einer anderen Direction und es blieb nur noch ein Herr mit mir welcher bis Frankfurt ging wo ich einen Gulden bekam; von Emerich aus bekam ich nichts mehr zu essen und auch kein Nachtlager. In Frankfurt kam ich um 4 uhr früh an ich blieb im Banhof bis 7 uhr dann ging ich in eine Herberge und Trank eine Tasse Kaffee; da hielt mich ein Geistlicher an und sagte mir ich wäre fortgelaufen von zuhaus. Ich zeigte ihm aber meinen Pass und da war er zufrieden. Das Comité für die Ausgewiesenen war erst um 3 uhr auf, derweil schaute ich mir die Stadt an.

Donnerstag der 10. November 1870

Gestern hätte ich Euch gerne den Brief schicken wollen, aber ich hatte ein so heftiges Zanweh daß ich aufhören mußte. . . . Jetzt will ich euch meine Reise gar beschreiben. In Frankfurt war es: um 3 uhr ging ich in das Comité, da gab man mir eine Freikarte bis Würzburg und einen Gulden. Um 3 uhr 15 sollte der Zug gehen, ich ging hin und da hies es: es gehet keinr mehr heute abend wegen dem Militair, erst Morgen früh um 7 uhr. Da ging ich fort und fragte einen Kutscher ob er kein billiges Hotel wüste; da setzte er mich auf seinen bock und führte mich in ein Hotel wo ich 8 Kr. für mein Nachtlager bezahlte. Am anderen Morgen als ich zum Bahnhof-Inspector kam um mein billet stempeln zu lassen fragte er mich nach meinem Nahmen ich antwortete: Rudolf Diesel. dann sagte er: ist dis der Buchbinder Diesel in Augsburg? – Ja, sagte ich. Dann gab er mir eine Karte direct nach Augsburg, und bis Würzburg durfte ich mit dem Schnellzug und zweite Classe fahren. Um 10 uhr kam ich in Würzburg an, um 2 uhr sollte erst der Zug gehen, ich schaute mir die Stadt an. Ich kann nicht über jede Stadt welche ich gesehen habe etwas sagen; das wär zu lang und ich bin noch ganz matt von der Reiße; mein Kopf brummt mir; ich habe arge Zahnschmerzen; Ohrweh und Halsweh. Um 2 uhr kam ich in den Güterzug; das ist sehr langweilig weil er an jeder Station wenigstens eine halbe Stunde hält um die Güter aus und einzupacken. Ich mußte die ganze Nacht durch fahren und immerwährend aussteigen, warten und Zug wächseln sodaß ich gar nicht schlafen konnte. Es ist auch sehr schwer in der dritten klasse zu schlafen. Ich trank in der Nacht um einen Kreuzer Schnabs, um mir den Bauch zu wärmen denn es war Eis an den Fen-

stern des Wagens. Ich fuhr noch über Oberhausen Nördlingen und kam in der früh um 7 uhr in Augsburg an. Ich wärmte mich ein bischen in dem Wartesaal und dann ging ich zum Onkel. Als ich in die Stube hinen kam saßen die Kinder am Tisch und Tranken Kaffe, ich küßte sie alle dann ging der Christian in die andere Stube und sagte: Papa, der Rudolf ist da. Alle Leute empfingen mich sehr herzlich. Ich wusch mich, den ich konnte es gut brauchen, das Wasser wurde ganz schwarz. Dann trank ich Kaffe und legte mich in das Bett, da schlief ich bis 4 uhr dann aß ich beim Onkel Rudolf dann ging ich hinüber zur Tante Betty und zum Onkel Barnickel; um 7 uhr aß ich noch ein bischen und legte mich bald zu Bette.... Jedermann hier ist sehr gut und lieb. Der Onkel hat mir schon einen ganzen Winteranzug anmessen lassen, aber die Elter konnen sie mir doch nicht ersetzen. Ich habe schon Heimweh und weine oft, dann denke ich aber, es ist doch für unser bestes und wir müssen uns alle dreinfügen. ... Seid Ihr alle gesund, wie gehet es der Luise; hast du lieber Papa noch Arbeit und Verdienst Du jetzt mehr? Entschuldiget meine schlegte Schrift, wenn ich wieder gesund bin schreibe ich besser. Seid alle tausend mal geküßt

von euren euch Innichliebender Sohn und Bruder

Rudolf.

Die Schilderung dieser Familienschicksale entnehmen wir der im Entstehen begriffenen Lebensbeschreibung Rudolf Diesels von seinem Sohn Eugen Diesel. (Mit freundlicher Genehmigung der Hanseatischen Verlagsanstalt.)

Rundschau

Die Bilanz des Jahres 1936 für den Frieden der Welt schließt trotz mancher beachtenswerter Bemühung, vor allem auch von deutscher Seite, mit einem Passiv-Saldo ab. Ja, man muß feststellen, daß nicht einmal zum besseren Verständnis zwischen den Völkern Wesentliches erreicht ist. Die Hauptverantwortung dafür trifft Sowjetrußland, wenn man auch nicht übersehen darf, daß die Politik anderer Großmächte gleichfalls, die kommende, von ihnen als unausweichbar angesehene Entscheidungen vorbereiten, unterirdisch ihr gut Teil zur Beunruhigung beigetragen hat. Ein Weltweihnachten mit der Friedensbotschaft für alle die, die guten Willens sind, konnte nicht begangen werden, und das junge Jahr 1937 ist schwer von Vorbelastungen. Der unselige Bürgerkrieg in Spanien tobt mit unverminderter Schärfe, nur gemildert durch Witterungsschwierigkeiten, unentschieden weiter. Der englisch-französische Schritt zur Vorbereitung einer Intervention mit dem Ziele der Beendigung des Bürgerkrieges und Herbeiführung geordneter Zustände durch allgemeine Wahlen ist bei beiden Gruppen in Spanien auf Ablehnung gestoßen. Ein Erfolg könnte ihm nur dann beschieden sein, wenn alle Großmächte ehrlich und ohne Vorbehalt auf beide Parteien einen so starken Druck durch Abdrosselung aller Zufahrtskanäle ausüben würden, daß sie sich einer solchen Intervention fügen müßten. Bis dahin aber besteht die Gefahr der Entzündung größerer Konflikte an dem Brandherd Spanien fort. Die Politik des Deutschen Reiches hat sich durch die Wiederherstellung der völligen deutschen Souveränität dahin ausgewirkt, daß niemand es mehr wagt, das Deutsche Reich bei den großen politischen Entscheidungen außer acht zu lassen. Großbritannien hat in der schweren Krise, die dem Rücktritt König Eduards vorausging, in allen beteiligten Kreisen eine Haltung bewahrt, die alle Vermutungen Lügen straft, als seien an der Spitze des Empire Männer, die in schwachen Händen eine große Tradition nicht zu wahren wüßten. Eine neue ernste Sorge ist im Fernen Osten aufgetaucht durch die Gefangensetzung des Marschalls Chiang Kai-shek durch einen aufrührerischen General, hinter dessen Rücken zweifellos andere Mächte sich verbergen und ihr Spiel treiben. Nach langem Hin und Her kehrte der Marschall nach Nanking zurück; eins aber hat sich mit Sicherheit ergeben: der Zusammenschluß aller Chinesen ist durch ihn so weit gefördert, daß er durch diese schwere Belastungsprobe eher stärker als schwächer geworden ist. In Europa scheint die Überwindung der Gegensätze aus dem abessinischen Konflikt zwischen Italien einerseits und England und Frankreich andrerseits gefördert zu sein, so daß die offizielle Anerkennung des Königs von Italien als Kaiser von Abessinien in den Bereich baldiger Möglichkeit gerückt ist. Aber wenn in dem unseligen Europa ein Konfliktstoff beseitigt ist, so bleiben immer noch zu viele Probleme ungelöst, und grade aus Beseitigungen von Konflikten entstehen leicht neue, so daß man vorerst dem Jahre 1937 eine günstige Prognose nicht stellen kann.

Orden und Gesichter. Es gibt manche Menschen (genauer gesagt, eine ganze Geistesrichtung), die unentwegt bei der Betrachtung und Wertung ihrer

Mitmenschen den Bildhauer spielen und alles „nackt" sehen möchten. „Kleider machen Leute", lautet ihre demaskierende Weisheit, die jedoch übersieht, daß niemals irgendwelche Leute, sondern immer nur die spezifischen, die unter den Kleidern stecken, von ihnen gemacht werden. Nicht anders verhält es sich mit Schminke und Haartracht, mit den Bartformen und den übrigen Korollarien des menschlichen Verzierungstriebes. Ein Appell vor dem Regimentsarzt braucht daher für den wirklichen Psychologen durchaus nicht ohne weiteres die günstigste Situation abzugeben, um hinter das Wesen seiner Mitmenschen zu kommen. Oder weniger kraß ausgedrückt: eine Geistesrichtung, die fanatisch an der Beseitigung und Verspottung allzu menschlicher Äußerlichkeiten arbeitet, zeugt nicht gerade für große Lebenstiefe, so sehr sie auch diesen Wert für sich gepachtet zu haben glaubt. Wir haben in den letzten Jahren einen gesunden, vielleicht sogar schon zu heftigen Rückschlag auf diese Geistesrichtung erlebt und stecken noch mitten in ihm drin. War es nicht wie ein Rausch nach langer unnatürlicher Aszese, als mit dem Einschnitt des Jahres 1933 auch das männliche Geschlecht wieder eine naive Lust an Farbe und Schmuck bekundete? Die Frauen entfernen sich ja sowieso niemals so weit aus der warmen Zone des Lebens, daß bei ihnen überhaupt ein solcher Umschwung nötig würde. Man geht aber ebenso fehl, wenn man der männlichen Natur jenen Sinn für Farbe und Schmuck absprechen wollte. Gerade die männlichsten Männer, die Soldaten, sind es doch gewesen, die ihn auch in den farblosen Jahren und Epochen nicht völlig verkümmern ließen.

Im Leben selber fällt uns dieser nachdenkliche Zusammenhang meistens nur nicht so ins Auge, weil der Film der Eindrücke zu rasch abtrudelt und wir selber als Mitspieler unsere eigene Rolle zu versehen haben. Wer jedoch für den hier angeschnittenen Fragenbereich ein gutes Anschauungsmaterial sucht, dem empfehlen wir den Besuch einer Wanderausstellung der „Deutschen Gesellschaft für Goldschmiedekunst", die in verschiedenen größeren Städten des Reiches zu sehen ist. Die Ausstellung besteht aus 115 Bildern deutscher Männer, soweit sie Träger von Orden, Ehrenzeichen, Sport- oder Parteiabzeichen sind. Einerseits also wieder eine Galerie deutscher Männerköpfe (man empfindet sie als willkommene Ergänzung zu der Olympia-Ausstellung „Große Deutsche in Bildnissen ihrer Zeit", die das deutsche Gesicht mehr in seinen extremen bis pathologischen Gestaltungen spiegelte). Andererseits aber auch eine Überschau über den deutschen Mann als Schmuckträger, so bunt und reichhaltig, wie sie bei keinem Staatsakt und keiner Jubiläumsfeier wieder zu finden wäre. Ältere Männer, auf die das Leben seine Ehren gehäuft hat, stellen naturgemäß das größte Kontingent der Ausstellungsbilder, und unter ihnen wiederum an erster Stelle Militärpersonen. Sehr sinnreich hierbei der Gegensatz zwischen dem echten Ordensschmuck alter Offiziere und der Medaillenfülle von Schützenkönigen oder verdienten Subalternbeamten, wo der Betrachter unwillkürlich auch in den Gesichtern nach der größeren oder geringeren Rechtfertigung dieses Gegensatzes sucht. Standen die Köpfe der Olympia-Ausstellung meistens unter dem tiefen Glanze des Ruhmes, so spielt um diese Männerbildnisse mehr die leichte Aura der Ehre, und die Ausstellung verrät nicht wenig davon, wie man sein und aussehen darf, um

zu ihrem Genuß zu gelangen. Es ſind weder überragende Kunſtwerke noch viele von ſich aus weſentliche Geſichter darunter, die den Bildungstrieb des Betrachters bemühen würden. Dafür ſind die Bilder aber eine Lebensſchau, wie ſie dem Phyſiognomen des deutſchen Männergeſichtes nicht ſo raſch wieder geboten ſein wird. Man ſieht nicht „große" Männer auf ihr, aber faſt durchweg „Männer", und das kann dann und wann einmal beinahe intereſſanter ſein.

Eine gesunde Leidenschaft. Vor einiger Zeit iſt von irgendwelchen amerikaniſchen Verſicherungsgeſellſchaften die ſtatiſtiſche Feſtſtellung gemacht worden, daß es einen günſtigen Einfluß auf die Lebensdauer eines Menſchen ausübt, wenn er eine Sammelleidenſchaft beſitzt. Dies klingt plauſibel, und es läßt ſich gerade im Winter gut hören, wo der Sammeltrieb unter Kindern und Erwachſenen reger auflebt als während der Sommermonate. Das Lampenlicht im düſteren Norden bietet ja überhaupt für den Pilz dieſer Stubenleidenſchaft günſtigere Daſeinsbedingungen als das Tageslicht im ſonnigen Süden. Vielleicht ſucht aus dieſem Grunde der Sammler auch immer gern nach Rechtfertigungen für ſeine Leidenſchaft, die ihn ſo oft vom Leben entfernt und dadurch dem Spott des Lebens ausſetzt. Um ſo freundlicher die obige Feſtſtellung, die nun wirklich den Richterſpruch des Lebens enthält und das Sammeln unter die lebenverlängernden Prophylaktika aufnimmt. Die Gründe hierfür ſind, wie geſagt, leicht einzuſehen. Die Sammler führen in der Bilanz ein ruhigeres Leben als die meiſten anderen Menſchen, ſoweit es ſich nicht um unverbeſſerlich phlegmatiſche Temperamente handelt. Sie befriedigen das natürliche Luſtbedürfnis ihrer Entelechie unter geringerem Wärmeverbrauch. Die ſtille Freude des Sammlers glimmt allein aus der Pſyche, ohne die Phyſis darunter mit anzubrennen und aufzubrauchen. Das iſt bei einer Leidenſchaft ein Vorzug, über den ſich ſchon zu reden lohnt. Beſonders wenn wir auf der anderen Seite die Anſtrengungen in Betracht ziehen, die der Menſch ſonſt zur Neutraliſierung jenes nichtigen Luftgebildes unternimmt, das wir ſo obenhin Stimmung und Langeweile nennen. Ein paar Zahlen der Alkohol- oder Tabakinduſtrie ſprechen ja Bände für die Lebensmacht deſſen, was „nicht mehr exiſtenznotwendig" iſt. Fragt ſich nur, in welcher Richtung man alſo dem Sammeltriebe freien Lauf laſſen ſollte, da wir doch wohl nicht genügend Amerikaner ſind, um ein langes Leben und eine robuſte Geſundheit als Werte an ſich anzubeten. Das Briefmarkenſammeln hat durch die Inflation neuer Marken etwas von ſeinem Reiz eingebüßt, wenn es auch beſonders in ſpezialiſierter Form unter den Sammelleidenſchaften immer noch an der erſten Stelle ſtehen mag. Reklamebilder? Ihr Kurs iſt nach dem Kriege wieder mächtig hochgegangen. Was hat die Generation, die den Krieg als Kinder durchmachte, gerade in dieſer Richtung entbehren müſſen! Man iſt heute beſonders bei uns in Deutſchland in erfreulichem Maße dahintergekommen, wie gut ſich mit dieſem Hilfsmittel Pädagogik und ſogar Kulturpolitik treiben läßt. Unter großen und kleinen Kindern, wie billig. Die Erwachſenen im mittleren Lebensalter ſcheiden ja überhaupt für unſere Leidenſchaft ziemlich aus. Erſt das auslaufende Leben entdeckt ihren Wert manchmal von neuem. Entdecken iſt hier der richtige Ausdruck, denn der paſſionierte Sammler ſammelt weniger

um des Sammelns als um bestimmter Werte willen, für die nur er ein Organ ausgebildet hat. Gemeinplätze bieten für ihn selten den richtigen Reiz; dann schon lieber irgendwelche Kuriositäten aus den Randgebieten des Lebens, für die es kein öffentliches Museum gibt: Uniformenknöpfe, Tapetenmuster, Warenzeichen, Flaschenverschlüsse, um ein paar Beispiele zu nennen, mit denen man wenig Konkurrenz haben dürfte. Doch Scherz beiseite; wir brauchen eine Wiedergeburt des Sammeltriebes und Sammelsinnes gerade bei ernsthaften Menschen, die dagegen gefeit sind, dieser Leidenschaft mit Haut und Haaren zu verfallen. Es gibt so viele rasch vergehende Lebensspuren eines Zeitalters, die man nach Jahren mit großem Gewinn einmal wieder an seinem Auge vorüberziehen lassen würde: Politikerbilder aus allen Situationen, illustrierte Prospekte unserer zeitgenössischen Literatur, Kinoprogramme, Theaterzettel und vieles andere, was nichts kostet und doch in seiner Kontinuität einen ungeahnten Lebenswert darstellen kann. Einen Lebenswert, der uns dann wohl auch gerne auf den kleinen Zins einer Lebensverlängerung verzichten läßt, wenn es sich nach einiger Zeit herausstellen sollte, daß jene amerikanische Rechnung vielleicht doch irgendwo ihren Fehler gehabt hat.

„Das Bild von Jesus dem Christus im Neuen Testament" heißt ein kürzlich erschienenes kleines Buch von Romano Guardini (Werkbund-Verlag, Würzburg, Abt. Die Burg). Unter dem Gesichtspunkt der Fremdheitsdiskussion betrachtet, ist es höchst interessant, aus diesem Buch den Gegensatz zwischen protestantischer und katholischer Bibeltheologie abzulesen und an der eigenen Position, die Guardini innerhalb der allgemein-katholischen Haltung zu gewinnen sucht, neu beleuchtet zu sehen. Die Bibeltheologie des Protestantismus — die historisch-kritische wie die dialektische — geht im buchstäblichen und im übertragenen Sinne immer vom „Wort" aus, ja sie ist geradezu eine Theologie des Wortes, weswegen sie auch in der Verkündigung immer wieder ihren Hauptauftrag sieht. Die katholische Theologie im allgemeinen tritt mit einer aus ihrer eigenen Geschichte erwachsenen, festgefügten Terminologie und mit festen Kategorien an die Schrift heran — das ist ihr Vorzug, aber es kann ebenso Starrheit bedeuten. Guardini hingegen sucht zunächst einmal ohne jene allgemein-katholische Terminologie zu arbeiten, und das hat nicht nur eine ihn besonders charakterisierende lebensnahe, auch dem Laien verständliche Sprache zur Folge, an der die Auseinandersetzung mit den wichtigen modernen Denkströmungen deutlich spürbar ist, sondern das gibt ihm gerade für die Aufgabe dieses neuen Buches eine ganz eigene Basis. Guardini selbst sagt im Vorwort, die Arbeit habe sich „unter eine strenge Forderung gestellt: Keine anderen Voraussetzungen mitzubringen, als die Lehre der Kirche, durch welche der Glaubende erzogen wird, für die ganze Fülle der Offenbarung bereit zu sein und keine der verschiedenen Möglichkeiten zu benutzen, wie er sich die Aufgabe, das ‚Wort des Lebens' zu lernen, vereinfachen könnte." Indem Guardini dieser Forderung nachkommt, erreicht er im Gang des Buches zweierlei: er löst ganz und gar die für die Betrachtung der Christusgestalt so verhängnisvoll geläufig gewordene Kategorie der „Persönlichkeit" und die nicht minder gefährliche und schiefe der „Idee" auf, er geht vielmehr den Linien

nach, wie sie die Schrift selber zeichnet und — das ist das zweite Wichtige an diesem Buch — er zeigt damit pädagogisch eine neue Art der Schriftbetrachtung auf. Indem er dem Christusbild folgt, wie es Paulus gesehen hat und dann Johannes und wie es sich bei den Synoptikern findet, ergeben sich Züge, von denen er sagt: „Alle gehören Ihm — dahinter aber steigt eine ungeheure, aus Gottes Anfang stammende Wirklichkeit auf, welche jedes von uns kommende Maß sprengt." Dieses Dahinter ist dann nur in die Kategorie der Offenbarung zu fassen, um deren reine Herausarbeitung es Guardini letztlich mit dieser Arbeit geht und die er mit ihrem absoluten Anspruch neben die verschiedenen (psychologischen und historischen) Ausformungen des „weltautonomen" Urteils stellt.

Es ist für den, der dieses Buch liest, nicht unwichtig zu wissen, daß es eine Art Nach- oder Vorwort darstellt zu einer größeren Arbeit Guardinis, die seit 1932 unter dem Titel „Aus dem Leben des Herrn" in bisher 40 Lieferungen (ebenfalls Werkbund-Verlag, Würzburg) erschienen ist.

Den deutschen Cecil Rhodes hat man nicht zu Unrecht den vor kurzem verstorbenen Gustav Oberländer genannt. Denn dieser amerikanische Großindustrielle deutscher Herkunft, geboren in Düren, der 1888 nach abgeschlossener Schulbildung und abgeleisteter Dienstpflicht in die Vereinigten Staaten ging und nach einer drüben nicht ungewöhnlichen Laufbahn ein Großer in der Textilindustrie wurde in der Stadt Reading, hat durch die Oberländer-Stiftung im Jahre 1930 eine Tat vollbracht, die sich in Parallele zu den Bemühungen und Aufgaben der Cecil-Rhodes-Stiftung setzen läßt. Er bestimmte, daß amerikanische Bürger, die im öffentlichen Leben der Staaten ihre besonderen Fähigkeiten unter Beweis gestellt hätten, aus Stipendien seiner Stiftung Reisen nach Deutschland unternehmen könnten, um durch „ein besseres Verständnis zwischen den Vereinigten Staaten und Deutschland den Geist der Freundschaft zwischen beiden Ländern zu stärken". Als Nutznießer der Stiftung sind bedeutende Gelehrte aus den Vereinigten Staaten und auch Künstler nach Deutschland gekommen. Oberländer ist seiner alten Heimat in leidenschaftlicher Liebe bis zuletzt treu geblieben. Es ziemt sich, auch an dieser Stelle gerade in den gegenwärtigen Zeiten eines Mannes zu gedenken, der mit dem Einsatz seiner Persönlichkeit und seiner Mittel für die Völkerverständigung und damit für den Weltfrieden gewirkt hat. Es sei auch nicht vergessen, daß Oberländer aus innerster Neigung der Archäologie ergeben war, deren Arbeiten er tatkräftig gefördert hat.

KURT KLUGE

Das Flügelhaus

Roman

8. Der Schatz im Acker

(2. Fortsetzung)

Jeden Morgen befühlte Herr Kortüm die Mauern des Neubaues. Sie trockneten gut. Die beträchtliche Ausgabe für den Koks, der in einem großen eisernen Korbe Nacht für Nacht im westlichen Flügelbau verglühte, mußte auf die Seite der lohnenden Unkosten gebucht werden. Herr Kortüm beschloß, einen weiteren Glühkorb aufzustellen und von nächster Woche an auch den Ostflügel trocken zu heizen. Die Esperstedter und Besenröder würden sich wundern. Jetzt schon konnten sie in dunklen Nächten über den Tannenwipfeln der Schottenhöhe einen zarten roten Schimmer wahrnehmen. Bei vervierfachten Koksfeuern mußte nun ein deutlicher tiefroter Schein aufglimmen am Himmel über dem Schottenhaus. Bisher hatten die Esperstedter abends zueinander gesagt: „Die Sonne geht unter, ich wünsche wohl zu ruhen, Herr Nachbar." Nun würden sie in das falsche Morgenrot über der Schottenhöhe zeigen müssen: „Bitte, sehen Sie: Herr Kortüm geht auf — nach Möglichkeit eine ruhige Nacht, Verehrter!"

Und Herr Kortüm ging gewaltig auf über den Bergen. Unbeweglich still stand Nacht für Nacht ein roter Glanz am dunstigen Märzhimmel, und genau im Mittelpunkt dieses geflammten Halbkreises saß sein Schöpfer, der Herr Kortüm, in seinem alten Lederstuhl, hielt die braune Mappe auf den Knien, folgte mit dem Blick den langsam wiegenden Rauchringen der Zigarre und hatte seine Gedanken. Das ganze Land weithin aber sah mit Staunen den Nimbus über dem Schottenhaus und nahm inmitten des roten Scheines das weißglitzernde Gestirn der silbernen Windfahne wahr, die lachende Maske oder die weinende, wie der Wind sie drehte. Um dieser Windfahne willen war seinerzeit in den Tälern unten ein tiefer Grimm erwacht. Herr Kortüm aber hatte nachweisen können, daß Windfahnen als notwendige Gebrauchsgegenstände für einsam wohnende Persönlichkeiten angesehen werden müssen. Das silberne Gestirn blieb, und Schwartenmachers Blech war gut: es strahlte wie neu geschaffen. Die Kurorte mußten den neuen Stern, den Herr Kortüm damals am gemeinsamen Himmel aufgehen ließ, weiterleuchten lassen. Jetzt aber fügte dieser unvergleichliche Mann seinem Stern noch ein scheinbar ewiges Morgenrot hinzu. Das ganze Land ringsum sprach: Kortüm vergrößert, Kortüm nimmt sich auf — seht seinen Schein am Himmel. Und niemand konnte es hindern. Es muß einem Bauherrn unbenommen sein, feuchtes Gemäuer mit Gewalt zu trocknen, wenn er es eilig hat.

Herr Kortüm hatte es eilig. Die Reisezeit rückte näher. Die Anfragen häuften sich. Lorenz mußte neue Arbeiter einstellen und arbeiten bis in die Dunkelheit

hinein. Müde und brummig ging er am Abend nach Hause. Bei solcher Hetzerei war nicht zum Genuß der Arbeit zu kommen, der bekanntlich in den Pausen besteht, die den ruhevollen Anblick des Geschafften ermöglichen. Heute mußte er auch noch den letzten Kalkwagen selber nach Besenroda hinunterbringen. Er schirrte die Pferde an, zündete die Laterne an und hing sie unter das Bodenbrett des Wagens.

Herr Kortüm saß in seinem Zimmer oben und hatte weder die Tischlampe noch die Hauslaterne eingeschaltet. An einem Freitagabend wie heute, an dem er Gäste erwartete, die viel redeten und spät gingen, liebte er diese stille Stunde vorher. Draußen polterte der Wagen. Riesengroß warf die Laterne unter dem Bodenbrett den Schatten des Hinterrades an die Schottenhauswand, bis an die Dachrinne hinauf. Langsam drehte sich das ungeheure Schattenrad an der Hauswand hin. Durch die Mauer und in die Gedanken Kortüms hinein drang das Bild des rollenden Rades nicht. Aber das Räderrollen hörte Herr Kortüm, den klappernden Hufschlag: „Sie müssen gleich kommen", murmelte er und zog seinen schwarzen Rock an.

Monich war der erste und trat in den Hausflur, als Liese eben mit einem Wäschekorb die Treppe herunterkam. Erschrocken blieb sie stehen. Mit offenem Mund starrte sie Monich an — Monich, ihren Traum ...

„Na, was guckste denn? Bringe mir ämal ä Bierwärmer, Mächen", er rieb seinen Bauch, „Feierwehrdienst, un nachts, un sich drbei hinsetzen müssen — das schlägt sich mir uff de Magengegend, weeßte."

Liese sah ihm nach: freilich hatte sie ihn sitzen sehen, gestern nacht — auf dem Hackeklotz mit aufgeblasenen Backen ...

Beinahe wäre Liese wieder in ihre Kammer gerannt, aber jetzt traten zweifelsfrei richtige Menschen ein, scharrend, geräuschvoll — der Reihe nach die ganze Freitagsgesellschaft. Pastor Schmidt erschien, der Apotheker Mickewitz und Kuffert, der Porzellanfabrikant. Dann kam der Amtsrichter Labemann und zuletzt Herr Müller, der Nachfolger Klaus Scharts an der Besenröder Schule, ein stiller blonder Mensch.

Labemann nahm Platz und ergriff das Gespräch als ein Mann, der Verhandlungen zu führen gewohnt ist. Von den Aussichten eines Prozesses erzählte er, den ein Sanatorium gegen die Schießgesellschaft führte, welche sich in der Nachbarschaft am Abfeuern von kleineren Handwaffen erfreute. Die Mehrzahl der Tafelrunde neigte zu der Ansicht, daß es um die Sache des Sanatoriums nicht gut bestellt wäre. Der menschliche Organismus sei nachweislich gegen akustische Störungen hinreichend abschließbar, zum Beispiel durch Verstopfung der Ohren mit Watte.

„Aber dann hört mr ooch das nich, was mr gerne hört", sagte Monich.

„Hehe", meinte Mickewitz, „das ist nicht viel."

Pastor Schmidt hob den Zeigefinger: „Immerhin kann der Mensch eine Zeitlang des Gehörs entbehren, meine Freunde, und dennoch sein Leben fristen. Gegen unangenehme Gesichtseindrücke aber ist das radikale Schließen der Augen leider nicht anwendbar, weil man sonst nur zu leicht sich oder gar Unbeteiligte vor den Kopf stößt."

„Na, Kortüm!" schrie Kuffert, „ich habe geheert, Sie hätten glei alle beede Oogen zugemacht, als Sie in Ihrer Baugrube den Püsterich ham liegen sähn!"

Begierig wollten sämtliche Gäste nun auf die Besprechung des Püsterichfundes eingehen, aber Herr Kortüm schnitt dieses Gespräch kurz ab: Er käme soeben aus dem größten Kunstinstitut der Hauptstadt und sei wochenlang von nichts als Kunst und Schönheit und Harmonie umgeben gewesen.

„Also denn von Harmonie un Kunst!" rief Kuffert. „Sagen Se mal, Kortüm: is denn Ihr Bild nu fertch? Mr sieht doch gar nischt drvon!"

Die Freitagsgesellschaft erkundigte sich nach allen Einzelheiten. Man wollte die Größe des Bildes wissen und ob es einen Goldrahmen hätte. Was der Rahmen koste. Herr Kortüm sollte schildern, wie es wäre, wenn man viele Stunden stille stehn muß, auf einen Punkt gucken und trotzdem freundlich aussehen. Zuletzt mußte Kortüm die Stellung vormachen. Dieses Gespräch langweilte den Apotheker Mickewitz, der wohl den klaren Blick für die Lebensnotwendigkeiten besaß, aber dem Schönen in der Welt keine brauchbaren Seiten abgewinnen konnte. Überhaupt beunruhigte ihn die Gelassenheit Kortüms. Wie ein Lehensherr saß er in ihrem Kreise. Mickewitz konnte auf Grund mehrfacher Erfahrung erwarten, daß Herr Kortüm mit dem Hochwachsen seiner Mauern immer kleiner, mit der fortschreitenden Versteifung des Gebälkes immer wackliger wurde. Nichts davon — der Mann baute, schlug trotzdem ruhig ein Bein übers andere und gab nur hin und wieder eine Belehrung von sich, wenn das Gespräch auf ein der Freitagsgesellschaft unzugängliches Gebiet glitt. Kürzlich hatte Mickewitz auf dem Kreisamt zu tun und sich bei der Gelegenheit auch einmal das Grundbuch aufschlagen lassen, um einen kleinen unauffälligen Blick in die Blätter des Schottenhauses zu tun. Neue Einsichten waren leider nicht zu gewinnen. Es handelte sich eben nur um einen Anbau. Hatte dieser Gastwirt in der letzten Reisezeit tatsächlich so schamlos verdient? Oder hatte er finanzstarke Gönner, die ihm nicht amtlich eingetragenes Geld liehen, bloß weil er der Herr Kortüm war? Müßte man sich also doch beizeiten mit ihm stellen?

„Hehe, ein schöner Bau", sagte Mickewitz, nachdem er Kortüm verstohlen beobachtet hatte, „Sie geben sich da ganz neue Dimensionen."

Herr Kortüm nickte und wies mit ausladender Handbewegung zum Nordfenster hinaus: „Nach hinten hinaus."

„Ihre Vorderseite gedenken Sie nicht zu verändern?"

„Ich soll die Sonne verbauen? Erlauben Sie, Herr Apotheker — ich bin verantwortlich für das Wohlbefinden meiner Gäste!"

„Nu, 's Wohlbefinden andrer Leite trägt je nu grade nich zu Mickewitzen sein'm Wohlbefinden bei!" lachte Kuffert. „Nischt bekommt dem so gut wie mei Rheimatismus! De Dose Salbe eene Mark."

„Man könnte ja auch so bauen, daß die Südsonne trotzdem auf das Schottenhaus fällt", sagte Mickewitz ärgerlich.

„Schwerlich", meinte Labemann. „Fünfzig neue Fremdenzimmer, wie man hört, wollen untergebracht sein."

Mickewitz erschrak: „Fünfzig Fremdenzimmer bauen Sie?"

Der Tabakrauch belästigte Herrn Kortüm, wenn er eine längere Rede vorhatte. Er machte das Fenster eine Handbreit auf und sprach: „Wer hat das gesagt? Niemand natürlich. Meine Herren, wenn Tropfen vom Himmel fallen, sagt man: es regnet. Man sollte, wenn Worte von den Lippen fallen, sagen: es lügt. Die Sache ist so ..."

Herr Kortüm begann mit einer Darlegung seiner Baupläne. Die Gäste erfuhren, daß an jede Seite des Schottenhauses im rechten Winkel ein Flügel angebaut würde. Die Nordwiese würde also vom alten Haus und den Flügelanbauten an drei Seiten umfaßt. Der Blick in die Goldene Aue hinaus bliebe frei. Jeder Flügel enthalte zehn Fremdenzimmer. Die Küche werde in den Westflügel verlegt, an ihrer Stelle ein Speisesaal eingerichtet, so daß man vom Flur aus rechts diese alte unveränderte Halle und links den Speisesaal betreten könne. Das alles seien demnach keineswegs allzu kostspielige Unternehmungen ...

Mehrmals während dieser Rede unterbrach sich Herr Kortüm. Ein fremder, aber angenehmer Duft hauchte zeitweilig durch den Raum. Herr Kortüm hob die Nase und zog die Luft ein. Auch die Gäste schnupperten. Im Laufe des weiteren Vortrages, den Herr Kortüm mit einigen Bleistiftstrichen noch klarer zu gestalten versuchte, schnüffelten die Zuhörer immer öfter. Schließlich schwieg der Redner, spitzte den Mund und sog den bezaubernden Duft gewissermaßen offiziell ein: „Meine Freunde", sprach er, „mir scheint ..."

„Mir ooch", sagte Monich.

„Das riecht", begann Kuffert, „das riecht nach ..."

Mickewitz nahm so viel Atmosphäre wie möglich in seine Nase. Er hatte in diesem Kreise die Sache als Fachmann zu beurteilen: „Hm ... es gibt gewisse einwertige, primäre Alkohole, welche, sofern man sie versetzt mit ...", er schwieg und fuhr argwöhnisch mit den Augen herum, als ob er den Duft sehen könnte, sehen und erwischen.

„Gewiß", stimmte Pastor Schmidt mit hocherhobener Nase bei, „es hat etwas Spirituelles an sich."

„Schprit?!" – Kuffert roch mit Gewalt.

„Nicht Sprit, Herr Kuffert", sprach Herr Kortüm, „etwas gewissermaßen Geistiges, meint der Herr Pastor."

„Na aber da soll doche ..." Monich roch in der Richtung nach dem Fenster hin.

Kortüms Nase folgte seiner Richtung: „Monich!" rief er, „du hast recht: es kommt von draußen!"

Kortüm öffnete das Fenster, beugte sich hinaus. Er drehte sich betroffen nach seinen Gästen um, blickte wieder hinaus, dann sagte er leise: „Meine Herren, in meinem Hofe brennt etwas ..."

„Un das riecht so?!" Im Handumdrehen war die Freitagsgesellschaft auf den Beinen und unterwegs in den Hof. Mickewitz lief voran.

Hier bot sich der Versammlung ein unerwarteter Anblick. Zunächst sprach niemand, selbst Kuffert fand keine Worte. Die Herren versuchten erst einmal so viel wie möglich in der Dunkelheit zu sehen. Der Mond schien heute nicht. Die einzige Lichtquelle war ein am Boden unter eisernem Roste brennendes Holzkohlenfeuer,

also eine recht schwache Beleuchtung für ungewöhnliche Betrachtungen: auf dem Rost nämlich stand ein berußter, bauchiger Kessel. Dieser Kessel aber stammte nicht aus der Kortümschen Küche, sondern hätte von Rechts wegen aus dem Kortümschen Museum kommen müssen, wenn eben Herr Kortüm die fachgemäß numerierte Aufstellung in seinem derzeitigen Schönheitswahn und Baueifer nicht versäumt hätte: auf dem Rost stand der Püsterich und kochte. Der Schuldiener Albrecht stand neben dem Rost und schwitzte. Den Püsterich erhitzten die Holzkohlen, den Schuldiener der Schreck. Er hatte dem Herrn Kortüm eine freudige Überraschung bereiten wollen, und nun stand eine ganze Gesellschaft samt Herrn Kortüm da und guckte. Beide, Albrecht und Püsterich, blickten unbeweglich über die Gesellschaft weg und hinauf in den Tannenwipfel, wo gestern der Nachtschwalb Liebeslieder schnarchte. Beide schwiegen hartnäckig — Albrecht, weil er mit den Kinnbacken auf seiner Tabakspfeife kaute, der Püsterich, weil ihm der Schuldiener das offene Maul mit einem Glasrohr verstopft hatte. Da der zart duftende Dampf keinesfalls dem Scheitel Albrechts entwichen sein konnte, nahm die völlig verdutzte Freitagsgesellschaft ganz richtig an, daß er aus dem Scheitel des Püsterich steige. Flaschen standen umher, Wannen, Trichter, Siebe, Bürsten — eine halbgefüllte und offenbar besonders wertvolle, alte Geneverflasche trug der Schuldiener sorgfältig auf seinen beiden Armen. Zuerst faßte sich, wie dies von ihm als Fachmann auch erwartet werden konnte, der Apotheker Mickewitz. Mit scharfen Augen überblickte er sachkundig die ungewöhnliche Kochanstalt und brachte nach einer Weile mit zusammengekniffenen Lippen lediglich ein etwas unverständliches „Aha" hervor.

Allmählich begannen auch die anderen Herren sich zu äußern:

„Wie können Sie sich erlauben, auf meinem Hof ... in der Nacht ...", fing Herr Kortüm einen Satz an und schwieg dann.

„Du verfluchter Hund ...", begann Monich und schwieg danach ebenfalls.

„Was is'n das for äne Schweinerei?" fragte Kuffert.

„Aha!" rief Mickewitz zum zweiten Male, jetzt aber deutlicher.

„Ähnliche Vorrichtungen dienen dem Chemiker zur Erzeugung von Wasserstoff", erläuterte der kleine blonde Lehrer, aber er wurde unterbrochen. „Hehe!" lachte Mickewitz zornig, „Wasserstoff? Im Gegenteil!"

Pastor Schmidt jedoch nahm nun das Wort: „Wie ist es möglich, daß ein Schuldiener nächtlicherweile und heimlich solchen, ich muß gerade sagen: teuflischen Spuk treibt mit einem Gegenstand, dessen sachlicher und ideeller Wert sich völlig seinen Maßstäben entzieht! Wie — ich frage Sie, Schuldiener Albrecht! — wie wollen Sie uns die Vermessenheit erklären, die Sie trieb, einen immerhin merkwürdigen Fund derart zu mißhandeln?"

„Mißhandeln?" fragte Albrecht beleidigt. Es war Zeit, daß er nunmehr Stellung zu dem kochenden Püsterich nahm, da die Freitagsgesellschaft von diesem selbst keine vernünftige Erklärung erwarten konnte. Dieses Fundobjekt wurde sichtlich immer heißer. In langen Tropfen lief das Schwitzwasser an ihm herab, und sobald ein Tropfen in die Kohlen fiel, gab es einen kleinen Zisch.

„So nehmen Sie den ehrwürdigen Kessel doch wenigstens von den Kohlen weg!“ rief der Pastor.

„Nee“, wehrte sich Albrecht, „nu wärsch's schade drum.“

Mickewitz besichtigte und beroch unterdessen die Flaschen und Wannen. Albrecht drückte die große, kantige Flasche fester an sich. Der Widerspruch des Schuldieners kränkte den Pastor. Er trat näher an Albrecht heran und rief: „Schade wäre es? Um den Unflat etwa, den Sie in dieses Denkmal hineingegossen haben?!“

„Unflat? Nee, Herr Paster“, er wandte sich hilfesuchend an den immer noch herumschnüffelnden Mickewitz, „nich wahr nee, Herr Apotheker, das is kee Unflat nich?!“

Er hatte sich an den falschen Mann um Hilfe gewandt. Mickewitz dachte gar nicht daran, die Konkurrenz zu unterstützen. Als Herr Kortüm an ihn als den Fachmann die Frage stellte: „Sagen Sie, Herr Apotheker, ist dieser Mann geistesgestört?“ antwortete Mickewitz erregt: „Das scheint leider durchaus nicht so!“ und winkte Albrecht heran: „Woraus haben Sie die Maische hergestellt? Wie?! Oder sollten Sie einfach Beerenwein abdestilliert haben?“

Albrecht schien nicht gehört zu haben, denn er kaute wieder an seiner Pfeife und blickte in den Tannwipfel hinauf.

Mickewitz rüttelte ihn am Ärmel: „Antworten Sie mir, Mann! Ihre Destillation ist einerseits sachgemäß, anderseits regelwidrig. Sie haben Kräuter zugesetzt. Man bringt keine Kräuter in das noch rohe, ja warme Destillat! Was sind das für Kräuter? Nennen Sie mir das Rezept, und ich werde Ihnen ohne weiteres sagen, ob das Rezept richtig ist.“

„Das mechten Se wohl, Herr Apotheker. Hä. Nee, mit Rezept is hier nischt. Das kann mr, oder mr kann's nich.“

„Ich verstehe immer: Destillat“, sagte Herr Kortüm leise zu Monich.

„Ich ooch“, erwiderte sein Freund und schnüffelte stärker.

„Also“, begann Albrecht, „nu heern Se mal: Sie ham das Ding in Ihrn Hingerhof uffn Hackeklotz geschtellt, un Sie hams ä Toofbecken genannt, un Sie äne Gießkanne oder so ähnlich, un Sie, Herr Aptheker, hams gar nich angeguckt ... aber iche, ich wußte uffn erschten Blick, woran ich war ...“

„Wo — ran waren Sie?“ — Herr Kortüm, der so vieles wußte und erlebt hatte, stellte diese Frage in berechtigter Unruhe.

„Sähn Se“, sagte Albrecht, „das habch von mein'n Vater. Der hat äne kleene Schnapsbrennerei gehabt. In Nordhausen nämlich ham alle kleen'n Leite äne Brennerei gehabt. In'n Nämgewerbe, verschtehn Se? Und deshalb hab ich ooch uffn erschten Blick gemerkt, was es mit dem Doppelkessel uff sich hat: das Ding is nämlich äne Branntweinblase“, er klopfte an den heißen Kessel, „da schteht der Herr Aptheker: frag'n Se'n doche. Wer von der Sache was verschteht“, Albrecht klopfte stärker, „der hat Reschpekt vor so ä Kessel. Das is äne Abzugsblase. Jawoll.“

Er hatte gesprochen, und er trat nun auch den Wahrheitsbeweis an. Ein Glas war nicht zur Hand — gelernte Schnapsbrenner kommen für ihre Person mit der Flasche aus —, aber ein Tassenkopf ohne Henkel stand auf der umgekehrten

Wanne. Albrecht ließ aus der geschweiften großen Flasche, die er im Arm hielt, vorsichtig eine dunkelbraune Flüssigkeit hineintröpfeln: „Kosten Se doch eefach ämal.“ Er hielt die Tasse dem Hausherrn hin, aber Kortüm machte eine schroffe, ablehnende Handbewegung. Monich nahm die Tasse, roch hinein, ließ eine Spur des Inhalts kunstgerecht auf die Zunge gleiten, blickte augenblinzelnd zum Tannwipfel hinauf, dann sah er die Freitagsgesellschaft an ... Pause ... jetzt nahm er einen regelrechten kleineren Schluck, blinzelte und schmeckte wieder ... „Albrecht“, sagte er leise. Nunmehr goß er den gesamten Tasseninhalt in seinen Mund ... Pause ...

„Albrecht!“ rief er.

Jetzt ergriff Mickewitz das Trinkgefäß, ließ sich eine Probe geben und kostete. Der Apotheker hatte seiner leidenden Kundschaft eine ansehnliche Reihe vorzüglicher Essenzen und Magenliköre zu mäßigen Preisen anzubieten, und da kam ein Kerl daher, ein weder chemisch noch drogistisch vorgebildetes und durch keinerlei Fachprüfung erprobtes Subjekt, dem nur von seinen Nordhäuser Vätern her einige Handgriffe geläufig waren – und ein solcher Mensch erlaubte sich, in einem wahrscheinlich nicht einmal hinreichend gesäuberten, jedenfalls aber völlig veralteten Messingkessel ein derart duftendes Destillat abzuziehen ... Mickewitz kostete nochmals ... ein Destillat von unleugbar zartem und dennoch starkem Geschmack – was hat dann Vorbildung und Fachprüfung überhaupt noch für Sinn? Er sprach zur Freitagsgesellschaft: „Mein Verdacht scheint sich zu bestätigen: dieses Produkt entstammt nicht der landesüblichen Kartoffel, vielleicht ist es aus Wein destilliert. Meine Herren, wir haben hier eine Art von Aqua vitae vor uns, ein Lebenswasser, also ein äußerst heftiges Getränk, das obendrein noch gewürzt ist mit Kräutern, was bei einem ordnungsgemäßen Aquavit nicht erwünscht ist – mit was für Kräutern haben Sie das Destillat versetzt?!“

„Hä“, antwortete Albrecht.

Die Tasse ging während dieser Darlegung von Hand zu Hand. Kuffert kostete ... dann Labemann ... der Lehrer nahm einen ängstlichen Schluck ... der Pastor Schmidt nahm einen erheblichen Schluck, bewegte eine Weile prüfend Zunge und Lippen und murmelte: „Kann sein?“

„Natürlich kann das sein!“ rief Mickewitz. „Nichts geht natürlicher zu! Wenn jemand überhaupt die Dreistigkeit besitzt, sich dergestalt an einem altertümlichen Gegenstand zu vergreifen, so verfügt er allerdings damit über einen geradezu unverwüstlichen Doppelkessel, wie er als Destillierapparat abgebildet ist auf Kupferstichen, die aus ungesunden Zeiten stammen! Aus jenen von Seuchen geplagten Epochen, die noch kein Schimmer unserer heutigen zweckdienlichen und sanitären Technik erhellte!“

„Was heeßt hier Seuche un sanitär!“ rief Kuffert und hielt Albrecht den Tassenkopf zum Nachschenken hin, „dadrgegen sin Ihre Schnäpse reene nischt, Mickewitz!“

Auch Labemann hatte sich noch einen Tropfen – „nur ’ne Idee, lieber Albrecht“ – eingießen lassen und sagte gewissermaßen abschließend zu Herrn Kortüm:

„Püstrich hin, Püstrich her — dieses Destillat hat, ich muß sagen: etwas Bodenständiges.“

„Herr Amtsrichter“, meinte Monich, „passense bloß uff. Wenn mir hier so weiterschlucken, hat bloß noch der Püsterich äne gewisse Bodenschtändigkeit uffzuweisen. Kortüm — du solltest deinen Püsterich ooch ämal kosten.“

Herr Kortüm nahm zögernd die Tasse, nippte, Herr Kortüm trank:

„Freunde!“ sprach er . . .

*

Spät wanderten die Gäste in ihre Täler hinunter. Eine Weile hörte Herr Kortüm noch ihre Stimmen heraufschallen, allmählich verklangen die Laute. Es war nun wieder ganz still. Eine trübe und warme, windstille Nacht. Regen wird es geben, dachte Herr Kortüm und ging in tiefen Gedanken mehrmals um sein Anwesen herum, über dem heute in der dicken wässerigen Luft der rote Schein der Trockenfeuer machtvoll groß und unbeweglich stand. Er sah an seiner Schottenhauswand empor und schüttelte den Kopf. Eben erst war er wochenlang mit Professor Holdermann beruflich in enger Verbindung gewesen. Die Akademie in der Hauptstadt stak bis unters Dach voll Kunst, und jedem Menschen dort war es eine ausgemachte Sache, daß man diese vieltausendfachen Formen nur genau zu betrachten brauche, um dann sagen zu können, was sie bedeuteten, was für einen Inhalt sie umschlössen. Die Guten, die Schönen erkennt man am Guten, am Schönen . . . und da stand dieser erbärmliche Püsterich, eine Unflat von außen — und innen voll Süße! Ein leiser Verdacht gegen diese bekanntlich schönste der Welten stieg in Kortüm auf. Schon die Sache mit der schönen Kitty damals war ein wenig unheimlich gewesen — Kitty war eine Frau, und bei lebendigen schönen Frauen soll man Rückschlüsse irgendwelcher Art vielleicht grundsätzlich nicht versuchen. Aber auf Messing müßte doch Verlaß sein! Inhaltlich hätte er diesen Püsterich auf Staub, Schlacke und Grünspan geschätzt, und nun sprach man wohl morgen früh schon in den Tälern unten von Kortüms Püsterich und meinte damit ein magenstärkendes Getränk . . . ob es dann nicht besser wäre, magenleidend zu bleiben, aber das Gute erkennen zu können am Guten und das Schöne am Schönen?

9. Ortsveränderungen

Lotte hatte im Traume geseufzt und, ohne zu erwachen, plötzlich die eine Hand schlafschwer ihrem Manne aufs Gesicht gelegt. Wingen war aus dem Schlummer geschreckt. Aber er blieb unbeweglich liegen. Dachte verschwimmend: ich träume . . . Ruhig lag die Hand mit gespreizten Fingern breit auf seinem ganzen Gesicht. Er empfand den Duft der Hand, schloß die Augen, lag ganz still. Lotte atmete gleichmäßig weiter. Wingen öffnete die Augen. Fest und mütterlich lag ihre offne Hand über seinem Gesicht. Wingen lächelte und blickte durch ihre Finger. Die Schlafstube war ganz dunkel. Nur die Decke gab einen helleren Schein, und er sah zwischen ihrem Goldfinger und dem kleinen Finger, wie der Vorhang am offenen

Fenster ein wenig wehte. Wingen hielt immer noch sorgsam still, aber er war nun ganz wach geworden. Ihre Hand lag warm und reglos auf seinem Gesicht. Er hob das Kinn und bewegte die Lippen, bis er die Handfläche leise küssen konnte. Lotte atmete ruhig ein und aus. Eine gute Weile verging. Endlich schien Wingen die Hand auf seinem Antlitz immer schwerer zu werden ... eine wahre Last ... Er faßte sie vorsichtig, zog den Kopf unter ihr hervor und legte sie sanft auf das Kopfkissen. Lotte atmete gleichmäßig weiter. Die Taschenuhr tickte auf dem Tisch neben Wingen – ob es bald Morgen war? Über den leuchtenden Ziffern stand ein kleiner Schein. Wingen griff nach der Uhr. Unversehens schlug die Kette laut an das Wasserglas.

Lotte fuhr auf und murmelte schlaftrunken: „Fehlt dir was?"

„Schlaf weiter."

„Hm? Wer fehlt?" –

„Du!" lachte nun Wingen und legte die Uhr hin. Sie seufzte und rieb verdrießlich mit beiden Händen ihre Augen: „Schrei doch nicht so. Das Kind wacht auf" – sie richtete sich auf und klopfte schlaftrunken ihr Kopfkissen glatt – „was fällt dir überhaupt ein."

Wingen lachte noch lauter: „Du – bist bei mir eingefallen!" Er faßte Lotte an den Schultern und legte sie in seinen Arm. Ihr Kopf fiel müde hintenüber. Sie gähnte und murmelte silbenweise zwischen dem Gähnen: „Un – ver – schämtheit."

Wingen küßte sie auf den Mund, daß sie nicht weiterreden konnte. Nur das Wort „Menschenfresser" brachte sie noch mit Mühe hervor.

„Die sind abgeschafft", sagte Wingen langsam. Er sagte es aber zu sich selber, ließ Lotte plötzlich los und richtete sich im Bette auf. Nun war er völlig munter.

Sie rieb noch einmal umständlich ihre Augen, wollte sein Gesicht erkennen. Nur ein Schattenbild war zu erspähen: „Was hast du denn mit einmal?"

„Die Menschenfresserei ist heute abgeschafft", sprach er vor sich hin.

„Gute Nacht und rede kein dummes Zeug mehr."

„Aber Seelenfresser können es bis zum Oberspielleiter bringen."

Lotte tastete nach seiner Hand: „Was ist –" Wingen schwieg. Lotte drückte sich an ihn: „Ich will's wissen."

Plötzlich legte er seinen Kopf auf ihre Brust: „Lotte. Jetzt wissen es alle Theater, daß der Joel abgesetzt ist."

Sie streichelte sein Haar: „Laß sie doch."

„Und wenn's keiner mehr aufführt?"

„Was geht das dich an."

Eine Weile war Wingen still. Dann hob er den Kopf: „Ich soll für den Wind schreiben?"

„Eine Frau sieht doch auch nicht nach den Leuten, wenn sie ihr Kind bekommt."

Wingen starrte dorthin, wo in der Finsternis ihr Kopf lag. Nur einen ungewissen Schimmer ihrer Stirn, ihrer Wangen vermochte er zu ahnen. Er wollte ihr antworten, aber er wußte nicht, was er ihrem Wort entgegenstellen konnte.

*

Lotte dachte: Er sorgt sich ... „Morgen fängt dein Urlaub an, und wir fahren nach Besenroda. Dort siehst du's ganz anders an."

Ob der Holunder unter dem Fenster gewachsen ist? dachte Wingen im Einschlafen. Sie würden in der Dachstube oben wohnen, wo er damals die große Maske unter Lottes Anleitung gemacht hatte. Sachte schliefen sie ein, ohne Traumangst, und das Rauschen des Regens vor ihrem Fenster klang als das Plätschern der friedsamen Ilm in ihren Schlaf hinein.

*

Im Abteil dritter Klasse fuhren Wingens mit Kind, im Abteil zweiter Klasse des gleichen Zuges zwei andere Reisende mit dem gleichen Ziel Besenroda. Der Andrang auf dem Bahnhof war groß gewesen. Und die Scheidung der Vermögensklassen auf Erden ist bekanntlich in dem Augenblick, da sich der Mensch zum Zwecke eines Ortswechsels in öffentliche Fahrzeuge begibt — sei es Eisenbahn, sei es Dampfschiff, sei es Leichenwagen — so vorsorglich deutlich, daß die dritte Güte nichts weiß von der zweiten und die zweite erst recht nichts von der dritten — von der allerersten Güte überhaupt zu schweigen. Herr und Frau Wingen ahnten nicht, daß ihre Lokomotive auch den Professor Holdermann und den Kapitän a. D. Langloff nach Besenroda zog.

Für Holdermann war die Reise aufs Schottenhaus Pflicht und höchste Zeit geworden. Der ewige Kortüm hing nun schon seit Wochen in breitem goldenem Rahmen über dem Kamin, und der leibliche Kortüm mußte sich täglich von neuem ärgern über den leeren Fleck rechts oberhalb seines Hauptes. Kortüms plötzliche Abreise hatte seinerzeit leider die letzte Vollendung des Gemäldes verhindert: die Wappenbilder fehlten immer noch. Der Auftraggeber sah und hörte nichts mehr von dem Schöpfer des Werkes und setzte sich eines Tages hin und schrieb diesen Brief: „Das Bild gibt mich wieder, wie ich leibe und lebe, verehrter Meister. Aber noch immer muß der Beschauer den rohen Leinwandfleck in der Ecke oben mit vorgehaltener Hand verdecken, sonst geht die Einbildung verloren, daß ich das selbst sein soll. Man hält alles nur für bemalte Leinwand." Herr Kortüm lud den Maler zu sich aufs Schottenhaus ein. Er könne die Wappenbilder hier an Ort und Stelle vielleicht noch stimmungsvoller malen, und er, Kortüm, stände jederzeit mit seiner reichen und besonderen Erfahrung in Wappensachen zur Verfügung. Zudem sei der Aufenthalt im Schottenhaus eine Erholung für den Meister, und man könne die leider so jäh unterbrochenen Gespräche über Schönheit und Kunst ans Ende führen. Zwar baue er zur Zeit, aber nur zwei Flügel nach Norden hin. Der Herr Professor jedoch bekäme ein Zimmer nach Süden und könne ungestört leben und schaffen.

Holdermann las den Brief, kramte in einer Mappe und zog jene Rötelskizze hervor, die er damals nach den beiden in Zwistigkeit geratenen Männern Kortüm und Langloff heimlich aufs Papier geworfen hatte. Er nickte. Kortüms Wappensorgen waren ihm gleichgültig: auch ohne die paar bunten Flecke war das Werk für ihn getan. Der gemalte Kortüm stand in seinem Goldrahmen und wartete nur noch auf die Zukunft. Aber der lebendige Kortüm erschien dem Maler noch

lange nicht erledigt. Holdermann nickte immer lebhafter. Mit Vergnügen würde er reisen. Liebevoll betrachtete er seine Rötelskizze: mit noch größerem Gewinn freilich, wenn er diesen Kapitän zur Mitfahrt überreden könnte. Die beiden nebeneinander – da steckt vielleicht ein Bild drin ... ein Doppelporträt ... das wäre allerdings ein Werk der seltensten Gattung.

Der Professor ließ den Brief einige Tage liegen, bis es sich machte, daß er Langloff traf. Aber nach den ersten Worten des Malers wehrte der Kapitän mit beiden Händen ab: „Den Mann auch noch besuchen?! Nein, danke."

„Besuchen sollen Sie ihn doch nicht! Ein Zimmer bestellen! Das Schottenhaus ist eine öffentliche Gaststätte. Schöne Gegend. Ihr Mieter geht übrigens auch hin."

„Wingen? Aufs Schottenhaus?"

„Im Dorfe nebenbei wohnen sie", nickte Holdermann, „Wingen und Frau."

„Die Frau auch? Hm. Ich würde mit den Herrschaften denn ja woll ganz gern ein vernünftiges Wort reden."

„Das dachte ich mir."

Aber Langloff dachte bei sich im stillen wesentlich mehr, als ihm Holdermann trotz seiner Maleraugen anzusehen vermochte. Wingens wegen hätte Langloff keinen Kortüm in Kauf genommen. Der Kapitän sammelte jedoch nicht nur Münzen ohne Kurswert: er trug seit einiger Zeit in dicken Mappen Werbeschriften, Bilder, Unterlagen, Erfahrungen und Preislisten zusammen über gesund gelegene größere Gaststätten. Nicht zu seinem Vergnügen sammelte er diese Fachkenntnisse: sein Sohn, der Schiffsarzt, hatte ihm geschrieben, er habe das Fahren satt und plane die Niederlassung als Arzt auf festem Grund und Boden. Die große Stadt sei ihm als altem Seefahrer zu laut, die Landpraxis sei ihm als altem Schiffsarzt zu weitläufig, aber auf dem Lande ein städtisch behagliches Genesungsheim etwa, oder ein Sanatorium – das treffe nicht nur seinen, sondern den Geschmack aller begüterten Genesungsuchenden. Und solche Leute seien die besten Patienten: der liebe Vater möge sich doch ein wenig umtun. Langloff war wohlhabend genug, um diesen Geschmack seines Sohnes ebenfalls für einen guten Geschmack zu halten. Der Vorwand, bessere Gaststätten studienhalber zu besuchen, hatte ihm schon zu mancher angenehmen kleinen Reise verholfen und in seinen Ruhestand eine gemütlich fortspinnende Tätigkeit gebracht. Der Alte horchte fleißig nach Grundstückspreisen und Wirtschaftlichkeit. Er beobachtete Bedienung, Beherbergung, Beköstigung, Preise, Sonderpreise, Aufschläge, Sonderaufschläge. Er prüfte den Zustand der Betten, unterschied bereits Daunen und Halbdaunen, Flurschoner und filzunterlegte Doppelläufer. Langloff bekam mit der Zeit einen Hotelblick, daß auch alte Oberkellner sich sogleich vor ihm in acht nahmen. Alle diese Erkundungen und kritischen Betrachtungen trug er in sein Taschenbuch ein und stellte von Zeit zu Zeit seinem Sohn Walter ausführliche Berichte zusammen.

„Sie überlegen lange", mahnte Holdermann.

Wenn ein Mann wie dieser Kortüm, schloß Langloff seine Überlegungen, Gäste um sich zu sammeln und von ihnen zu existieren vermag, dann muß es einem ver-

nünftigen Menschen wie meinem Sohn erst recht gelingen: „Dieses Schottenhaus muß sehr lehrreich sein. Ich komme mit, Herr Professor.“

*

Der Bahnsteig in Besenroda lag in tiefem Frieden, als der Zug einlief. Hier verfehlte keiner den andern. Die beiden Reisegruppen erkannten sich, und hutschwenkend schritt die zweite Klasse auf die dritte zu. Da aber Wingen beim Aufklappen des Kinderwagens seinen Sohn halten mußte, konnte er den Hauswirt Langloff nicht ganz so lebhaft begrüßen, wie Langloff, der freie Hände hatte, Lotte guten Tag wünschte. Holdermann zeigte beim Anblick des Kinderwagens eine leichte Befangenheit, die Wingen mit dem Säugling auf dem Arm sogleich mitempfand. Lotte, zwei Schirme am Arm, den Griff des Kinderwagens in der Rechten, eine kleine Handtasche und einen Korb mit Mundvorräten in der Linken, konnte die Bewillkommnung vor der Bahnsperre ihres Heimatortes nicht allein bewältigen. Man wünschte sich denn recht bald allerseits ein gutes Wiedersehen. Die Familie Wingen zog ihres Wegs an der Ilm hin ins Dorf, nachdem sie hinter der Sperre eine ansehnliche Verstärkung durch Lottes Verwandte erfahren hatte. Der Maler und der Hauswirt begannen mit dem Aufstieg zum Schottenhaus. Nach kurzer Zeit stolperte Langloff in den ausgefahrenen Geleisen und knurrte: „Wer den Mann da oben nicht kennt, merkt an der Straße, zu wem er kommt.“

Holdermann hielt die Hand über die Augen, um ungeblendet von der scharfen Frühjahrssonne die Landschaft zu sehen: „Der Mann wohnt gut“, sagte er bewundernd. „So?“ fragte der Kapitän und rieb sein schmerzendes Fußgelenk.

Herr Kortüm aber stand oben am Abhang des Hügels und betrachtete durch sein gutes Doppelglas die beiden nahenden Gäste: „Da bringt er wirklich diesen Kerl mit. Wie kann man sich in Gegenwart eines solchen Gastes über Kunst unterhalten?“

Herrn Kortüm war es wieder einmal klargemacht worden, daß er von Beruf ein Gastwirt war. In der Stadt, in der Werkstatt Holdermanns sogar, war er ein Herr gewesen. Ein Auftraggeber. Dort hatte er mit Langloff gesprochen, wie Kortüms eben mit Langloffs zu reden pflegen. Und hier, auf seinem eigenen Grund und Boden – hier mußte er hochachtungsvoll dankend eine Postkarte entgegennehmen, auf der so ein Langloff einem Kortüm in dürren Worten mitteilte, wann er einträfe, wieviel Gepäck abzuholen und welche Art von Zimmer für ihn bereitzustellen sei. Damit nicht genug: dieser Langloff hatte eine genaue Liste von Speisen beigelegt, welche man ihm nicht anbieten wolle, und ferner eine Aufstellung derjenigen festen und flüssigen Nahrungsmittel, welche ihm zuträglich seien – ja, bei einigen Rohstoffen war sogar die besondere Bereitungsart vorgeschrieben.

Herr Kortüm war sehr aufgebracht: „Natürlich! An Bord haben diese Herren Kapitäne schlechtgerechnet zwei Jahrzehnte lang gespeist, daß es zum Erbarmen ist. Mit Geflügelleberpasteten fangen sie morgens an, und mit schwerem Fisch und Wildbret hören sie abends noch nicht auf. Dann kommen noch Sandwiches,

sie rauchen furchtbare Zigarren, trinken braunen Porter aus Krügen, weißen Burgunder aus Pokalen, bekommen Magengeschwüre, sagen dann, sie seien leidend, und unsereiner kann eine ganze Provinz absuchen nach Altendamenspeisen und milden Kräutertees, wenn die Herren mit ihren Kapitänsaugen und Magengeschwüren einem acht Tage lang die Ehre geben – und womöglich muß das Personal trotzdem noch die halbe Nacht für heiße Leibpackungen sorgen: diesen Gast soll der Teufel holen . . ." Die letzten Worte murmelte Herr Kortüm nur zwischen den Zähnen, da die beiden Ankömmlinge eben um die Ecke bogen und ihm zuwinkten.

*

„Bitte" – Herr Kortüm öffnete Fremdenzimmer Nummer sieben – „die Sonne": im behaglichen Gefühl des gesicherten Besitzers wies Herr Kortüm mit vorstellender Gebärde auf das voll ins Zimmer blickende Gestirn.

Holdermann warf einen Blick durchs Fenster und schüttelte den Kopf: „Der runde Berg da drüben – wie heißt er? Kolmberg? – der verrennt mir die Aussicht."

„Zimmer mit Fernsicht habe ich auf der anderen Seite. Aber ohne Sonne, Meister." Er führte den Maler in ein Nordzimmer.

Der Blick ging ohne Grenzen in den Raum der Welt.

„So ist es gut." Holdermanns Auge folgte den sanften Erdwellen. Braun und grau wölbte sich eine hinter der anderen. Nur die Grünfelder der Wintersaaten leuchteten scharfbegrenzt aus den Erdfarben. Tief in der Ferne jagte ein Regenstrich über die Felder. Jetzt verschwand er als Dunst im verschwimmenden Horizont. Der Maler legte den Kopf zurück und nahm lächelnd in seine Augen hinein, was da vor ihm unendlich schimmerte. Unbewußt zog er eine Zigarre aus der Tasche, steckte sie in den Mund – „Ah", sagte er und sog an dem Tabak, den er anzuzünden vergessen hatte – „der Blick ist die Sonne wert. Was liegt dort? Nein, rechts. An dem Nußbaum vorbei, ja, ganz da draußen, meine ich."

Herr Kortüm blinzelte in die Ferne, rieb seine Bartstoppeln am Kinn und begann zu erklären: „Die Heinleite. Dahinter die Harzberge" – Holdermann kniff die Augen zusammen und strengte den Blick an – „Sehen Sie? Nur ein Hauch. Dahinter kommen wieder Hügel. Hügelwellen nur. Auslaufende Landwellen, Felder. Dann kommt die Heide. Und dann, ganz hinten, ja: die Küste" – Er sah nach der Uhr, dachte einen Augenblick nach, dann nickte er – „jetzt eben kommt sie."

„Wer?" fragte Holdermann betroffen. Er hatte sich wirklich verleiten lassen, den Kortümschen Erklärungen mit spähendem Blick zu folgen, als ob der ihm alle diese Herrlichkeit zu Füßen legen könnte: „Wer?"

„Die Flut, Meister. Die Nordseeküste liegt dorthin."

Holdermanns Auge ließ den fernen Dunst los. Lächelnd lag sein Blick auf dem unbestimmten Hauch ganz da draußen, von dem ein ehrlicher Gastwirt nicht behaupten konnte, ob das noch Erde sei oder schon Himmel.

„Sie haben gute Augen", sagte der Maler.

„Ich liege richtig. In der Mitte“ – Herr Kortüm klopfte jetzt tatsächlich seinem verehrten Gast auf die Schulter, und wieder lag der Glanz des Besitzgenusses in seinem Auge – „ringsum Deutschland. Ja, ja, Herr Professor: die Kunst, zu Hause zu sein. Eine große Kunst. Ich kenne ein gutes Stück Erdball und habe es erprobt – man muß nur darauf halten, daß man bei s i c h ist. Dann weiß man, was viele vor lauter Einwohnern nicht sehen: wie gewaltig dieses Land ist.“

Sie sprachen von Land und von Fernblick, schritten dabei langsam die Treppe hinab und traten in die Halle. Holdermann sagte eben: „Ja, Herr Kortüm, auf Ihre Weise angesehen, steckt viel in diesem Land.“

Da blieb Kortüm plötzlich stehen und zog die Stirn in unzählige Falten: „Viel, Meister“ – er legte die Hand auf Holdermanns Ärmel – „unmenschlich viel“ – er seufzte – „mehr als man denkt . . .“

Holdermann sah ihn erwartungsvoll an, und Kortüm begann zu erzählen von dem Unding, das in der Erde unter seinem Neubau gesteckt hatte: „Püsterich nennen es die Leute.“

Der Maler wurde neugierig.

„Wir können gleich durch die Küche in den Hof gehen“, sagte Herr Kortüm und öffnete eine Tür mit der Aufschrift „Privat“, welche zunächst in den sogenannten Zettelgang und aus diesem durch Anrichte und Küche in den Hof führte. In dem Halbdunkel des schlechtbeleuchteten Zettelganges war kaum etwas zu sehen. Herr Kortüm heftete hier die laufenden Speisezettel, Rechnungen, Quittungen und sonstige Tagespapiere an die Wand. Erstaunt blieb er stehen. Vor einem Zettelbündel stand ein Mann, der in den Papieren blätterte und trotz des schlechten Lichtes offenbar sogar las. Langloff . . . Herr Kortüm sah ihn entrüstet an. Aber Langloff gähnte laut und sagte: „Gibt's bald Mittagessen?“

„Wie kommen Sie hier herein?“

„So 'rum. Durch die Türe da.“

„An dieser Tür befindet sich die Aufschrift ‚Privat', Herr Kapitän!“

„Deshalb bin ich hier ja eingetreten. Ich suchte Sie nämlich. Sagen Sie, Herr Kortüm, Sie sitzen doch ziemlich verlassen auf dem Berg hier. Dazu spottet Ihre Straße jeder Beschreibung – wieviel Prozent müssen Sie woll zurechnen für das Heranbringen der Lebensmittel?“

„Ich wohne nicht auf einem Berg, sondern in einem Gebirgssattel. Ich sitze auch keineswegs verlassen hier. Auf gängige Lebensmittel lege ich keinen Aufschlag. Nur auf Speisen für Herrschaften, die infolge reichlichen Lebens am Magen leiden. Jetzt entschuldigen Sie mich. Ich habe mit dem Herrn Professor über eine künstlerische Angelegenheit zu verhandeln. Und diese Tür hier“ – er öffnete und machte eine einladende Geste nach dem Saal hin – „führt Sie in die große Halle zurück, in der Sie zwischen zwölf und ein Uhr Ihre Sondermahlzeit einzunehmen belieben wollen – bitte.“

Herr Kortüm schloß die Tür hinter Langloff und fragte Holdermann, was er dazu sage!

Der Maler aber dachte wieder an sein Doppelporträt und sagte gedankenverloren: „Schade, daß in dem Gang so schlechtes Licht ist.“

10. Der Kortümbrunnen

Unter den Holzpantoffeln der Maurer verschwand allmählich auch der letzte Grasschopf in der Umgebung des Neubaues. Herr Kortüm konnte der Aufgabe, für seine alte Nordwiese einen neuen Namen zu erfinden, nicht mehr ausweichen. Am liebsten hätte er diesem freien Platz zwischen der Nordfront des alten Hauses und den beiden hufeisenförmig angesetzten einstöckigen Flügelbauten als die Seeseite des Schottenhauses bezeichnet, weil kein Hindernis den Blick nach Norden hin begrenzte: hinter der Goldenen Aue, wenn auch etwas weit hinter ihr, lag seine Vaterstadt Hamburg, und hinter Hamburg flutete und ebbte die Nordsee. Aber Herr Kortüm fürchtete mit Recht Mißdeutungen. Monich hatte ihn kopfschüttelnd gefragt: „Seeseite soll das heeßen? Du meenst wohl, weil dortn dei Teich gewesen is, den de zugeschütt hast? In dem erbärmlichen Ding hatten doch niche ma deine Enten Platz." Herr Kortüm entschied sich also vorsichtshalber für den schlichten Namen Schottenhof, aber er schlug unverzüglich seine braune Ledermappe auf und begann mit Erwägungen, wie dieser leere Hof in späterer Zeit zu einer Sehenswürdigkeit ausgebildet werden könnte. Die Schottenwiese im Süden des Hauses lag im vollen Strahl der Sonne. Weitere Zutaten würden hier stören. Aber der nackte Hof im Norden bedurfte der Kortümschen Hand. Freilich entsprang diesem viereckigen Stück Erde die Quelle. Aber noch immer lief das köstliche Wasser aus dem moosigen Holzrohr in einen morschen Trog und verlor sich als Rinnsal im Walde. Hier mußte ein Brunnen errichtet werden. Herr Kortüm sah im Geiste Wasserstrahlen in Regenbogenfarben spielen, er hörte das Plätschern des Überflusses an heißen Tagen und errechnete als gewandter Gastwirt bereits den erfreulichsten Andrang von Gästen, die nach Kühlung lechzten und sich eine künstlerisch dargereichte Kühlung etwas kosten lassen würden. Alle möglichen Formen von steinernen Quellfassungen dachte sich Herr Kortüm aus — runde, eckige, flache, hohe —, ja, er erwog bereits die Berufung seines Freundes Schwartenmacher, der ihm seinerzeit die silberne Windfahne so vortrefflich aufs Dach gesetzt hatte. Vielleicht könnte das Wasser aus einem Füllhorn laufen, das die Göttin der Feuchtigkeit im Arme hielt. Aber seine Gäste sollten hier oben aufatmen vom Lärm und Staub der Städte, und er hatte schon immer der Ruhe ein Denkmal setzen wollen: müßte Schwartenmacher nicht eine Göttin der Ruhe als Quellstatue errichten? Jedoch, sagte sich Kortüm, man kann die Ruhe nicht als ein Weib darstellen. Je angestrengter er nachdachte, desto schwieriger wurde die Aufgabe. Er war in Hamburg geboren und hatte nie gehört, daß die Mündung der Elbe jemals einem Menschen künstlerische Gedanken gemacht habe: „Jetzt wohne ich an einer Quelle und finde mich vor lauter Vorbildern nicht zurecht ... die Leute wollen offenbar nichts von Mündungen wissen ... sind mehr für Quellen ... ein Glück für mich, aber schwer —" Es war gut, daß er seine Autorität in Schönheitsfragen zur Hand hatte: „Ich werde mit dem Meister reden."

Das hätte er sogleich tun sollen. Aber in seinem Zorn über den im Zettelgang spionierenden Langloff hatte er zunächst das kleine Schild mit der Aufschrift

„Privat" von der Türe abgenommen und sogleich mit der Bemalung einer doppelt so großen Tafel begonnen: Zutritt streng verboten. Wie viele Gesetze, so traf auch dieses Verbot den nicht mehr, der es veranlaßt hatte: der Kapitän war bereits mit einem Bericht an seinen Sohn, den Schiffsarzt, beschäftigt, der die im Zettelgang erworbenen Kenntnisse aufs beste verwendete. So zuverlässige Unterlagen hinsichtlich der prozentualen Erhöhung von Lebens- und Wirtschaftsführung in unwegsam gelegenen Gaststätten waren nicht so bald wieder zu erlangen.

Kortüm malte eben an dem Wort „verboten", und Langloff unterstrich in seinem Bericht die Worte „besonders nachahmenswert", als Holdermann draußen auf dem Hof seine Zigarrentasche hervorzog und einer Schar Maurer winkte, die eben über den Schottenhof wandelte. Von Herrn Kortüm vergessen, hatte der Maler den Püsterich sehr bald allein gefunden. Bereitwillig änderten die Maurer ihre Marschrichtung, traten herzu, setzten die ihnen überreichten Zigarren in Brand, rochen an dem Dampf und erklärten sich auf Holdermanns Wunsch bereit, den Püsterich an jede von dem Herrn Professor gewünschte Stelle zu schaffen. Holdermann schritt kreuz und quer über den Hof, zählte seine Schritte, blieb endlich im Mittelpunkt des Platzes stehen und sagte: „Hierher! Aber das Ding muß hochstehen!"

„Nee, tief", sprachen die Männer, „sonst kriegtn Albrecht nich heeß."

„Heiß?!" fragte Holdermann erschrocken und vernahm, welchen Lebenszweck Albrecht, der geborene Nordhäuser, in dem Püsterich begriffen und erwiesen hatte. Der Maler kannte solche alten messingnen Doppelkessel in Menschengestalt und manchmal in Tierform. Neben veralteten Waagen und Mörsern stand sie in den Ecken von Sammlungen und Apotheken. Holdermann hatte sich keine Gedanken gemacht über ihren Gebrauch. Behaglich lächelnd war er um den bejahrten Dickwanst herumgegangen und hatte ihm nur einen besseren Platz als gerade den Küchenausgang gegönnt: „Ach so", sagte er schließlich, „na, da werden wir wohl erst den Hausherrn fragen müssen." Er wollte Kortüm suchen, aber Kortüm suchte bereits ihn. Der Postbote hatte einen Brief abgegeben, der es Herrn Kortüm geraten scheinen ließ, sogleich mit dem Bemalen der Verbotstafel aufzuhören und sich seinen Baugeschäften zu widmen. Einen Brief konnte man das Schriftstück eigentlich nicht nennen. Es war nur ein gelbliches Papierblatt, welches eine Klebemarke zusammenhielt. Herr Kortüm kannte solche briefartigen Zettel. Zögernd öffnete er und richtig: „Sollten Sie nicht bis spätestens den 14. dieses..."

Ach, Herr Kortüm baute, und der Herr aller irdenen Gehäuse erbarme sich seiner. Diesmal konnte ihm nicht einmal sein Freund Stichling helfen! Den Brief hatte eine Abteilung des Bauamtes abgesandt, welche die Schönheitsfragen des zeitgenössischen Bauwesens regelte. Und diese Abteilung war offenbar sehr ergrimmt über Herrn Kortüm. Sie hätte bereits einmal geschrieben, aber der Bauherr habe nicht einmal das Schreiben bestätigt, viel weniger sei er an Amtsstelle erschienen. „Dann habe ich den ersten Brief in eine falsche Mappe gelegt!" rief Herr Kortüm. Aber das entschuldigte ihn nicht in so wichtiger Sache. Man wolle nämlich nicht dulden, eröffnete ihm das Amt, daß Herr Kortüm zwar seine nach

Osten gehenden Dachflächen mit sogenannten Mansarden versehe, die westlich geneigten Dachseiten dagegen n i ch t ausbaue. Dadurch leide die Symmetrie.

„Meine Gäste brauchen Morgensonne, aber keine Symmetrie! Oder glaubt das Amt, ich kann Symmetrie in Rechnung stellen?! Morgensonne dagegen erhöht den Zimmerpreis um wenigstens eine Mark. Ich schaffe wirtschaftliche Werte aus Morgensonne!" – Herr Kortüm suchte im ganzen Haus nach dem Professor, der eine solche Schönheitsfrage zweifellos besser beurteile als ein Amt. Es eilte. Wenn er zur Zeit auf dem Bauamt sein wollte, mußte er den Nachmittagszug nehmen.

„Meister!" rief er.

„Mitten in'n Hofe schtehtr doche", sagte Liese.

Dieser Gastwirt, der eben noch den Professor Holdermann um Rat fragen wollte, wie ein Brunnen zu gestalten sei, damit er aus der Schönheit Gewinn ziehen könne, dieser selbe Herr Kortüm war jetzt unterwegs zu diesem selben Professor, um zu erfahren, wie er durch Zerstörung der symmetrischen Schönheit die Morgensonne zu verzinsen vermöge ...

Er trat in den Hof, er sah Holdermann Rauchwölkchen aus seinem Munde blasen, er sah die rauchende Schar der Maurer um ihn, und inmitten dieser Männer sah er den Püsterich, der auf dem Schottenhofe saß wie eine ungeheure gelbe Kröte.

„Gut, nicht?" rief ihm Holdermann entgegen, „nur zu tief." Er deutet mit der flachen Hand die richtige Höhe an: „Die Mitte des Bauches etwa in Augenhöhe."

„In Augenhöhe!" – Herr Kortüm schluckte ein paarmal – „Meister, wenn Sie wüßten, daß dies nur ein gewöhnlicher Kessel ist –"

Holdermann lachte: „Ich weiß! Die Maurer haben mir schon erzählt, was Ihr Brennmeister darin für einen vortrefflichen Schnaps zustande bringt."

„Was für ein Meister?!" – jetzt hielt Herr Kortüm nicht mehr still, er unterbrach einfach seine Autorität in Schönheitsfragen: „Mein Brennmeister, Meister?!"

„Na ja, der ... wie heißt er?" fragt er die Maurerschar.

„Albrecht", sprach der Chor der Männer, „jawoll, Albrecht. Der Schuldiener. Der aus Nordhausen. Jawoll."

„Sie können jetzt Ihre eigentliche Tätigkeit wieder aufnehmen!" sprach Herr Kortüm zornig zu den Arbeitsmännern, wies nach dem Flügelbau, der ihm so viel Sorgen machte, und wandte sich an den Maler: „Zwischen mir und jenem Schuldiener, den Sie irrtümlich als meinen Brennmeister bezeichneten, besteht keinerlei Vertrag. Der Mann hat den Likör auf eigene Gefahr und probeweise abgezogen. Unverbindlich. Vor Zeugen."

„Lassen Sie ihn ruhig weiterdestillieren, Herr Kortüm. Mitten auf Ihrem Hofe. Vor Zeugen und vor aller Augen. Was macht die Thüringer Rostbratwürste so beliebt? Daß sie öffentlich gebraten werden. Welche Frauen sind berühmt landauf, landab? Die öffentlich schön sind. Wenn wir auf dem Jahrmarkt malten und Verse machten auf der Straße und Sie Ihre Menüs auf dem

Hausflur kochten — wir hätten mehr Gäste als Stühle, könnten Stars werden wie Filmschauspieler —"

„Bratwürste! Verse! Frauen, Gemälde, Menüs — erlauben Sie, Meister —"

„Jawohl! Alles das! Und dieses Schnapsbrünnlein —"

„Ich besitze doch schon einen Brunnen! Einen richtigen Brunnen!" Herr Kortüm ließ eine hohle Hand voll Wasser laufen und hielt sie dem Maler vor die Nase.

Holdermann sah seinen Wirt mit Maleraugen an wie damals in seiner Werkstatt, als Kortüm noch sein Objekt war: „Ich habe noch nie gehört, daß ein Gastwirt Wasser sagt und meint nicht ein gebranntes Wasser . . ."

Aber jetzt lächelte Herr Kortüm, spitzte den Mund, zog die Augenbrauen hoch — jetzt war er in seinem Fach, jetzt konnte er den Professor belehren: „Weil bei einem Gastwirt die Leute eintreten, wie sie belieben — sitzenbleiben, so lange es ihnen paßt — reden, was ihnen einfällt — wo käme ein Wirt hin, wenn die Leute ständen, säßen, redeten — ohne Wein, Meister? Der Wein hat die Aufgabe, die Menschen erträglich zu machen —"

Holdermann lachte: „Aber der Mensch ist nicht immer unter Leuten."

„Unseresgleichen, Meister. Und wir brauchen die Flasche nicht." Holdermann sah, wie Herr Kortüm seine alten Hände unter das Brunnenrohr hielt und das kalte klare Gebirgswasser plätschern ließ. „Hm", sagte der Maler, „und wo nimmt unseresgleichen die Heiterkeit her, ab und an, wenn's schief geht?"

„Aus der Erinnerung, Meister. Es lernt sich."

*

Herr Kortüm eilte zur Bahn hinunter, ohne mit dem Professor vorher über Symmetrie zu sprechen. Dazu reichte nun die Zeit nicht mehr. Die Worte „sollten Sie bis spätestens" setzten Herrn Kortüm in jenen hurtigen Trab, den Ämter gern für die angemessene Gangart des ihnen anvertrauten Publikums halten. Holdermann aber stand auf dem Schottenhofe, sagte: „Wunderbar", zog sein Zeichenbuch aus der Tasche und trug das seltsame Bild ein, das er vor sich sah: links Gerüste, rechts Gerüste, im Hintergrund die Goldene Aue, auf dem Erdboden die Püsterichkröte und darüber die Wolkenberge des Frühlingstags. Dieser Kortüm, dachte der Maler, könnte mehr zeichnen als ich: der sähe noch den alten Brocken, die Heide dahinter und die Küste und das Meer und seine Flut und Ebbe . . . träumerisch unbewußt gab er den Wolkenstreifen am Horizont Wellenformen, zeichnete Welle um Welle, heranschweifend halb seitwärts aus Nordwest. Das Bild wurde immer falscher. Über dem Land der Menschen wölbte sich das Meer —

„Sie müssen das Blatt denn ja woll umdrehn", sagte Langloff hinter ihm, der seit einer Weile unbemerkt dem Zeichnen zugesehen hatte. „Wenn Sie ein Schiff ins Wasser malen, kommt's 'raus. Dann zeigen die Masten nach unten."

Holdermann schrak erwachend zusammen und drehte unwillkürlich sein Büchlein dabei herum. Langloff nickte fachmännisch: „Je — nun steht aber der Brunnen auf dem Kopf."

„Brunnen?“ sagte Holdermann und sah den Püsterich an.

„Das Ding da mit dem Rohr im Maule, mein' ich.“

„Ein Brunnen. Freilich. Und dort ist die Quelle. Ungegorenes und ungebranntes Wasser. Man sollte es versuchen.“ Als Holdermann wieder allein war, sah er sich den Püsterich noch einmal von allen Seiten an. Der Gedanke ließ ihm keine Ruhe mehr. Er suchte den Klempner im Neubau.

„Das is äne Kleenigkeet.“

„Dann woll'n wir gleich morgen früh Herrn Kortüm fragen.“

„Eefacher is es, wenn mersch erscht machen un fragen dann. Uff die Weise weeß er glei, wie sich's macht. Da Bleirohr 'nein, das is keene Schtunde Arbeet.“

Den Künstler lockte der Versuch: „Wir können es ja wieder abnehmen.“

Der Klempner nickte und holte seine Lötkolben.

*

Der Mann aber, der aktenmäßig als Bauherr bezeichnet wird, wußte nichts von dieser baulichen Veränderung, wie ja bekanntlich Bauherren niemals etwas wissen von den Verbesserungen, welche Künstler, Baumeister, Unternehmer, Hoch- und Tiefbauämter über ihn verhängen. Ein wahrer Bauknecht, stand dieser Bauherr im Amt, diesmal nicht in einem Aktenamt, sondern in einem Zeichenbogenamt. Gestern war er nicht bis zu der richtigen Stelle vorgedrungen. Heute aber war ein Sonnabend, und um ein Uhr schloß das Zeichenbogenamt. Die Uhr zeigte auf halb eins, und nichts war entschieden. Das Richtfest stand vor der Tür, und Herr Kortüm hatte kein Dach. Baue ich, überlegte er, die Ostseiten der Dächer nicht aus, fehlen mir Fremdenzimmer: der Bau verzinst sich nicht. Baue ich die Ost- und Westseiten aus, wird der Bau zu teuer: er verzinst sich ebenfalls nicht –

„Verzeihung, meine Herren, die Sache muß jetzt ins reine kommen“, sprach er höflich, stand von seinem Stuhl an der Tür auf und trat mitten unter die Zeichentafeln, an denen Männer in weißen Kitteln emsig strichelten. Sie hatten Zeichnungen vor sich, in die sie mit leuchtend roter Farbe Verbesserungen eintrugen: sie machten Türen breiter, Dächer niedriger, Türme spitzer, Dachrinnen gefälliger – kurz, sie verschönerten die Entwürfe nach Gesetzen, welche ein paar Straßen weiter in der von Kortüm so verehrten Akademie erfunden wurden. Die Männer waren sehr beschäftigt und konnten sich nicht von ihrer Arbeit ablenken lassen.

„Ich m u ß die Bauzeichnungen heute noch zurückbekommen!“ sprach Herr Kortüm, diesmal in etwas Hamburger Tonfall.

Das Stricheln hörte auf.

„Muß?“ fragte der Oberzeichner.

„Ich bin nur deswegen hergefahren.“

„Dafür kann i c h aber nicht“, sagte der beleidigte Oberzeichner.

Herr Kortüm war sehr glücklich, daß endlich überhaupt jemand sprach: „Sie nicht“, lenkte er ein, „gewiß nicht, aber –“

„Aber wir können auch nur vierundzwanzig Stunden am Tag arbeiten. Sonntags und nach Büroschluß ist hier überhaupt die einzige ruhige Arbeitszeit."

„Bitte. Ich werde gern morgen am Sonntag vorsprechen."

Der Oberzeichner sah ihn erbittert an: „Und außerdem ist Ihre Zeichnung noch gar nicht bis zu uns durch." Er blätterte verärgert in einem Berg von Plänen, die alle noch zu verbessern waren.

„Wo könnte ich mich nach dem Verbleib der Blätter erkundigen?" — Kortüms Sprache hatte den Hamburger Klang verloren.

Ein wenig versöhnt, riet der Mann Herrn Kortüm, auf sehr verzwickten Wegen einen Raum aufzusuchen, in dem möglicherweise jemand etwas Genaueres wisse. Der Bauherr machte sich auf den Weg. Zwei Minuten vor eins stand er endlich nach öfterem Fragen und Fehlgehen vor diesem zweiten Zeichensaal und riß eilig die Tür auf. Aber Herr Kortüm blieb bestürzt auf der Schwelle stehen. In diesem Raum war deutlich eine gewisse Unruhe wahrzunehmen, die man nicht als Aufbruch bezeichnen konnte, aber auch nicht als beschauliche Zeichentätigkeit. Einer der Männer zog eben seinen weißen Kittel aus und rief: „Also wer kommt mit! Hin un zurück for zwee Mark fuffzch."

„Das is nich kostspielig", sagte jemand. Eine andre Stimme rief: „Was gibts'n?"

„Schmorbraten un Backflaumn."

Aber jetzt brach in dem verzweifelten Bauherrn die Wut durch: „Zu Schmorbraten reicht man keine Backpflaumen!" donnerte er in den Saal.

Tiefe Stille. Aller Augen suchten den Mann, der hier plötzlich gegen Backpflaumen auftrat . . .

Da schlug die Uhr eins.

Herr Kortüm reiste ohne die Zeichnungen nach Hause, weil niemand Lust hatte, wegen eines solchen Bittstellers eine Sonderleistung auf sich zu nehmen.

11. Lieber Besuch

Glücklicherweise hatte Holdermann Kortüms Worte gegen die gegorenen und gebrannten Flüssigkeiten allein vernommen. Niemand sonst war Zeuge dieser Äußerungen eines Gastwirts, und Holdermann hatte schweigen gelernt. Er war Porträtmaler. Er verstand die Kunst, den Menschen ins Herz zu sehen, und wurde dabei täglich schweigsamer. Und doch hatte er Kortüm gegenüber kein ganz reines Gewissen: da stand nun dieser wasserspeiende Brunnen im Schottenhofe, und der Besitzer hatte keine Ahnung, daß jetzt sein ehrliches Wasser durch diesen Püsterich laufen mußte. Aber der Brunnen saß so maßgerecht im Raum des Schottenhofes, daß man ihn um keinen Viertelmeter her oder hin, höher oder tiefer rücken konnte. Der Maler sollte über seine künstlerische Leistung gleich Näheres hören. Heute war ein Sonnabend, und ins Schottengelände kamen Leute, die sonst selten zu treffen waren. Vom Heidelberg herab stieg der Holzhacker Kersch. Er wollte nach Besenroda hinunter und vorher auf dem Schottenhaus einen kurzen feierabendlichen Trunk zu sich nehmen. Der Waldarbeiter Bilmes kam aus der Besenröder Glas-

bläserei herauf und trug für den Esperstädter Apotheker eine Last Flaschen über den Berg. Mämpel war aus dem Wald hinterm Sachsstein gekommen und wartete schon eine gute Weile auf Kersch.

Sie versammelten sich um die neue Sehenswürdigkeit des Herrn Kortüm und guckten abwechselnd den zigarrenrauchenden Gast und den wasserspeienden Püsterich an.

„Der schtand doch in'n Hofe uff'n Hackeklotz."

Bilmes setzte seine Flaschenkiepe ab: „Gott sei Dank, daß wenigstens äne Quelle feste sitzt. Sonst schleppte die Herr Kortüm ooch von een'n Ort an' annern."

„Hm", sagte Holdermann, „guten Abend."

„Gun'n Amd", antworteten die drei Männer, und Kersch setzte hinzu: „Das Wasser da, das wär' ooch ohne den Umschtand aus der Erde geloofen."

„Dadrzu braucht mr keene Destillasche nicht", ergänzte Mämpel.

Feindselig betrachtete Kersch den Wasserstrahl: „Un dadrzu hat s'ch Albrecht die viele Arbeet nich gemacht."

„Eechentlich is so was eefach Mißbrauch", nickte Mämpel.

„Is'n da gar keener da, der so was verbiet't?" fragte Kersch.

Aber Bilmes schüttelte den Kopf: „Um den Schnapskessel is es nich schade. Aber um das scheene Wasser."

„Red doche nich", rief Kersch.

„Wenn de verheirat wärscht", knurrte Mämpel, „tätst de dir überlegen, was de redst."

„Was hat denne Schnaps mit Heirat zu tun?" wehrte sich Bilmes.

Aber Kersch winkte ihm nur mit der Hand ab: „Was weeßt'n du."

„Als ob'ch de Woche durch nich gradesoviel Arbeet hätte wie ihr alle beede, und das kann ich dr sagen, Kersch —"

Aber der Holzhacker ließ ihn nicht ausreden: „Arbeet ham mr alle. Aber wenn m i r fertch sin, dann komm'n mir heeme, un da is de Frau und da sin de Kinner und da geht's Theater erscht los. Aber wenn du fertch bist, dann biste fertch un hast gut pred'chen, alter Evangeliste du."

Holdermann hörte dem Streit zu —: hm, er hätte doch vielleicht die Hände von dem Püsterich da lassen sollen ...

Liese kam mit dem Eimer, setzte ihn unter den Wasserstrahl und lachte: „So läuft's besser als erscht." Sie nahm den vollen Eimer weg. Das Wasser schäumte in das aufgespülte Erdloch und bespritzte ihre weißen Strümpfe: „Pfui!"

„Häh, siehste?"

„Hier kommt noch ein Becken her", sagte Holdermann und ritzte mit der Schuhsohle die ungefähre Größe in den Boden.

Kersch sah ihm mißtrauisch zu: „Ach so", sagte er, „Sie ham wohl den Kessel uff die Quelle gesetzt?"

„Ich? Nun, ich habe probiert, wie sich das ausnimmt."

Kersch schnüffelte: „Ham Sie denne 'n Püsterich selber ämal probiert?"

„Den Püsterich? Probiert?"

„Na ja, so heeßt doch Albrechtn sei Schnaps."

Holdermann schüttelte den Kopf.

„Nee? Das hab'ch mr gedacht. Sonst hätten Se da ooch kee Wasser durchloofen lassen.“

Er schwieg und trat beiseite. Ein neuer Mann trat heran. Auch Kersch und Liese machten jetzt Platz. Bilmes kraute sich im Bart und zog vor Erwartung ein greuliches Gesicht.

„Nanu!“ sagte der Ankömmling, starrte verdutzt den Püsterich an, rückte die Mütze ins Genick und blickte dann den Umstehenden der Reihe nach fragend ins Gesicht.

„Na, Albrecht“, begann Kersch mit umständlicher Gemütlichkeit, „nu sag ämal, was mennst'n du hierdrzu.“

„Was ich meene“, fing er an — da lachte Bilmes. Albrecht trat auf ihn zu: „Du weeßt noch lange nich, was'ch meene. Aber ich weeß, was du meenst, un du bist ä Ochse, Bilmes. Un nu will ich dir ooch sagen, was ich meene. Wenn Herr Kortüm durch min'n Kessel Wasser loofen läßt, dann kann er'sch je machen. Aber durch mei Rezept kann 'r kee Wasser loofen lassen. Un was dr Aptheker is, dr Mickewitz, in Esperscht ungene, der wart't bloß uff mei Rezept.“

„Seht'r!“ rief Kersch und schnüffelte aufgeregt.

Mämpel nickte: „Da habt'r'sch.“

„Nu macht äm der Aptheker 'n Püsterich“, sagte Albrecht trotzig.

*

Drin im Saal saß unter dem gemalten Kortüm der Freund des lebendigen Kortüm: da saß Monich, und Monich saß fest. Ihn kümmerte nicht die Verwandlung des Püsterich unter den schönheitskundigen Händen Holdermanns. Die beginnende Auflehnung der Bevölkerung scherte ihn nicht, und von seines Freundes Kortüm Meinungen über die Herkunft der wahren Heiterkeit ahnte er offenbar gar nichts, denn er trank Glas um Glas und befand sich wohl dabei in seiner guten dicken Haut. Seit dem Nachmittag wartete er auf Kortüm. Von Stunde zu Stunde blickte er in den Fahrplan und sprach: „Mit d e m Zug is'r ooch nich gekomm'n, denn kommt'r vrleicht mit'n nächsten — Liese!“

Das brave Mädchen brachte ein neues Glas. Monich leckte die Oberlippe nach links, dann nach rechts, atmete ein, setzte an und trank. Dann setzte er ächzend das Gefäß auf den Tisch und wartete weiter. Es war Pflicht für ihn, hier zu warten, denn seine Botschaft war von Gewicht und eilig. Aber schließlich brachte dieses freundschaftliche Durchhalten eine gewisse Müdigkeit mit sich. Monich sah nicht mehr so genau die einfahrenden Züge nach und fuhr aus einem sanften Schlummer, als Kortüm endlich geräuschvoll den Saal betrat.

„Da biste“, sagte Monich und gähnte.

„Jawohl!“ antwortete Kortüm grimmig. Er hatte allen Grund zum Verdruß. Seine Geschäftsreise ins Zeichenbogenamt war vergeblich gewesen. „Es ist heute ein elender Tag, Monich! Im Amt bekomme ich nichts, trete in mein Haus, und da gibt mir Liese das!“ Monich las eine Depesche, in der Konstanze Schröter mitteilte, daß sie vielleicht erst morgen kommen könnte. Es sei aber nicht gewiß.

„Kortüm, was willst'n bloß! Wo de dei Dach nich fertch kriegst, sei doch froh, daß se nu ä bißchen schpäter kommt."

„Deswegen hätte ich doch das Richtfest feiern können."

„Reg dich nich uff, Kortüm – die eene is nich gekomm'n, aber dafor kommt äne annere."

Monich begann eine verdächtige Geschichte zu erzählen. Zunächst ging sie ganz natürlich los, und Kortüm hörte wie gewöhnlich schlecht zu. Monich hatte heute mittag Klöße gegessen. Thüringer Klöße mit Schöpsenkeule und viel Soße. Diese Klöße lagen ihm schwer im Magen. Monich bedurfte an solchen Tagen einer ungestörten Mittagsruhe und war höchst mißgelaunt, wenn es in seinem Leinwandladen klingelte.

Es hatte jedoch geklingelt. Und zwar ungewöhnlich lärmend. Monich, der doch außer seinem Laden den Posten als Hauptmann der Freiwilligen Feuerwehr bekleidete, fuhr aus seiner Stube heraus, um den unverschämten Besenröder im Hauptmannston zu fragen, was er wünsche – da sah er gänzlich fremde Herrschaften vor sich. Eine Dame in den besten Jahren und einen Herrn. Er: mager, still, ein wenig gebückt und mehr im Hintergrund stehend. Sie: nicht mager, sehr erfreulich anzusehen und in jeder Hinsicht im Vordergrund befindlich. Dieses Ehepaar nun hatte Kortüms Freund bedenklich gestimmt: „Nich wegen den verdammigten Klößen, nee. Aber weeßte, ich merke nämlich glei, wenn eener kommt un kooft was un will eechentlich gar nischt koofen. Ich meene, Kortüm, wenn'r kommt und will bloß so ä bißchen horchen."

Herr Kortüm war aufmerksamer geworden: „Hm. Solche Gäste gibt es."

„Kunden, Kortüm. Bei dir heeßen se Gäste. Bei mir heeßen se Kunden. Also er – na ja, da is nich viel drzu zu sagen. Er sah aus wie eener, der geheirat't worden is. Er sagte ooch nich viel. Aber sie! Verflucht noch ämal" – Monich trank – „also sie – allabonheur! 'n Frauenzimmer – Schockschwerenot, Kortüm! Nu paß uff. Was soll'ch d'r sagen: die sagt zu mir, se will for ä Groschen Rosaband koofen. Hähä. Na weeßte, nach Rosaband sah se schon aus. Aber nich bloß for ä Groschen. Nee nee, da will ich nischt gegen se gesagt ham. Alles da –"

„Erzähle rascher, Monich."

„Schneller kann'ch nich reden, Kortüm. Also paß uff: ich denke so bei mir im schtilln: Du un for ä Groschen Rosaband? Jawoll! Desdrwegen kommste nich. Du willst was anneres. Da genügt bei mir ee eenzcher Blick. Un, paß uff, da kam's ooch –"

Herr Kortüm sah ihn gespannt an. Monich ergriff das Glas, trank aus und rief: „Liese!"

„Liese!" donnerte Herr Kortüm, „etwas rascher bitte!"

„Ob, fragt se mich, ob'ch än gewissen Herrn Kortüm kennte, fragt se mich."

„Hm. War sie – ich meine, ob sie – ansehnlich war, Monich."

Monich schob die Lippen vor, machte die Augen groß, hob den Zeigefinger – er deutete auf alle Weise die sehr ansehnliche Erscheinung der Dame an: „Haare: schwarz –"

„Schwarz . . .", wiederholte Herr Kortüm nachdenklich.

„Oogen: ooch schwarz —“

Kortüm sah ihn an: „Auch schwarz ...“

Monich bezeichnete nun mit den Händen kurz die wichtigsten Körperformen. Kortüm unterbrach leicht beunruhigt seine Darstellungen: „War sie auch ganz bestimmt mit jenem stillen Herrn im Hintergrunde verheiratet? Wie? Doch sicher, Monich. Das steht fest, nicht wahr?“

„Na weeßte, wenn de mich so fragst — genau weeß'ch das natürlich nich —“

„Etwa nicht verheiratet? Und sie fragte nach mir? Sie kam wegen mir aus der Stadt?“

„Wegen dir, Kortüm?“

„Ist sie wieder abgereist?“

„Nee doch, ä'm nich, warte doch —“

„Monich!“ — Herr Kortüm erhob sich — „Hatte sie vielleicht einen etwas russisch klingenden Namen?!“

„Kunden nenn'n doch ihrn Namen nich in ä Laden. Un nu ooch noch ruß'sch — das weeß'ch nich.“

Herr Kortüm wandte sich plötzlich an Liese: „Ist Professor Holdermann im Hause?“

„Der schtand 'n ganzen Nachmittag mit'n Klempner in'n Hofe und dann schtand'r mit —“

„Also nu laß ämal dein'n Professor. Du wärscht die Dame ooch ohne den kenn-lern'n. Se will dich nämlich besuchen.“

„Hierher will sie kommen?!“

„Uffs Schottenhaus. Un se wär'n alle beede Verwandte von dir, sagen se.“

„Ver—wandt?“ — Kortüm atmete ganz tief auf — „verwandt? Nein. Verwandt ist sie nicht mit mir.“

Monich sah ihn erstaunt an: „Wer is nich!“

Kortüm antwortete nicht gleich. Er trank einen guten Zug. Dann setzte er das Glas langsam ab und blickte lächelnd in die Flüssigkeit ... „Kitty“, sagte er kopfnickend vor sich hin.

„Von wem redst du denn eechentlich?“

„Von einer Verwechslung, Monich ...“

„Das scheint mir ooch so.“

Monich war verwundert, aber Herr Kortüm ging um den Tisch, er klopfte Monich auf die Schulter, er schritt zum Kamin, er sah zu seinem Bildnis auf. Kortüm begann im Saal herumzuwandeln und sagte behaglich: „Haha, Monich.“

„Du scheinst je plötzlich recht beruhigt zu sin.“

„Völlig.“

„Na prost, Kortüm. Ich weeß je nich, was du in Verwandtschaftsangelegen-heeten for Erfahrungen hast. Was mich betrifft, ich habe immer gefungn: wenn sich mit eemal Verwandtschaft meld't, die mr gar nich kennt, un die gar keene richtige Verwandtschaft is, bloß so hingenerum angeheirat'te, un wenn die dann ooch noch in der Nachbarschaft 'rumgeht un was 'rauskriechn will —“

„'rauskriegen?“

„Je — die Dame hat gefragt, ob du noch manichmal an Geestemünde denken tätst. Der Sohn von dein'n Vetter in Geestemünde — 'n Namen hab'ch vergessen — der wäre der angeheirate Onkel von ihr'n Mann."

Herr Kortüm antwortete gelassen: „Das ist alles Unsinn, Monich. Meines Wissens habe ich keine lebende Verwandtschaft."

„D e i n e s Wissens. Na ja. Das is aber manichmal sehr merkwürd'g. Da kann ganz unerwart't eener ufftauchen un sagt, s e i n e s Wissens —"

„Geschwätz, Monich."

„Kortüm, so eefach is das nich. Beim Heiraten kommt manches durchenanner, un wo de denkst, 's is nischt, da schteht mit eenmal ä angeheirat'ter Großonkel vor dir."

„Ich kenne meinen Stamm."

„So was Ähnliches haste schon ämal gesagt, Kortüm. Weeßte noch? In der Gruft ungene? Un verflucht noch ämal, am Amd war'sch, als ob de mit ganz Kranichstedt verwandt wärscht — weeßte noch, wie's brannte un wie se geloofen kamen?"

„Schweige, Monich. Dort hat es sich um meine verewigte Verwandtschaft gehandelt —" Herr Kortüm hörte auf zu wandern und sah wieder zu seinem Bildnis auf.

„Aber hier, hat die Dame mit dem Rosaband gesagt — äne forsche Dame, Kortüm, alles was sin kann — hier handelt sich's um lebendge Verwandtschaft — verdammt lebendg", murmelte Monich und trank nachdenklich. Kortüm sah ihn fragend an. Monich fuhr fort: „Se hat nämlich ooch noch gefragt, ob das wahr wäre, daß du hier o'm Wälder hättst un größere Liegenschaften —"

„Das fragt mancher", sprach Kortüm mit hochgezogenen Augenbrauen. Er stand sehr aufgerichtet vor dem Kamin.

„Ja, un ob du nich ooch äne gutgehende Luftkuranstalt betriebst, wollte se wissen. Un du bautest doch jetzt — merkste was? Siehste, Kortüm, wenn Verwandtschaft, von der mr nischt weeß, un die eechentlich gar keene is, wenn die soviel von een selber weeß un dann ooch noch persönlich kommt — du, Kortüm . . ."

Monich machte ein bedenkliches Gesicht.

Aber leichtfertig zuckte Herr Kortüm mit den Schultern: „Eine Verwechslung. Es gibt solche Verwechslungen. Ich habe da etwas Erfahrung. Lebende Verwandtschaft hätte sich mir längst bemerklich gemacht."

„Etwa als dir'sch schlecht ging?!" rief Monich. „Nee, Kortüm, wenn's een dreckg geht, macht sich lebendge Verwandtschaft meistens n i ch bemerklich. Aber wenn's een gut geht — na prost, Kortüm."

Sie tranken. Holdermann trat ein und sah sie trinken.

Er setzte sich an ihren Tisch und dachte bei sich: Herr Kortüm trinkt — sieh da . . . es muß ihm also an der wahren Heiterkeit gebrechen . . .

(Fortsetzung folgt)

Randbemerkungen

Hat man schon einmal zu ergründen versucht, weshalb die Kunst, schöne Türme zu bauen, im Verlaufe des 19. Jahrhunderts verlorenging? Wer Berlin vom Kreuzberg überblickt, ist Zeuge einer kaum zu unterbietenden Phantasielosigkeit. Zumal die Kirchen und Rathäuser von Polytechnikern älterer Hannoveraner Observanz, deren Glanzziegelbauten so aussahen, als seien sie aus aufeinandergestapelten Linoleumrollen errichtet, sind von stumpfsinniger Banalität. Der Leser möge die Probe aufs Exempel machen. Er versuche, ohne lange nachzudenken, sich markante Berliner Turmbauten der neueren Zeit zu vergegenwärtigen. Vor dem geistigen Auge tauchen allenfalls Ludwig Hoffmanns Turm des Stadthauses, der sich bewußt an Gontards Kuppeltürme anlehnt, Eugen Schmohls die südlichen Vororte beherrschender Druckereiturm am Teltowkanal, und aus älterer Zeit selbstverständlich der des Rathauses von Waesemann auf. Die Schönheit des Rathausturmes überwältigt nicht. Aber der nüchterne Bau ist in seinem Backsteinmaterial ehrlich und in der Gesinnung sauber. Nüchtern, ehrlich, sauber: sehr berlinische Eigenschaften. Somit ist er mit Fug ein Symbol, das neben dem Brandenburger Tor sich als Wahrzeichen der Stadt mit Anstand behauptet. Vielleicht — nein, sicher und gewiß verkümmerte die Kunst, schöne Türme zu errichten, da solche Bauten in unsern Tagen zweck- und sinnlose Attrappen geworden sind. Sie überragen nicht mehr als ein zum Himmel emporweisendes frommes Symbol ihre Umgebung. Hochhäuser, Industriewerke, Fabrikschornsteine, Antennenmaste ducken sie. Der Klang ihrer Glocken verhallt im Lärm der Stadt. Kein Wächter lugt von ihnen in die Lande, um Feuersbrünste und heranrückende Heerhaufen durch das Horn zu verkünden. Uhrtürme sind es und nichts weiter. Für solch praktischen Zweck eine Gestalt zu ersinnen, die sich an Ausdrucksgewalt mit alten Kathedraltürmen vergleichen ließe, scheint unmöglich zu sein. Die Architekten haben das eingesehen. Nachdem man seit Jahren bei monumentalen Bauten auf Kuppel und raumverschlingendes Treppenhaus verzichtet, läßt man jetzt auch den Turm dort weg, wo ihn ältere Baumeister als repräsentative Zutat nicht missen mochten. Es ist neueren Architekten hoch anzurechnen, daß sie für ihre Kirchtürme ältere Bauwerke weder kopieren noch variieren, sondern versuchen, unter Ausnutzung technischer Konstruktionsmöglichkeiten eine zeitgemäße Lösung zu finden. Es sind allerlei gewagte, nicht überzeugende Experimente hervorgegangen. Denkt man sich aber auch von einem gelungenen und eigenartigen Kirchturme das Kreuz fort, dann könnte er ebensogut einem modernen Bahnhofe angehören. Daß ein Turmbau so eindrucksvoll, so einprägsam, so eigenartig gerät, um nach dem Richtfest zum Wahrzeichen der Stadt emporzuwachsen, solche Glücksfälle zählen heutzutage zu den Ausnahmen. Der Darmstädter „Hochzeitsturm" ist solch ein Treffer, obwohl der geniale Olbrich von einer unarchitektonischen, rein literarischen Idee ausging. Auch der phantasievolle Turm des Rathauses in Stockholm ist aus dem Stadtbilde schon nicht mehr wegzudenken. Soweit man nach Abbildungen urteilen darf, prägt sich der kühne und eindringliche Umriß des als Marineehrenmal errichteten Turmes bei Laboe in solchem Maße ein, daß man ihn, einmal gesehen, weder verwechselt noch vergißt.

Reine Zweckbauten-Aussichtstürme ausgenommen, die inmitten schöner Landschaft meistens ein schweres Ärgernis bedeuten — sind besser. Häßliche Leuchttürme gibt es wohl überhaupt nicht, da bei ihrer sachdienlichen Konstruktion ornamentale Zutaten ausscheiden.

Einige der berühmtesten alten Türme sind kein Ausbund an Schönheit. Aber sie haben Charakter. In Deutschland gibt es viele feierliche und gewaltige Türme, mit deren klingender Harmonie jene der Münchener Frauenkirche nicht annähernd den Vergleich aushalten. Trotzdem sind diese unser populärstes Türmepaar, ohne das München nicht „München" wäre. Ein anderes Beispiel. Die drei alten Hauptkirchen in Riga haben

Türme ohne bemerkenswerte künstlerische Form. Aber wie die nicht konstruierten, sondern gewachsenen Bauwerke gegeneinander abgewogen sind, wie sie die nichtssagenden Häuserzeilen am mächtigen Dünastrom überragen und beherrschen, das ergibt eine Stadtlandschaft, deren Anblick immer wieder überwältigt. Über die aus spielerischer, schier unerschöpflicher baukünstlerischer Phantasie entsprungenen Türme holländischer Städte oder gar über jene Kopenhagens mehr als ein Wort zu verlieren, wäre banal.
Muß die Erörterung des Themas „schöne Türme" ein Nachruf sein? Wir können das nicht glauben. Es werden Baukünstler kommen, die Türme errichten, Wahrzeichen unserer Zeit, so kühn, kraftvoll und filigranhaft zugleich, so einprägsam, so gegliedert und schön, daß sich unser Nekrolog als verfrüht erweist.

*

Wieder einmal hat die Wirklichkeit jegliche dichterische Phantasie weit überflügelt. Wann immer ein „Hans im Glück" geschildert wurde, so heiratete er eine verwunschene Prinzessin. Er beerbte den sagenhaften Onkel in Amerika, gewann das große Los, wurde zum Minister des Königs erhoben oder ein Sack voll Steine verwandelte sich in lauteres Gold. Wann aber hat jemals ein Märchenerzähler den Einfall gehabt, daß Oberprimanern ihr schriftliches Abitur, Unterprimanern außerdem ein Schuljahr geschenkt wird? Dieser unvorstellbare Glücksfall übertrifft alle buntschimmernden Sagen aus „Tausendundeine Nacht". Ihn konnte nur das Leben ersinnen. Als die Nachricht in der Zeitung stand: an diesem Abend lasen wir nicht weiter. Man träumte sich um drei Jahrzehnte zurück: im Nu lastete das schriftliche Abitur, das schwerste Examen, das es überhaupt gibt, wie ein Alpdruck auf einem. Es wird Pädagogen geben, die der schriftlichen Abschlußprüfung nachtrauern. Alle guten Gründe, die anzuführen sind, kann ich unvorbereitet im Schlafe auswendig hersagen. Das schriftliche Abgangsexamen, zum mindesten so, wie es damals als eine Art Strafvollzug verübt wurde, war dennoch grober Unfug. Der Fall ist seit dreißig Jahren verjährt. Man kann also beichten. Als ich ins schriftliche Mathematikexamen ging, bedeckten meinen Leib so viele Löschblätter, auf denen sich alle möglichen Lösungen befanden, steckten in Taschen, Stiefelschäften, unterm Kragen, standen auf Manschetten so viele Formeln, daß ich schließlich am eigenen Körper nicht mehr Bescheid wußte und eigens ein Blatt mit Inhaltsverzeichnis zur Orientierung bei mir trug. „Rechte Socke." „Unterm Kragen." „Viertes Löschblatt von oben unter der Weste." „Linker Stiefel." Die meisten von uns haben spätere Examina ohne Behelfe nicht schlecht, zum Teil mit Auszeichnung bestanden. Es lag nicht nur an der Methode, es lag auch an den Lehrern. Die Herren Professoren waren brave Menschen, pfiffige Mathematiker, kenntnisreiche Historiker, aber leider, leider keine geschickten Pädagogen. An Lehrtalent war ihnen jeder Dorfschulmeister überlegen. Darf man dem einzigen Lehrer, dem man auf der Schule nicht nur Wissen, sondern Bildung verdankt, dem für Lessing begeisterten Religions- und Deutschlehrer ein ehrerbietiges und freundliches Gedenken weihen? Bei den schriftlichen Examenarbeiten in Mathematik führte dieser Professor Viktor Müller in Altenburg während der dritten Stunde die Aufsicht. Mit tiefer Besorgnis nahm er wahr, daß der Schüler Sparbrod noch jungfräulich reine Bogen vor sich hatte, während der Nebenmann Kipping Seite um Seite mit Ziffern bedeckte. Angstvoll erscholl sein Ruf: „Mein liewer Schbarbrod, Sie hamm wohl nischt?" — „Nee, Herr Professor." — „Hat denn Kibbing nischt?" Worauf Kibbing, hilfreich und gut, Schbarbrod seine gefüllten Bogen zuschob. Solchem schriftlichen Abitur weinen verschiedene Leute Tränen nach. Mögen sie greinen. Eduard Plietzsch.

Literarische Rundschau

Mineralische Bodenschätze — Machtfaktoren

Ein nachdenkliches — will sagen zum Nachdenken zwingendes — Buch ist das Werk „Die Mineralischen Bodenschätze als weltpolitische und militärische Machtfaktoren" von Dr. Ferdinand Friedensburg (Stuttgart 1936, Ferdinand Encke. Mit 7 Abbildungen.) und dazu ein zeitgerechtes Buch. — Am 18. Oktober verkündete der Führer den zweiten Vierjahresplan, nach dem in vier Jahren Deutschland von allen jenen Rohstoffen wirtschaftlich unabhängig sein soll, die irgendwie durch deutsche Fähigkeit und Arbeit, Physik und Chemie, Bergbau und Maschinenindustrie beschafft werden können. Wie gewaltig der Führer selbst diese Aufgabe einschätzt, kennzeichnet die Tatsache, daß er ihre Durchführung der Energie des Ministerpräsidenten Generaloberst Göring übertrug. Daß das deutsche Volk mit allen Kräften an seiner Erfüllung mitarbeiten will, ist selbstverständlich. Dazu ist aber notwendig, daß alle, nicht nur einige Führer, klar erkennen, was die ihm gestellte Aufgabe bedeutet. Nur die wenigsten Deutschen haben sich je ein Bild davon gemacht, wie stiefmütterlich das Schicksal unser deutsches Land mit Rohstoffen, und zwar auf allen Gebieten, bedacht hat, wie gering die Zahl der vorhandenen Rohstoffe und wie gering ihre Masse ist, die es aus eigenem Boden herzugeben vermag. Für ein beschränktes Gebiet, allerdings eins der wichtigsten, bringt das Buch von Dr. Friedensburg eine zum Nachdenken zwingende Klärung: auf dem Gebiet der mineralischen Bodenschätze Deutschlands, die er als stärkste Machtfaktoren in einen Vergleich zu denen der anderen Länder stellt.

Das Buch — eine Arbeit umfassenden Fleißes und aufgebaut auf einer ungemein großen Reihe deutscher und fremdsprachlicher Veröffentlichungen — ist vor der Verkündung des Vierjahresplans erschienen und hat naturgemäß andere Ziele verfolgt, die sich eben aus dem Vergleich mit den anderen Ländern als Schlußfolgerungen ergeben.

Der Weltkrieg hat die entscheidende Wirkung des Fehlens oder nicht ausreichenden Vorhandenseins mineralischer Bodenschätze gerade an Deutschland erwiesen, die Mitschuld am Verlust des Ringens trugen. Die gleiche, ja eine noch schwerere Abhängigkeit lastet heute auf uns. Dr. Friedensburg weist nach, wie verhängnisvoll die außerordentlich unterschiedliche Verteilung der lebensnotwendigen und auch der lebenswichtigen mineralischen Bodenschätze sich auswirkt, wie sie zu einer Überspannung macht- und wirtschaftspolitischer Eigeninteressen, zum Rohstoffimperialismus und zur krassen Selbstversorgungspolitik, und weiterhin zu einem System zwangsweiser Wirtschaftsbeziehungen geführt hat. Die streng nationalistische Bewirtschaftung der ungleichmäßig verteilten, vielfach knappen Bodenschätze der reichen und das entsprechend verschärfte Ausgleichsbedürfnis der gering bedachten Staaten müsse die allgemeine Unruhe, Sorge und Konfliktstimmung weiter steigern. Aber auch ein aus diesen Ursachen etwa entstehender Krieg könne die Schwierigkeiten nicht beseitigen. Bei klarer Erkenntnis müsse, so meint Dr. Friedensburg, der Lebenszwang der auf engem Raum siedelnden Millionenvölker zu einer starken gegenseitigen Verflechtung im Geben und Nehmen der überschüssigen und fehlenden Bodenschätze und zu einem weitgehenden Ausgleich zwischen dem Willen zur nationalwirtschaftlichen Unabhängigkeit und dem Erfordernis weltwirtschaftlicher Gemeinschaftsarbeit den Anstoß geben. Aber er erkennt, daß die dazu notwendige Einsicht, daß die Bereitwilligkeit zu einer ehrlichen internationalen Regelung der Bewirtschaftung der mineralischen Bodenschätze noch nicht vorhanden ist, daß „noch auf absehbare Zeit" die umgekehrte Tendenz herrschend sein wird.

Diese Tatsache — und zwar für alle Rohstoffe — führte zu der Notwendigkeit, für Deutschland eine andere Lösung im Vierjahresplan des Führers zu suchen, zu der das Buch von Dr. Friedensburg einen besonders interessanten Beitrag darstellt.

M. Schwarte.

Von Völkern und Ländern

Das in Deutschland so lebhaft gepflegte Interesse an anderen Völkern und fernen Ländern, neben dem die Vertiefung der Kenntnis des eigenen Volkes, seiner Art und seines Landes weitergeht, hat wiederum eine Anzahl sehr erfreulicher Neuerscheinungen hervorgebracht. Wir nennen aus der Reihe „Völker und Staaten" des Rudolf Schneider-Verlages, Reichenau, Sa., die Bände „Ungarn" von Franz Riedl, in dem Riedl als ein wirklicher Kenner Ungarns das Volk, das Land, Ideen und Politik Ungarns dem deutschen Leser nahebringt, ausgehend von dem richtigen Standpunkt, daß das heutige Ungarn und sein politisches Streben nur dann zu verstehen sind, wenn auch die Geschichte seines Werdens und seiner Entwicklung deutlich wird. – Hermann Lufft stellt „Das englische Empire in Verteidigung und Angriff" dar und zu gleicher Zeit die „Vereinigten Staaten von Amerika". Beide Bände beweisen wiederum Luffts Fähigkeit, die Wirklichkeiten – die politischen wie die kulturellen – fremder Länder zu sehen und festzuhalten, so daß aus diesen exakten Grundlagen die Möglichkeit zu zutreffender Beurteilung des heutigen Landes gegeben wird.

Ohne schweres Rüstzeug packt Hans F. Kiderlen die Frage Amerika an. „Fahrt ins neue Amerika" (Hanseatische Verlagsanstalt, Hamburg. 140 Seiten. RM 3,50). Kiderlen kennt Amerika aus achtjährigem Aufenthalt im Norden, im Süden, im Osten und Westen. So wird dieses Buch, da Kiderlen hinter die Fassade zu sehen sich bemühte, zu einem Maßstab auf Grund der wirklichen Größenverhältnisse und der sozialen Ideen, die miteinander kämpfen und ringen, und zu einem wesentlichen Beitrag zur amerikanischen Wirklichkeit von heute.

Albert von Hofmann hat zu der gekürzten Ausgabe seines großen Buches „Das deutsche Land und die deutsche Geschichte" nun den unentbehrlichen und bisher vermißten Beitrag „Das bayerische Land und seine Geschichte" gegeben, der dieselben Vorzüge aufweist wie die großen Schriften Hofmanns (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 131 Seiten. Mit vielen Textkarten. RM 2,40). In der Kurzausgabe seines dreibändigen Deutschlandbuches fehlte Bayern. v. Hofmann hat dieses Buch nun in erster Linie für den Gebrauch der bayerischen Lehrerschaft geschrieben.

In der neuen Reihe der Veröffentlichungen des Deutschen Auslandinstitutes ist als Band 4 erschienen „Deutsche in Bolivien" (Stuttgart, Strecker & Schröder. 75 Bilder und eine Karte), in dem der Direktor der deutschen Schule in La Paz, Dr. Fritz Kübler, aus seinen eindringenden Kenntnissen heraus einen Überblick über das Leben und die Leistung unserer Deutschen drüben mit genauer Untersuchung der Beziehungen zwischen dem Deutschen Reich und Bolivien gibt.

Johannes Stoye hat jetzt seine geopolitische Arbeit, auf die wir hier verschiedentlich hinwiesen, auf Japan ausgedehnt: „Japan, Gefahr oder Vorbild?" (Leipzig, Quelle & Meyer, 338 Seiten. RM 7,–). Das Buch ist deshalb eine wertvolle Erweiterung der nicht geringen deutschen Japanliteratur, weil Stoye aus den naturgegebenen Tatsachen die Entwicklungsgesetze der japanischen Nation und des japanischen Reiches aufzeigt.

Mit uns hatten sich unsere Leser über Peter Flemings erstes Buch „Mein Brasilianisches Abenteuer" gefreut; jetzt folgt von diesem unverzagten jungen Engländer, der mit einem Wagemut ohnegleichen seine Reisen zu unternehmen pflegt und im Vertrauen auf seine guten Augen gründliche Vorbereitungen entbehren zu können meint, die Schilderung einer Reise nach China „Mit mir allein" (Berlin, Ernst Rowohlt. 324 Seiten. RM 7,50). Er hat China und die Mandschurei durchstreift und die kriegerischen Wirbel aus nächster Nähe gesehen, in denen sich offen oder geheim Japan, China und Rußland messen. Wie Fleming zu sehen und zu erzählen versteht, wissen wir aus seinen ersten Proben. Jetzt setzt er diesem „oberflächlichen Bericht über eine anspruchslose Reise" folgende reizende Warnung an den Leser voraus: „Die Geschichte der chinesischen Kultur ist viertausend Jahre alt. Die Bevölkerung wird auf 450 Millionen geschätzt. China ist größer als Europa. Der Verfasser dieses Buches

iſt ſechsundzwanzig Jahre alt. Er hat alles in allem ſieben Monate in China verbracht. Er ſpricht nicht chineſiſch." Wir glauben, daß gerade dieſe Worte die beſte Empfehlung des außerordentlich unterhaltſamen Buches ſind.

Emmy Bernatzik iſt nach Afrika gefahren und berichtet in ihrem Buche „Afrikafahrt" von ihren Erlebniſſen bei den Negern Weſtafrikas (Wien, L. Seidl & Sohn. 101 Abbildungen nach den glänzenden Aufnahmen ihres Mannes H. A. Bernatzik und mit einer Karte. RM 5,50). Die Reiſe fand 1930 bis 1931 ſtatt nach Portugieſiſch-Guinea, ſie diente wiſſenſchaftlichen Zwecken und anthropologiſchen Unterſuchungen, über die der dritte Reiſegefährte Prof. Struck vom Völkerkunde-Muſeum in Dresden ebenſo berichtet hat wie Dr. H. A. Bernatzik. So konnte Emmy Bernatzik von dem ſchweren wiſſenſchaftlichen Gepäck abſehen und in feſſelnder Weiſe ihre perſönlichen Eindrücke feſthalten.

Von einem der beſten Afrikabücher, Margarethe von Eckenbrechers Buch „Was Afrika mir gab und nahm", das ſeinerzeit unendlich viel zum Lebendigwerden des kolonialen Gedankens in Deutſchland beigetragen hat, liegt jetzt eine neue Auflage vor, die 7., die die Erlebniſſe dieſer prachtvollen deutſchen Frau bis in die Gegenwart fortführt (Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 326 Seiten mit 25 Abbildungen. RM 6,80). Seit zwanzig Jahren war dieſes Buch nicht mehr im Handel zu haben, jetzt hat Margarethe v. Eckenbrecher die erſte Faſſung überarbeitet und um ihre Erlebniſſe im Weltkrieg und in der ſüdweſtafrikaniſchen Kolonie unter fremder Herrſchaft erweitert. Ihre Haltung zu dem eigenen Erleben und zu der neuen Entwicklung iſt vorbildlich, und das ganze deutſche Volk hat Anlaß, dieſer tapferen Frau für ihre Worte und ihre Mahnungen dankbar zu ſein.

Zweifellos eine der feſſelndſten und eigenartigſten Erſcheinungen unter den vielen Weltenbummlern iſt der Norweger Ole Hanſen, der einſt nach Neuſeeland fuhr, dort lange Jahre lebte, dann drüben in Boſton arbeitete, im Weltkrieg 1915 bei der Überfahrt in die Heimat den Untergang des durch ein deutſches Unterſeeboot torpedierten Schiffes miterlebte und nun wieder als einfacher Gärtner in Arendal in Norwegen lebt. Ole Hanſen war kein glückhafter Abenteurer, denn ein eigenartiges Mißgeſchick vereitelte eigentlich immer, daß er die Früchte ſeiner Arbeit, die ihn in alle Weltteile führte, ernten konnte. Auf Neuſeeland hatte er ſeine große Zeit als Farmer und Schafzüchter und brachte es ſogar zum Ehrenhäuptling der Maori, die damals noch Menſchen fraßen. Jetzt hat ſich der 65jährige daran gemacht und einen Lebensbericht geſchrieben, der zwei ſeiner berühmteſten Landsleute, Knut Hamſun und Olaf Gulbranſſon, in Begeiſterung verſetzte, gerade weil er ſo fern von aller Literatur dem Leben ſo unendlich nahe ſteht und einem prächtigen und echten Leben. Deswegen hat Olaf Gulbranſſon 40 Bilder beigegeben zu „Ole Hanſens Reiſe nach Neuſeeland" (München, C. H. Beck. 106 Seiten. RM 4,20). Die deutſche Überſetzung des Buches aus dem Norwegiſchen ſtammt von A. W. Schilling. Wir ſind ſicher, daß die gleiche Begeiſterung wie die beiden norwegiſchen Künſtler auch die deutſchen Leſer empfinden werden.

Ein ſehr perſönliches Buch, das den Leſer gleich ſehr direkt anſpricht, iſt H. Casdorffs „Heiteres Capri" (Hamburg, Broſchek & Co., mit 56 Tiefdrucktafeln. RM 4,80). Der Text iſt knapp, die Bilder ſind ausgezeichnet. Sie halten, ebenſo wie das Auge des Reiſenden, alles Weſentliche feſt, und wir erleben mit dem Verfaſſer die Tage Capris und ſeiner Bewohner aus unmittelbarer Nähe.

Gleichfalls ein ſehr perſönliches Reiſebuch iſt Adolf von Hatzfelds Bekenntnis zu einer Reiſe „Poſitano" (Potsdam, Rütten & Loening. 53 Seiten mit Lichtbildern. RM 3,60). Hier verſteht ein Deutſcher, der alten Volksliebe nach dem Glanz und der Schönheit des Südens einen hymniſchen Ausdruck zu geben, die ihn nach erfüllter Sehnſucht zurückführt zu der gerade durch das neue Erleben neu gewonnenen weſtfäliſchen Heimat.

Von einem nahen perſönlichen Standpunkt aus hat auch Henry Benrath ſeine „Südliche Reiſe" unternommen, die nunmehr in der 4. Auflage vorliegt (Stuttgart, Deutſche Verlagsanſtalt. 216 Seiten. RM 4,50). Hinter dem Pſeudonym

steht bekanntlich der Amerikaner Albert H. Rausch, der über eine große Ausdrucksfähigkeit verfügt und dank ihrer Italien, Nordafrika und vor allen Dingen Hellas in einer großartigen Vision erwachsen läßt.

Adolf Ermann, der Meister der deutschen Ägyptologie, läßt in Bildern aus dem alten Ägypten „Die Welt am Nil" erstehen (Leipzig, Hinrich'sche Buchhandlung. 56 Abbildungen im Text, 48 Tafeln, 235 Seiten und eine Übersichtskarte. RM 6,50). Hier ist ein vollgültiger Beweis erbracht, daß gerade die gründlichste wissenschaftliche Erkenntnis fähig ist, in allgemeinverständlicher Form Fremdes und Geschichtliches auch dem Gefühl des einfachen Menschen wirksam nahezubringen. Ermann berichtet von den erregenden Ergebnissen, die wir der Wissenschaft danken und die in seiner Darstellung auch das Alte neu verständlich werden lassen.

Hans Reiser berichtet in seiner unverwüstlichen, unmittelbar ansprechenden Art seine Erlebnisse in Peru: „Einer ging in die Wildnis" (Leipzig, Paul List. Mit einer Karte, 328 Seiten). Unsere Leser haben von Reiser selbst gehört, was ihm in Peru begegnete und wie er Land und Leute beurteilt. Hier liegt nun ein lückenloser Bericht vor über die Arbeit und das Mühen, das Reisers getrost getragenes Schicksal drüben war. Die Erlebnisse sind nicht alltäglich, und nicht alltäglich ist die Art, in der er davon zu künden weiß, so daß Anregung und Nachdenkliches die Fülle zurückbleiben.

Rechenschaft von einer Forschungsreise, die zur vergleichenden Anatomie und zur Rassenentwicklung der südamerikanischen Völker Material bringen sollte, legt Richard N. Wegner in einem prächtig ausgestatteten Buche „Zum Sonnentor durch altes Indianerland" ab, gestützt auf sein Tagebuch (Darmstadt, L. C. Wittich. 331 Seiten). Die Forschungsreise führte ihn durch Nordargentinien, Bolivien, Peru und Yucatan. Daß sein Reisebericht, der wirkliche Ergebnisse im Sinne der gestellten Aufgabe brachte, viel Interesse gefunden hat, beweist die Tatsache, daß das umfangreiche Buch jetzt schon in der 2. Auflage vorliegt, die mit 226 Abbildungen und einer Karte versehen ist. Wegner konnte zu dem glücklichen Ergebnis dadurch kommen, daß er eine erstaunliche Kraft der Einfühlung in das Leben der primitiven Völker mitbrachte.

Wir haben immer wieder betont, wie notwendig es sei, gerade im deutschen Volke genaueste Kenntnis über China und das große Geschehen, das man nur aus den geschichtlichen Wurzeln verstehen kann, zu verbreiten. Aus diesem Grunde begrüßen wir die deutsche Übersetzung (von Helen Scherer und Hans Steinsdorff) des Buches der Amerikanerin Mary A. Nourse: „400 Millionen. Die Geschichte der Chinesen" (Berlin, Alfred Metzner. 380 Seiten). Diese Amerikanerin bringt einen der wesentlichsten Beiträge zum Problem China, über die die Weltliteratur verfügt. Denn sie gibt in einem Bande die vieltausendjährige Geschichte Chinas und der Chinesen, und ein Chinese, Lin Tsiu-sen, führt sie bis in unsere Tage fort. Das aktuelle Schlußkapitel schrieb Lin Tsiu-sen, der Dozent an der Universität Berlin. Das Buch gliedert sich in die Teile „Von der Sage zur Geschichte", „Das Zeitalter der Ausdehnung Chinas und seiner Handelsbeziehungen", „Die Periode der Abgeschlossenheit", „Reform und Revolution". Die gute deutsche Übersetzung stammt von Helen Scherer und Hans Steinsdorff.

Zu den guten Büchern über China tritt nun das Buch eines Chinesen Lin Yutang „Mein Land und mein Volk" (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 3 Tafeln und Abbildungen im Text. RM 8,50). Der chinesische Verfasser schrieb sein Buch auf englisch, die gute deutsche Übertragung stammt von W. E. Süßkind, eine Einleitung schrieb der bekannte Journalist Pearl S. Buck. Der unübertreffliche Vorzug dieses Buches auch gegenüber den andern von uns erwähnten guten Büchern über China ist, daß hier ein Chinese, der tief eingedrungen ist in die Kultur und, was noch mehr bedeutet, in die Denkwelt europäischer und amerikanischer Völker in einer selbstverständlichen Sprache und Form von dem Geheimnis China kündet, das ihm kein Geheimnis ist. Deswegen können wir das Urteil von Pearl S. Buck annehmen, der dieses Buch das bedeutendste Buch nennt, das bisher über China geschrieben wurde.

Aufschlußreich ist auch das Buch von F. A. Larson „Die Mongolei und mein Leben mit den Mongolen" (Berlin, Gustav Kiepenheuer. 14 Bilder, 232 S.). Hier liegen die Dinge ähnlich wie bei dem Chinesen, denn der Schwede Larson, dem in der Mongolei der stolze Titel eines Herzogs der Mongolei verliehen wurde, lebt seit langen Jahren unter den Mongolen, die er aus naher Kenntnis schätzt und liebgewann. 40 Jahre lang hat er dort zugebracht und fand dort eine Heimat, als er 1893 im Auftrage der Christian Missionary Alliance in Neuyork, für die er bis 1900 in der Mongolei tätig war, in unbekanntes Land reiste. Larson versteht es, seine Erkenntnisse in einer sehr lebendigen und anschaulichen Form zu vermitteln. Auch die genauen Angaben über die Struktur des Volkes, seine Regierungsformen, seine Geschichte, seine Bräuche, seinen Handel und über Klima und Geographie gewinnen ebenso wie seine Ausführungen über die Religion und sein Bericht über seine Begegnung mit dem Lebenden Buddha volle Überzeugungskraft durch das unmittelbare Beteiligtsein Larsons. Es ist sehr bedeutsam, daß die Erben Dschingis Khans schon durch die Tradition ihrer Fürsten eine unmittelbare Verbindung mit dieser großen Zeit ihrer Geschichte haben, und weiter, daß sie auch heute noch ihrer innersten Neigung nach Nomaden sind, denen feste Städte ebenso wesensfremd sind wie die politischen Einflußnahmen von Sowjetrußland. — Wer sich über die Geschichte der Mongolei noch mehr unterrichten will, der greife zu den beiden glänzend geschriebenen Büchern von Michael Prawdin „Tschingis-Khan, der Sturm aus Asien" (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 8 Tafeln und 3 Karten. RM 5,80) und „Das Erbe Tschingis-Khans" (ebd., 12 Tafeln und 4 Karten. RM 6,25), die in Romanform die geschichtliche Wahrheit vermitteln.

Auch eine geschichtliche Untersuchung, die stark ins Politische einmündet, ist das neue Buch von Colin Roß „Unser Amerika" (Leipzig, F.A. Brockhaus. RM 4,—. 6 Karten), in dem er den deutschen Anteil an den Vereinigten Staaten in exakter Weise untersucht. Er geht aus von der Tatsache, daß der Erdteil seinen Namen Amerika Deutschen verdankt, da bekanntlich Martin Waldseemüller 1507 zum erstenmal diesen Namen prägte, der dann Weltgültigkeit erlangte. Weniger bekannt ist, daß im Jahre 1683, also nur 63 Jahre später als die englischen Väter der 100%-Amerikaner von der „Mayflower", deutsche Einwanderer mit der „Concorde" in Amerika landeten. Und so findet man in der Geschichte Schritt für Schritt in kleinen und in gewaltigen Anteilen die Leistung deutschen Blutes bei der Eroberung und Erschließung des Territoriums und beim Aufbau des Staates. Andere Völker haben niemals ihre Leistung an dem Zustandekommen und dem Erblühen der Vereinigten Staaten unter den Scheffel gestellt, wir haben nicht verstanden, unsern Anteil im Bewußtsein der Nordamerikaner so lebendig zu erhalten, daß man in entscheidender Stunde an ihn hätte appellieren können. In seiner packenden und anschaulichen Art erzählt Colin Roß die deutsche Seite in der Geschichte der Vereinigten Staaten, verschweigt nichts von dem Unheil, das aus dem Versäumnis eines ganzen Volkes entstand, und legt auch ohne Schonung die Problematik der amerikanischen Staatsbürger deutscher Herkunft dar. Zugleich aber weiß er ihnen eine Aufgabe zu zeigen, deren Lösung uns berechtigen würde, ohne Besitzanspruch, aber mit Stolz von „unserem Amerika" zu sprechen. Sehr anschaulich sind die Karten und höchst instruktiv die vergleichenden Geschichtstabellen, die in historischer Folge nebeneinander die Ereignisse in Amerika, im amerikanischen Deutschtum und in Europa bringen.

Der amerikanische Arzt Viktor Heiser schildert seine Tätigkeit, seine Erlebnisse und Abenteuer in 45 Ländern unter dem Titel „Eines Arztes Weltfahrt" (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. RM 8,—. Übersetzt von Rudolf von Scholtz). In der Überzeugung, daß die Menschheit nicht den furchtbaren Todestribut an Cholera, Typhus und Pocken zu zahlen brauchte, hat Heiser in echt amerikanischer Unverzagtheit, die auch die Niederschrift seiner Erlebnisse so fesselnd macht, den Kampf gegen die Unwissenheit über die Krankheitsursachen gerade an den Stellen aufgenommen, wo auch heute noch die eigentlichen Seuchen-

herde sind. Die Triebfeder seines Handelns, das ihm ein ebenso arbeitsreiches wie buntes Leben zuwies, ist die Menschenliebe, und deshalb verdient dieses Buch als das Zeugnis eines tätigen und edlen Lebens zu den bedeutenden menschlichen Dokumenten gerechnet zu werden.

Bei der Ankündigung des 1. Bandes von Ruppert Reckings Erinnerungen „Ein Journalist erzählt" zeigten wir uns begierig auf die Fortsetzung. Sie liegt jetzt vor: „Ein Kaiserreich auf Aktien" (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. RM 7,50). In seiner echt journalistischen und blendenden Art erzählt Recking von ungewöhnlichen Ereignissen tief im Innern Afrikas, als er nach langem Aufenthalt in Abessinien bei Kaiser Menelik in das Reich Kaffa kam, das der von unheimlichem Nimbus umwitterte angeblich arabische Elfenbeinhändler und Sklavenhändler Zober Bey, in Wahrheit ein höchst begabter Abenteurer deutscher Abstammung, auf Aktien neu gründen und der Weltwirtschaft eingliedern wollte. Ein Plan, den schließlich König Leopold von Belgien am Kongo in etwas anderer Form verwirklichte. Recking brachte auch hier sein Auftrag mit allen wesentlichen Männern zusammen, die an der kolonialen Verteilung und Erschließung Afrikas teil hatten, und so führen seine Erlebnisse mitten hinein in die Fäden der großen Politik.

Die Geschichte der Gründung des Freistaates Finnland hat Erkki Räikkönen geschrieben „Svinhufvud baut Finnland" (München, Müller-Langen. 220 Seiten mit Bildern). Die deutsche Übertragung stammt von Rita Öhquist, die Bearbeitung und die Einführung von Johannes Öhquist. Aus der Unterdrückung im zaristischen Rußland und der letzten Bedrohung durch das rote Rußland erhob sich in einem prachtvollen Befreiungskampfe, an dem deutsche Truppen entscheidenden Anteil nahmen, Finnland zu einem Staatswesen, das schnell soviel Festigkeit gewann, daß es trotz der Nachbarschaft Sowjetrußlands aller inneren Gefahren Herr wurde. Das verdankt das finnische Volk dem Führer im Befreiungskampfe und seinem heutigen Präsidenten Pehr Evind Svinhufvud. Rein physiognomisch gesehen fällt die geballte Energie in dem starken Kopfe des Staatsgründers auf, und wenn man seine Worte liest: „Diese Arbeit unserer Vorväter, die Güte ihrer Saat, die Dauerhaftigkeit des Grundes, den sie gelegt — das ist's, was dem heutigen Geschlecht das freie Finnland bescherte", so erkennen wir die sittlichen Kräfte, die es ihm ermöglichten, im Festhalten an der Tradition der Ahnen ohne Bruch die Grundlagen eines dauerhaften neuen Staatswesens zu legen. Rudolf Pechel.

Lebensgeschichten

Auf der Jubiläumsausstellung für Friedrich den Großen im Preußischen Staatsarchiv fanden bei den vielen Besuchern besonders auch die Randbemerkungen des Königs auf Akten und Eingaben große Beachtung. So ist es sehr zu begrüßen, daß Georg Borchardt in einem Buch „Die Randbemerkungen Friedrichs des Großen" zusammengefaßt veröffentlicht und erläutert (Potsdam, Akademische Verlagsanstalt Athenaion. 128 Seiten). Der Herausgeber hat auf Grund eingehender Studien die Randbemerkungen gegliedert nach den Personenkreisen und den Sachgebieten, über die königliche Entscheidungen angefordert wurden. Da diese höchst persönlichen Äußerungen des Königs nicht für die Öffentlichkeit bestimmt waren, spricht hier Friedrich in einer so unmittelbaren Form, wie man ihn sonst nicht kennenlernt. Daß diese Quelle über das eigentliche Wesen des Königs nun erschlossen ist und in so sachkundiger Form, die mit dem Wesen und der Entstehung dieser Randbemerkungen sich eingehend beschäftigt, gibt einen unschätzbaren Beitrag von höchstem Rang. — Zur Zeit des Großen Königs unternahm 1766 ein gescheiter und sympathischer Engländer eine Reise durch Mecklenburg, über die er einen ausführlichen Bericht veröffentlichte zur Fortführung seiner „History of Vandalia" (Vandalen-Wenden) auf Grund seiner Reisebriefe an englische Freunde, der 1768 erschien. Eine deutsche Ausgabe dieses Buches erschien 1781 bis 1782 in 2 Bänden unter dem Titel „Thomas Nugents Reisen durch Deutschland und vorzüglich durch Mecklenburg". Aus diesen beiden Bänden hat nun Heinrich Stoll eine Auswahl unter dem Titel „Die unterhaltsame Reise des Dok-

tor Nugent durch Mecklenburg" getroffen (Wismar, Hinstorffsche Verlagsbuchhandlung. RM 3,80). Das ist wirklich ein hübsches Büchlein geworden und wird nicht nur alle Mecklenburger, deren Land, Städte und Art der englische Arzt mit viel Wohlwollen und Verständnis beschrieb, erfreuen, sondern auch jeden, der es versteht, ein Stück Leben und Kultur, gesehen durch gescheite Augen, zu würdigen.

War diese Reise „un voyage d'agréement", so war die Fahrt, die Karl Franz von Holzing als badischer Rheinbundoffizier nach Spanien unternahm, das gerade Gegenteil. Seine Denkwürdigkeiten (1787–1839) hat Max Dufner-Greif aus alten Papieren herausgegeben: „Unter Napoleon in Spanien" (Berlin, Hans von Hugo. 282 Seiten). Denn die Hoffnung des 19jährigen Studenten, der mit einem badischen Regiment im Dienste Napoleons in den spanischen Krieg zog, gingen nicht in Erfüllung. Der frisch-fröhliche Krieg in Spanien sah anders aus, als er erwartet hatte, obgleich Abenteuer aller Art, auch die romantischer Liebe, nicht ausblieben. Aber das Grauen dieser Kämpfe, das Goya in seinen Visionen festhielt, überwog: als Landstreicher, krank an Leib und Seele, kehrt er in die Heimat zurück, in der er dann die verdiente militärische Anerkennung von seinem Landesherrn erhielt.

Ein hoher französischer Offizier, der das Pseudonym Marcel Dupont gewählt hat, hat eine jetzt von Otto E. Fleicher ins Deutsche übertragene Biographie von Napoleons Schwager „Murat. Reiter, Marschall von Frankreich, Kaiserlicher Prinz und König von Neapel" geschrieben (Breslau, W. G. Korn. 4 Bildtafeln. 509 Seiten. RM 6,–). Der französische Offizier hat es verstanden, zugunsten des Soldatischen dieses Lebens nicht das Menschliche in den Hintergrund treten zu lassen und so ist hier ein Lebensbild entstanden eines Menschen, der mit allen Eigenschaften eines tapferen Soldaten ausgestattet, aber charakterlich dank eines brennenden Ehrgeizes nach Zielen, für die er nicht ausreichte, versagte und zum Verräter an dem Manne wurde, ohne den er nichts war, um erst bei seinem Tode durch ein Exekutionskommando eine würdige Haltung wiederzufinden.

In seiner Biographie „Ludwig II. von Bayern" versucht Ferdinand Meyr-Ofen das Leben des unglücklichen Königs darzustellen nur unter dem Gesichtspunkt, daß er ein tragischer Schwärmer war (Wien, E. P. Tal. Mit 8 Bildern. 336 Seiten). Er wird der Bedeutung des genialen Mannes gerecht, ohne daß er aber das Urteil über die Geisteskrankheit des Königs überzeugend revidieren könnte. – Das Buch von Marie von Thurn und Taxis-Hohenlohe, „Jugenderinnerungen" (Wien, Carl Fromme. 23 Abbildungen. RM 7,50), ist ein interessanter Beitrag zum geistigen und kulturellen Leben des 19. Jahrhunderts. Durch ihre Verbindung mit ihrem Onkel, dem bekannten Kardinal Hohenlohe, und die vielen Familienbeziehungen zum Kaiserhofe in Wien kam die junge Prinzessin Hohenlohe in die Brennpunkte höfischen und geistigen Lebens. Ihre Erinnerungen umfassen die Jahre 1855 bis 1875, dem Jahr ihrer Eheschließung mit dem Fürsten von Thurn und Taxis, und sind nicht nur reizvoll wegen der Schilderung des gehobenen Lebens, sondern in erster Linie durch die scharf gesehenen und aufgefaßten großen Persönlichkeiten, mit denen sie in Berührung kam, unter denen auch Franz Liszt nicht fehlte. Wir wissen, daß die Fürstin ihren eigenen Rang bestätigt hat durch ihre Beziehungen zu Rainer Maria Rilke.

Von einer andern hochstehenden Frau, der unvergessenen Hedwig Heyl, kündet das Buch „Ströme der Liebe", das Leopold Klotz herausgab (Gotha, Leopold Klotz-Verlag. 400 Seiten). Es ist der Briefwechsel zwischen Hedwig Heyl und dem Münchner Maler Eugen Vinnai, ein menschliches Dokument von Bedeutung. Die Briefe gingen hin und her in den Jahren 1930–34. Es ehrt den Maler Vinnai, daß er als Ehrenmal für die einzigartige Frau sich entschlossen hat, diese Briefe, die in Persönlichstes eindringen, zu veröffentlichen. Denn das Bild von Hedwig Heyl erstrahlt in hellem Glanze grade der Eigenschaften, die sie so liebenswert machten: als Helferin, Beraterin und Freundin, die ihr Interesse nicht an Unwürdige verschwendete.

Hier ist eine Quelle echten Frauentums, aus dem viele seelische Bereicherung und Aufrichtung schöpfen können.

Auch ein Leben tätiger Liebe erschließt sich in dem „Stillen Tagebuch eines baltischen Fräuleins. 1855–1856" (Berlin, Propyläen-Verlag. 6 farbige Tafeln. RM 3,60), das Oda Schäfer, die Enkelin Salli von Kügelgens, aus den Papieren ihrer Großmutter herausgab, die diese Aufzeichnungen im Alter von 20 Jahren machte. Es ist wirklich ein stilles Buch, und große Ereignisse wird man vergebens in ihm suchen, aber finden wird man die Atmosphäre eines sicher gegründeten Hauses und einer Familie, die ihren Angehörigen Schutz und selbstverständliche Haltung verlieh.

Ganz anders ist die Luft, die das Buch von M. J. Krück von Poturzyn, „Lady Hester Stanhope, eine Frau ohne Furcht", durchweht (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 6 Bilder. RM 5,25). Auch dieses Buch einer Frau über eine Frau ist ein menschliches Dokument, und die Verfasserin hat es verstanden, das Bild ihrer Heldin feinsinnig und verständnisvoll zu zeichnen, das Klare ins Licht zu setzen und das Ungeklärte im Halbdunkel zu lassen. Lady Hester Stanhope, Nichte und Geliebte ihres großen Onkels William Pitt, ging bekanntlich nach seinem Tode ins türkische Asien, durch Ägypten, Syrien, über den Libanon in die Wüste. Durch ihre Furchtlosigkeit zähmt diese einzigartige Frau die wilden Beduinen, die sie zu ihrer Königin ausrufen. Auf einsamer Felsenfeste im Libanon lebt und herrscht sie so, wie ihr Gesetz es ihr vorschrieb, bis zu ihrem Tode trotz aller Widerstände siegreich, so daß endlich der Unionjack sich über ihre Leiche gesenkt hat. Fürst Pückler-Muskau hat sie besucht und mehr von ihr erfahren, als die Öffentlichkeit sonst wußte.

Der unerreichte Reiz von Nora Walns Chinabuch „Süße Frucht, bittere Frucht – China" lag darin, daß sie als feierlich aufgenommenes Glied das Leben einer chinesischen Familie von innen kennenlernte. Den gleichen Vorzug hat ihr neues Buch „Sommer in der Mongolei" (Berlin, Wolfgang Krüger. 21 Abbildungen. 278 Seiten). Die deutsche Übersetzung stammt von Josephine Ewers-Bumiller und L. Günther. In China lernte Nora Waln eine Mandschuprinzessin kennen, deren Einladung in die Mongolei sie folgte und mit der sie bald eine enge Freundschaft verband. Mit der ganzen Fülle ihrer ungewöhnlichen darstellerischen Kunst erzählt nun Nora Waln die Geschichte ihrer Freundin und ihre eigenen Eindrücke und Erlebnisse in der fremdartigen Umgebung.

Das Leben der Königin „Victoria von England" hat Edith Sitwell dargestellt, ohne mehr zu wollen, als ein Bild der Königin und einiger ihrer Zeitgenossen zu zeichnen auf dem Hintergrunde bestimmter sozialer Zustände, die rein politischen Fragen dabei nicht berücksichtigend. Sie hat alle, auch entlegene Quellen studiert und sie durchaus selbständig und gewissenhaft verwertet (Berlin, Wolfgang Krüger. 16 Abbildungen RM 7,50). Die deutsche Übersetzung dieser Biographie, die in England hohe Schätzung genießt, ist von C. F. W. Behl.

Die Lebensbeobachtungen des großen deutschen Anglisten Alois Brandl, aus denen wir im Dezemberheft einen Auszug veröffentlichten, „Zwischen Inn und Themse" (Berlin, G. Grote. 18 Bildtafeln. RM 11,–), geben neben einer Fülle von interessanten Begegnungen mit bedeutenden Persönlichkeiten ein höchst anschauliches und scharfes Bild des geistigen Deutschland, Österreich und England aus den letzten Jahrzehnten des 19. und den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts. Darüber hinaus sind sie eine Geschichte der Anglistik, die zu ihrem hohen Range in Deutschland zu erheben Alois Brandl, ein verehrter Autor der „Deutschen Rundschau", Wesentliches beigetragen hat. Der Weg des Tiroler Bauernsohns auf den ersten Lehrstuhl der Anglistik an der Berliner Universität ist in jeder Hinsicht bemerkenswert, denn neben die außerordentliche Leistung des großen Gelehrten tritt das von scharfen Augen gesehene und oft ohne jede Nachsicht festgehaltene Bild österreichischer und deutscher Universitäten und des kaiserlichen Deutschland. Das ist ein Buch von bleibender Bedeutung.

Gleichfalls ein sehr farbiges Bild eines vergangenen Deutschland gibt Walter Zechlin, einst Pressechef der deutschen

Reichsregierung und vorher und nachher im diplomatischen Dienst an wichtigen Stellen tätig, in seinem Buch „Fröhliche Lebensfahrt" (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. RM 6,75). Mit der so seltenen Gabe wirklichen Plaudernkönnens erzählt der Verfasser von seinem Werdegang, seiner Arbeit und seinen Erlebnissen in diesen diplomatischen und undiplomatischen Erinnerungen. Wer den geistreichen, ironischen und oft so amüsant boshaften Erzähler Zechlin kennt, dem mag es genügen, daß in diesem Buch der ganze Reiz des persönlichen Erzählens und Plauderns so stark herauskommt wie in der Unterhaltung.

Rudolf Pechel.

Rainer Maria Rilke

Immer wieder erlebt man es mit tiefer Freude, daß die Besten der jungen Generation ihren Rilke nicht nur kennen, sondern mit ihm leben und mit tiefem Ernst um die Probleme ringen, die Rilke ihnen zeigte und die aus seiner Deutung heraus zu erklären sie sich mit Fleiß bemühen. Das Buch von Eberhard Kretschmar, „Die Weisheit Rainer Maria Rilkes" (Weimar, Hermann Böhlaus Nachfolger. 174 Seiten), verdient in der Rilke-Literatur einen besonderen Platz, denn es ist ausgezeichnet durch eine vorbehaltlose Hingabe an den großen Gegenstand, einen hohen Ernst im Erkennen und Forschen und die Fähigkeit, die eigenen Erkenntnisse in edler Sprache wiederzugeben. Kretschmar geht davon aus, daß Rilke ein Weiser und ein Dichter war und in der Vollendung in beidem einen unvergänglichen Platz in der Menschengeschichte sich erwarb. Aber seine eigentliche und letzte Berufung lag nicht im Lyrischen, sondern in der Weisheit. Seine Beweisführung gliedert Kretschmar in die Abschnitte: Kunst, Menschliches Leben, Religion. Die straffe Beweisführung bestätigt Kretschmars Anspruch für Rilke, daß sein Werk in eine Reihe zu setzen ist mit den Werken Laotses, Platos und Goethes.

Rudolf Pechel.

Das Leben Jesu

In der Übersetzung von Robert Scherer ist Francois Mauriacs Werk „Leben Jesu" erschienen (Freiburg, Herder & Co. 281 Seiten). Der bekannte französische Schriftsteller und Mitglied der Académie française führt in seiner Gestaltung das Leben Jesu zu den Evangelien zurück, und Jesu Stimme erklingt so, wie die wahren Zeugen es überliefern. So entsteht das Bild Christi neu ohne irgendwelche Abschwächung oder Verfälschung und ist mächtig wie am ersten Tag.

Rudolf Pechel.

Erzähltes

Fridrich Schnacks Roman „Die wundersame Straße" (Berlin, Propyläen-Verlag. 253 Seiten) ist die Geschichte eines Musikanten, der aus Bluterbe heraus das Fernweh so stark spürte, daß nichts ihn an festem Platze halten konnte, sondern daß er immer dem Zwang und Zauber der Landstraße mit allen ihren Wundern, ihren Gefahren und ihrem Elend verfiel. Er wandert und findet Gefährten, Beziehungen leichten und tieferen Sinns knüpfen und lösen sich, und er muß unmittelbar vor der Erfüllung seiner Sehnsucht durch die letzte Trübsal gehen, als er, angelangt an dem Orte, zu dem ihn die Sehnsucht nach einem geliebten Mädchen trieb, nur an ihrem Grabe stehen kann. Er wandert weiter durch Buntheit und Mühsal und findet endlich in einem Weihnachtswunder der Großstadt in einer Frau eine neue und endgültige Heimat, und in der Einfügung des Unsteten in einen Arbeitskreis eben durch einen Wandergefährten, der unschön an ihm handelte und auch durch eine Frau einen Hafen fand, endet die Wanderung. Das Buch ist so mitreißend geschrieben, so dichterisch echt, daß man dies glückhafte Ende bei allem Wunderbaren glaubend hinnimmt.

Man hat Scheu vor Vergleichen mit den ganz Großen, aber rückt trotzdem getrost den neuen Roman von Karl Friedrich Kurz „Herrn Erlings Magd" in die Nähe Hamsuns (Oldenburg, Gerhard Stalling. RM 5,60). Kurz, der 1934 den Wilhelm-Raabe-Preis und 1936 den Preis der Schweizerischen Schiller-Stiftung erhielt, bestätigt hier die Berechtigung solchen Zutrauens zu seiner gestaltenden Kraft. Kurz lebt in Norwegen, und dort spielt dieser Roman, der eine Fülle von Gestalten, die alle ihr klares Gesicht tragen, meistert und

in dem Ablauf zweier Generationen Auf- und Abstieg und erneuten Aufstieg eines Geschlechtes zeigt, tief verbunden mit den Gesetzen und den Kräften des Bodens und ihrer Umwelt. In der ersten Generation schuf der Vater in kraftvoller Größe ein festgegründetes Haus, in der zweiten verliert der Sohn in einem großartigen Leichtsinn alles, aber sein Sohn, dem die Magd ihm gebar, legt neuen Grund zum Wohlstand, aber sicherer, als die Vorfahren es konnten. Das alles ist mit dem stetigen Atem des geborenen Epikers erzählt, und einzelne der Personen, so die Magd, bleiben unverlierbar im Gedächtnis haften.

Von Johannes V. Jensen ist in S. Fischers Bücherei ein Band Erzählungen erschienen: „Mr. Wombwell", der sechs Novellen umschließt (Berlin, S. Fischer. RM 1,50). Sie alle spielen in Jensens Heimat, dem Himmerland. Die Novelle, die dem Band den Titel gab, ist schlechthin meisterhaft. Hier macht Jensen es glaubhaft, daß ein ganzes Kirchspiel ein Schicksal erlebt in dem Besuch einer Wandermenagerie und seiner Folgen: in einer Art geistiger Epidemie, die aber zu einer Wandlung wird. Dieses Ausweiten kleiner Schicksale zu höherer Bedeutung ist fast durchweg auch das Motiv der andern Erzählungen, deren jede Jensens große Kunst erhärtet.

In einem eigenartigen und unheimlichen Helldunkel spielt der Roman des französischen Dichters Julien Green „Mitternacht" (Wien, Bermann-Fischer. 369 S.). Green erzählt die Geschichte des kurzen Leben eines Mädchens, das immer auf der Flucht ist, beginnend mit dem Tode ihrer im Selbstmord endenden Mutter über eine nur durch innerliche Beunruhigungen gestörte Zeit in einem guten Bürgerhause, und endend in dem feindseligen Schlosse Fontfroide, in dem ein Kreis einer Familie sich zusammenfand, die irgendwie alle psychologische Grenzfälle sind, und in dem sich das Schicksal des armen Mädchens nach einem schmerzlich-süßen Glück erfüllt in einem jähen Absturz von den Felsen des Schlosses in den Tod. Es gibt wenig Bücher, die mit einer so starken suggestiven Kraft das Lastende der Atmosphäre fast hypnotisch mitzuteilen wissen.

Hart und schwer ist das Buch eines jungen Schriftstellers Veit Bürkle „Bis zur Heimkehr im Sommer" (Berlin, G. Grote. RM 6,50). Der Roman spielt in einem Dorfe der Schwäbischen Alb in den Jahren von Kriegsbeginn bis in unsere Tage und ist ein mutiger Versuch, geschichtliche Ereignisse als elementares Naturgeschehen zu deuten. Der Träger solchen schicksalhaften Sinnes ist ein Schmied, der in seiner Härte und seiner Kraft über das gewöhnliche Maß hinausragt. Er gehorcht einem schweren Gesetz, das er fühlt, und scheut sich nicht, den eigenen Sohn von Haus und Hof zu treiben und ihm die Wiederkehr erst zu gestatten, als Zeit und Schicksal reif geworden sind, daß neuer Grund für das alte Haus und das Geschlecht gelegt werden kann.

Kurt Maronde erzählt in seinem „Schiffer Nettelbeck" (Berlin, Ullstein. RM 4,—) das Leben des tapferen Bürgers, der mit Gneisenau zusammen Kolberg rettete. Maronde läßt uns den Mann Nettelbeck verstehen aus seiner Entwicklung, die ihn schon in früher Jugend aufs Meer, in den Sklavenhandel und in viele Abenteuer führte, in denen er sich trotz nicht leichten Schicksals alle die Eigenschaften erwarb, die ihn später befähigten, als ganzer und echter Mann sein Leben zu krönen.

Der Roman von Hugo Ramm „Die Bonifers" (Breslau, W. G. Korn. RM 4,80) ist so fern von aller Literatur, daß er ein echtes Stück Leben deutscher Arbeiter vor, während und nach dem Kriege gibt, schlicht und ohne Tendenz erzählt. Denn Ramm schreibt aus eigenem Erleben und gibt darum ohne Anspruch auf politische und soziale Lösungen einen wesentlichen Beitrag zur Kenntnis des deutschen Arbeiters in seinem äußeren und inneren Ringen, zu gleicher Zeit aber auch das Lob eines festen, patriarchalischen Zusammenhalts in der Familie.

Von dem großen Schweizer Volkshelden kündet Arthur Maximilian Miller in seinem Roman „Klaus von der Flüe" (München, Kösel und Pustet. Mit Holzschnitten und Initialen von Fritz Richter-Berchtesgaden. RM 3,60). Durch die Lektüre einer alten Legende kam er an die

Gestalt dieses echten Schweizer Volksmannes, der sein Volk rettete, der als ein heiliger Mann unermüdlich tätig war im Kriegsdienst und in der politischen Friedensarbeit, Herr seines festgegründeten Hauses voller Kinder, dem es gelang, in der Stunde höchster Gefahr die Herzen seiner Mitschweizer auf einen gemeinsamen Nenner zu bringen. Eine tiefe Liebe und ein inniges Verständnis für die Schönheit und Größe des Schweizer Landes spricht aus diesem Buche.

Der Roman von Heinrich Seiler „Programm mit Truxa" (Berlin, Schildhorn-Verlag. RM 3,70) ist ein gut erzählter Film aus dem bunten Leben des Varietés mit geheimnisvollen Verwicklungen, Mordversuchen auf hypnotischem Wege, einem schwierigen Quiproquo, erfüllter und unerfüllter Liebe und dem endlichen Tod des wahren Filmbösewichts.

Das in der „Bücherei Südosteuropa" verwirklichte anerkennenswerte Streben, auch auf geistigem Gebiete Brücken von Deutschland zum künstlerischen Schaffen der südosteuropäischen Völker zu schlagen, hat wiederum zwei neue wesentliche Bücher gezeitigt. „Nechifor Lipans Weib", ein Roman des bedeutendsten rumänischen Dichters Mihail Sadoveanu (München, Langen-Müller, RM 4,60) ist eine Darstellung starker Gefühle in von Kultur und Zivilisation ungebrochenen Menschen. Vittoria, das Weib Nechifor Lipans, ihrem Mann trotz eines nicht leichten Zusammenlebens in unverbrüchlicher Liebe zugetan, wird seine unerbittliche Rächerin in elementarem Hasse, der so groß ist wie ihre Liebe, als er von Mörderhand fällt.

Der Band „Neue bulgarische Erzähler", in der Übertragung von Ziwka Dragnewa beweist, daß in dem gesunden bulgarischen Bauernvolke Dichter leben, die für das leidenschaftliche und stolze Volk ebenso den treffenden Ausdruck finden wie für die Größe und Schönheit ihrer Landschaft. Acht Dichter sind mit längeren und kürzeren Erzählungen hier vereinigt, deren jede den Stempel der Echtheit trägt. Gerhard Gesemann, der die Auswahl betreute, gibt in seinem Nachwort eine warme und verständnisvolle Würdigung der bulgarischen Dichter.

Gleichfalls von einem Volke ungebrochener Kraft zeugt die Erzählung „Das Land der letzten Ritter" von Hali Beg-Mussayassul, die Luise Laporte aufzeichnete (München, C. H. Beck. RM 5,50). Hali Beg, der auch sehr interessante Zeichnungen seiner Erzählung beifügte (3 Aquarelle und 26 Zeichnungen), ist Aware, also Glied eines Volkes im Kaukasus von eigener Kultur, eines Volkes echter Männer und zarter Frauen. Der Bolschewismus drohte auch diesen Rest ritterlicher Kultur auszurotten. Hali Beg fand in Deutschland eine neue Heimat und hat nun seinem Volke ein schönes Denkmal gesetzt, daß es in seiner ganzen Eigenart, Härte und Größe festhält und das den Verfasser in die Reihe der beachtenswerten Erzähler rückt.

Eine ganze Reihe kürzerer Erzählungen liegt von bekannten Autoren vor, die sich durchweg zu Geschenken eignen. Da schreibt Josef Winckler mit der Saftigkeit seiner Gestaltungskraft eine Beethoven-Novelle „Adelaïde" (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. RM 2,75). — Otto Flake bringt in straffer Überarbeitung seinen Roman „Sternennächte am Bosporus" das zarte und doch so erregende Liebeserleben eines deutschen Offiziers vor dem Weltkriege mit einer heimlich Geliebten aus seiner Vaterstadt in der bunten Welt Konstantinopels mit so oft bewiesener Kraft, eine ganze Epoche in ihrer Atmosphäre festzuhalten, und der reifen Zucht seiner Sprache. (Berlin. S. Fischer. RM 1,50). — Ulrich Sander hat seine neue Novelle „Iris" (Dresden, Zwinger-Verlag. RM 2,40) wiederum in Pommern angesiedelt und hat in dieser ganz eigen gewachsenen Frauengestalt aus pommerschem Blute sein altes Evangelium vom norddeutschen Menschen und seinem Schicksal erneut abgehandelt. — Fünf Erzählungen aus dem Weltkrieg hat Götz Otto Stoffregen unter dem Titel „Spuk in Frankreich" zusammengefaßt (Berlin, Propyläen-Verlag. 90 Seiten), in denen unsentimental und hart Soldatenschicksale dargestellt werden. Hans Meid fügt Zeichnungen, fern von seiner sonstigen zarten Verträumtheit, organisch der männlichen Atmosphäre ein. —

Einen Tatſachenbericht von erſchütternder Eindringlichkeit gibt Edwin Erich Dwinger in ſeinem neuen Buch „Und Gott ſchweigt“ (Jena, Eugen Diederichs. RM 2,40) nach den Erzählungen eines 1935 nach Rußland geflüchteten Mannes, der die bolſchewiſtiſche Lüge in allen Formen kennenlernte. Das Buch wird zu einem Notſchrei und zu einer harten Anklage im Sinn der Worte eines hungernden ruſſiſchen Bauern: „Wie kann Gott reden, wenn die Menſchen ſchweigen?“

Großen oder mutigen Frauen gelten die beiden Bücher von Edith Gräfin Salburg: „Friedrich und Marie Thereſe“ (Leipzig, Goten-Verlag. 8 Abbildungen. 196 S.) und „Kamerad Suſanne“ (Dresden, Wilhelm Heyne. 228 S.). Der hiſtoriſche Roman ſpielt in der Zeit von 1720–1766 und verſucht in dem Gegenſatz der beiden großen Herrſcher, die niemals einander ſahen, den tragiſchen Gegenſatz ihrer beiden Länder Öſterreich und Preußen ſymboliſch zu geſtalten. „Kamerad Suſanne“ iſt eine Krankenſchweſter, die im Weltkriege in das ſchwere Ringen im Stein in Tirol geſchickt wird und in der übermenſchlichen Größe und Härte dieſes Kampfes der Verſuchung erliegt, ihrer eigentlichen Miſſion, Wunden zu heilen, untreu zu werden und ſelber am Kampfe ſich zu beteiligen, bis endlich ſie in der Liebe wieder zurückfindet zu ihrer Aufgabe als Frau. – Innerlich ſtark bewegt iſt das Buch von Tora Nordſtröm-Bonnier „Juninacht“ (Zürich, Morgarten-Verlag. RM 2,90), das ein Ungenannter aus dem Schwediſchen ins Deutſche übertrug. Wir erleben Herzens- und Körperirrungen und -wirrungen von Menſchen, denen ihre eigenen Dinge noch ſo wichtig ſind, daß ſie darüber das Leben anderer zu zerbrechen ſich nicht ſcheuen. Ein Buch voll Leidenſchaften und Bewegtheit, ſicher und ohne Nachſicht geſtaltet. – Ein ſtilles Buch iſt der Roman von Gertrud Wickerhauſer „Mond bei Tag“ (Berlin, Ralph A. Höger. 215 S.). Hier wird mit behutſamer Hand an einem Gleichnis aus der Kindheit in Nachdenklichkeit und Nachſicht mit den Menſchen die Tatſache des ewigen und unwandelbaren Alleinſeins bei noch ſo großer vermeinter Nähe dichteriſch geſtaltet. – Von Sigrid Undſet ſind vier Erzählungen geſammelt erſchienen unter dem Titel der Eingangsnovelle „Ein Fremder“ (Berlin, Bruno Caſſirer. 338 S.) in der deutſchen Übertragung von J. Sandmeier. In ihrer reifen Meiſterſchaft und ihrer eindringlichen Pſychologie behandelt Sigrid Undſet das Problem der berufstätigen Frau in ihrem Ringen zwiſchen Pflicht und Sehnſucht.

Waldemar Bonſels als Filmidee gedachtes Buch „Der nicht geſpielte Film“ (München, F. Bruckmann. 158 S. mit Zeichnungen von Gunter Böhmer) liegt in 2. Auflage vor. – Fein und innig iſt die Fabel der neuen Novelle von Hans Franck „Die Dſchunke“ (Dresden, Zwinger-Verlag. 62 Seiten), die zu dem Schönſten gehört, was ein Dichter zu der alle Hinderniſſe überwindenden Mutterliebe ſagen kann.

Eine Gabe voll reifer Schönheit und Ausgeglichenheit, von verantwortungsbewußtem Künſtlertum gegenüber Stoff und Wort iſt Gertrud Bäumers Roman „Adelheid. Mutter der Königreiche“ (Tübingen, Rainer Wunderlich. RM 9,50). Vielleicht konnte nur eine Frau das Leben der Prinzeſſin Adelheid von Burgund, die zur Gattin Kaiſer Ottos I. wurde, ſo überzeugend und eindringlich ſchildern, wie es hier geſchieht. Wir begleiten Adelheid durch die Wirrniſſe ihrer jungen Jahre, erleben ihr Reifen und ihr Hineinwachſen in die große Aufgabe, Frau des Kaiſers und ſeine Helferin bei der Leitung des Reiches zu ſein, ſo daß ſie beim Verſagen ihres Sohnes ſich fähig fühlt, für ihn und ſeine ſchwache Hand die Zügel zu führen. Gertrud Bäumer hat dieſes Frauenbild in ein mit ſatten Farben gemaltes Mittelalter hineingeſetzt, das zur lebendigen Wirklichkeit wird. Dieſes Buch einer Frau gehört mit zu den ſtärkſten erzählenden Leiſtungen der letzten Zeit.

Hervey Allens großer, ins Deutſche übertragener Roman „Antonio Adverſo“ iſt ſchon im 25. Tauſend erſchienen (Stuttgart, Deutſche Verlagsanſtalt. RM 12,50). In Allen haben die Amerikaner einen großen Romancier von der Phantaſie und der Meiſterung einer Fülle von Geſtalten eines Balzac mit dem unerſchöpflichen Atem des großen Erzählers und der Fähigkeit, tiefe und echte Erkenntnis von der Gebrechlichkeit aller

menschlichen Dinge zu vereinen mit einer fast kolportagehaften Kunst der spannenden Erzählung. Der neue Roman des Engländers Charles Morgan, „Die Flamme" (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. RM 8,50, in der deutschen Übersetzung von Herbert E. Herlitschka), zeigt ein starkes Wachsen gegenüber seinem berühmten Roman „Quell". In der Geschichte von Piers Tenniel Lord Sparkenbroke betritt er ein Grenzgebiet psychologischer Spannungen, das nur ein Meister ohne Gefahren bewältigen kann. Der Dichter Sparkenbroke gewann schon früh die Erkenntnis, daß hinter dem einfachen Leben eine höhere Wirklichkeit steht, mit der man sich einmal auseinandersetzen muß, die Wirklichkeit, in der Leben und Tod geheimnisvoll zu einer Einheit werden. Sparkenbroke versucht, zur letzten Erfüllung, zur Auferstehung, durch den Tod zu gelangen, ohne zu empfinden, daß ihn diese Sehnsucht zu dem gefährlichsten aller Experimente, zum Experiment mit anderen Menschen treibt. So muß er erfahren, daß unmittelbar vor der von ihm erstrebten letzten Erfüllung die geliebte Frau sich in die Wirklichkeit zu seinem Freunde wendet, nachdem sie die ganze Gefährdung ihres Seins durch Einreihung in die Phantasiewelt des Dichters erkannt hatte. In dem Bewußtwerden seines fehlgeschlagenen Strebens wird Sparkenbroke der Tod als Gnade zuteil.

Wilhelm Schmidtbonn hat seine rheinische Heimat verlassen und läßt seinen Roman „Hülü" in China beginnen (Frankfurt, Rütten & Loening. 273 Seiten). Ein flämischer Grammophonhändler kauft Hülü in der chinesischen Steppe ihrem Vater ab, weil er aus ihren kindlichen Versuchen ihre große Begabung und Berufung zur Tänzerin zu spüren meint. Er will sie nach der Ausbildnug, die den erstrebten Erfolg ganz erreicht, in ihre Heimat zurückbringen, um sie einem Manne ihrer Art zur Frau zu geben. Aber die arme kleine Chinesin ist dem Erlebnis Europa und den europäischen Menschen nicht gewachsen und zerbricht.
In deutsche Frühzeit und deutsche Geschichte führen die Romane der bewährten Autoren Karl Hans Strobl, „Die Runen und das Marterholz" (Dresden, Zwinger-Verlag. RM 4,80) und Werner Beumelburg, „Kaiser und Herzog" (Oldenburg, G. Stalling. RM 8,50). Strobl will in seinem Roman helfen, dem deutschen Volke den Sinn des Kampfes und der Verschmelzung von Germanentum und Christentum zu deuten. Er schildert den Kampf der Friesen gegen das Christentum bis zum endlichen Siege des Kreuzes durch Bonifatius. Werner Beumelburg läßt den gewaltigen Kampf zwischen den Staufen und Welfen, auf seine Höhe gesteigert in Friedrich Barbarossa und Heinrich dem Löwen, in einem breitschultrigen Roman zu einer ernsten Mahnung, deutsche Zwietracht zu überwinden, werden. Der Roman ist in der Art seines „Mont Royal" geschrieben und gestattet der schaffenden Phantasie, sich im historischen Rahmen auszubreiten.
Zum 75. Geburtstag Rudolf Huchs sind zwei Bände neu erschienen, der Roman „Talion" (RM 3,80) und „Humoristische Erzählungen" (RM 2,80. Zeulenroda, B. Sporn). Das ist in jeder Weise zu begrüßen, denn Rudolf Huch gehört immer noch zu denen, die zu Unrecht nicht genug gelesen werden. Seine große Klarheit, ein tiefer Blick ins Leben und in die Menschen, seine geistige Überlegenheit wie sein Humor heben ihn in einen Rang, den nur wenige deutsche Schriftsteller erreicht haben. Ein Humor ohne Künstelei und fern von Literatur und Lebensechtheit sind der Gemeinsame der zwei in dem Sammelband vereinigten Erzählungen, während bekanntlich in dem Roman „Talion" nach dem Kantschen Grundsatz der Vergeltung mit Gleichartigem ein Stück deutscher Vorkriegsgeschichte im Adels- und Offiziersmilieu ein ernstes und nachdenkliches Abbild findet.
Hanns Johsts kleiner Roman „Die Torheit einer Liebe" (München, Langen-Müller. 200 Seiten), die Erzählung einer zugleich rührenden und komischen treuen Liebe einer Art modernen Toggenburgs zu einer entzückenden Frau, deren letztes Wesen im Dunkeln bleibt, liegt in zweiter Auflage im 6.—10. Tausend vor.

Reif und ernst ist der Roman von Albrecht Schäffer „Cara" (Frankfurt, Rütten & Loening. RM 6,—), in dem er

den harten Weg einer seltenen Frau und ihres Mannes durch Verlieren, Versäumnis und Schuld in ein endliches Sichwiederfinden mit tiefem Wissen um menschliche Abgründe und unbewußte Schuld des einen am andern schildert.

Robert Hohlbaum hat seinen Jugendroman „Die Prager" neu herausgegeben (Berlin, Junge-Generation-Verlag, 230 Seiten), der kurz vor dem Weltkriege erstmalig erschien. Es handelt sich um eine Rahmenerzählung: eine Reihe deutscher Farbenstudenten in Prag ist bei Erwartung eines Sturmes auf das Deutsche Haus, wie zur Badenizeit üblich, vereint; um die unbehagliche Wartezeit hinzubringen, erzählen sie sich gegenseitig Geschichten, die das Prager und deutsche Studentenleben in früheren Jahrhunderten in seiner Wildheit und Roheit im Dreißigjährigen Kriege und zur Zeit Gottscheds in Leipzig und endlich in der Zeit der Befreiungskriege schildern. Vieles in diesen Erzählungen, an denen Hohlbaum nur wenig geändert hat, ist sehr jugendlich und mit unbeholfenen Stilmitteln geschaffen, aber als ein historisches Dokument mag es seinen Platz behaupten, um so mehr, als sich ja die Augen des ganzen Volkes gerade jetzt sehr stark auf das Ergehen der Sudetendeutschen richten.

Auch der Arbeitsdienst hat einen weiteren Roman gefunden. Josef Ludwig Hecker schrieb den Roman „Die Lagerer" (Berlin, Aufwärts-Verlag. 253 Seiten), in dem er Erfahrungen in frischer Form wiedergibt, die er in dem Zusammenwachsen mit den Kameraden des Arbeitsdienstes zu einer festen Einheit erlebte. Hinter diesem Buch steht ein sehr guter Wille.

Ein neues Buch von Svend Fleuron wird stets willkommen sein, denn seine Bücher aus dem Leben der Tiere behalten ihren Wert, weil eine tiefe Liebe sein Auge geschärft hat und ihm die Möglichkeit gibt, mit Wärme um Verständnis für seine geliebten Tiere zu werben. Von der „Geschichte eines Rehbocks" liegt uns der 1. Bd. vor, „Tjo entdeckt das Leben" (Jena, Eugen Diederichs. RM 4,80), der Geburt und Entwicklung des prächtigen jungen Bockes bis zum ersten Frühling schildert und Geburt und Tod, Entstehen und Vergehen als die großen Selbstverständlichkeiten in allem Leben nimmt.

Heinrich Hauser hat in dem Bändchen „Männer an Bord" (Ebd. RM 2,80) eine Reihe seiner frischesten und amüsantesten Seemannsgeschichten zusammengestellt, und man freut sich, in diesen 8 Erzählungen wiederum überzeugend bestätigt zu finden daß Heinrich Hauser nicht von außen her das sonderbare Leben vor und hinter dem Mast abschildert, sondern aus tiefer Vertrautheit mit dieser eigenartigen Spezies Mensch, die auf der See ihre Heimat hat.

In der „Neuen Engelhorn-Bücherei", die als Nachfolgerin der unsern Vätern unentbehrlichen „Romanbibliothek" nach deren erfüllter Aufgabe mit dem richtigen Anspruch für unsere Tage auftritt, ist eine kleine Meistererzählung von Otto Wirz, „Späte Erfüllung" (57 Seiten. RM 2,40), erschienen. Der Schweizer Dichter zeigt hier die gleiche rasante Dynamik in Gestaltung und Wort, die seine großen Romane „Gewalten eines Toren", „Die geduckte Kraft" und „Prophet Müller zwo" zu einzigartigen Kunstwerken macht. Hier spricht er von zwei Menschen, deren Wege vor 20 Jahren schicksalsbestimmt sich kreuzten, ohne daß der weibliche Teil aus der Konvention des Elternhauses die Klarheit und der Mann den Mut fand, das Schicksal zu zwingen. Nun nach 20 Jahren erfolgt nach einer eigenartigen und seltsamen Werbung, die durch die trotzige Art des Mannes fast noch einmal scheitert, die endliche Vereinigung der reif gewordenen und doch jung gebliebenen Liebenden.

Rudolf Pechel.

Evangelisches Christentum

Der Rostocker Theologieprofessor Helmuth Schreiner zeigt in seiner knappen Broschüre von starker innerer Bewegtheit und mitreißendem Schwung: „Arndt. Ein deutsches Gewissen" (Berlin, Wichern-Verlag. RM —,80), daß die Legende, die auch Arndt für eine Art germanischen Heidentums reklamieren möchte, den Tatsachen nicht standhält. In den Abschnitten: Der Erwecker der Nation; Das gute deutsche Gewissen; Der Zeuge Jesu Christi; Im Schmelzofen der Trübsal; Der Seher, be-

weist Schreiner, daß Arndt ein gläubiger evangelischer Christ gewesen ist, der für die Freiheit der evangelischen Kirche mit dem gleichen Feuer eingetreten wäre wie für die politische Freiheit seines deutschen Volkes. — Im gleichen Verlag hat Tim Klein eines der Sammelwerke herausgegeben, in denen er seine Meisterschaft schon oft bewährt hat: „Lebendige Zeugen" (384 Seiten). An einer großen Reihe von deutschen Persönlichkeiten, die von Kurfürst Johann Friedrich von Sachsen und Albrecht Dürer über Argula von Grumbach, Kepler, Paul Gerhard, den Vater Friedrichs des Großen, Zieten, Stein, Arndt, Claudius, Philipp Otto Runge, Gotthelf, Wichern, Fliedner, Friedrich von Bodelschwingh, Stoecker, Wilhelm Löhe, Bismarck zu Hindenburg, Wilhelm Schmidt und Gorch Fock führt, zeigt Tim Klein, daß es auch in den schwersten und dunkelsten Zeiten unserer Geschichte niemals unserm Volke an mutigen Bekennern und Charakteren evangelischen Glaubens gefehlt hat, die durch ihr Leben und ihre Arbeit bewiesen, daß das evangelische Wort für sie den Einsatz letzter Kraft und des Lebens lohnte. Es ist ein Buch, das uns hoffen lehrt.

Rudolf Pechel.

Klassiker

Den illustrierten Ausgaben von Reuters und Storms Werken läßt das Bibliographische Institut (Leipzig) jetzt eine illustrierte Ausgabe von „Schillers Werken" folgen, von der Band 1—8 vorliegen, mit Federzeichnungen von Karl Wernicke, die das geistige Klima Schillers festzuhalten wissen. Die Ausgabe ist gestaltet von Benno von Wiese nach der von Ludwig Bellermann, dem klugen Schiller-Kenner, seinerzeit geleisteten Arbeit. Zu „Kleists Werken" sind keine Zeichnungen, sondern eine sehr gute Auswahl zeitgenössischer Bilder beigegeben. Sie liegt in 2. Auflage vor nach der von G. Schmidt, R. Steig und Georg Minde-Pouet besorgten Erstausgabe, nun neu durchgesehen und erweitert von dem verstorbenen Georg Minde-Pouet. Bisher erschienen Teil I u. II der Briefe in zwei Bänden mit der Einleitung „Kleists Leben" von Minde-Pouet. Jeder Band kostet RM 1,90.

In Unger-Fraktur sind Novalis Dichtungen von Franz Schultz herausgegeben im Inselverlag erschienen in der äußeren Form der schönen Taschenausgaben der Insel-Klassiker. Das Werk des Novalis, das vollständig mit Tiecks Bericht über die beabsichtigte Fortsetzung des Heinrich von Ofterdingen hier gegeben ist, aus seiner ganzen Tiefe zu deuten, war der Frankfurter Literarhistoriker in besonderem Maße berufen.

Novalis' Werke in einem Band hat auch Wilhelm von Scholz herausgegeben und dieser vollständigen Ausgabe ein schönes „Fragment über Novalis" hinzugefügt, in dem er den Frühverstorbenen als den Dichter feiert, dem als Gegengabe für die zu jähe Vollendung die Götter ewige Jugend schenkten. Dieses Fragment gibt auch alle Daten zum Leben Friedrichs von Hardenberg. Zu den „Hymnen an die Nacht" und den Gedichten im Ofterdingen sowie zu den Fragmenten fügt der Herausgeber Anmerkungen hinzu. Der in der Tiemann-Fraktur gedruckte Band zeichnet sich durch eine besonders gewählte Ausstattung aus (Stuttgart, Walter Hädecke. 414 Seiten. RM 4,80).

R. P.

Verzeichnis der Mitarbeiter

Oberbürgermeister Dr. Goerdeler, Leipzig — Dr. Heinrich Baron, Paris — Dr. Hans A. Wyß, Küßnacht — Dr. Eugen Diesel, Bornstedt in der Mark — Professor Kurt Kluge, Berlin — Generalleutnant a. D. Schwarte, Berlin.

Hauptschriftleiter: Dr. Rudolf Pechel, Berlin-Grunewald • Verlag und Anzeigenannahme: Deutsche Rundschau G.m.b.H., Berlin W 30, Mackensenstraße II • Verantwortlicher Anzeigenleiter: Hans Kraus, Berlin-Charlottenburg • DA. IV, 1936: 10000 • Zur Zeit ist Anzeigen-Preisliste Nr. 4 gültig • Druck: Reclam-Druck Leipzig • Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist untersagt • Übersetzungsrechte vorbehalten • Die Bezugspreise (Einzelheft 1,50 RM, Jahresabonnement 15 RM) ermäßigen sich für das Ausland (mit Ausnahme der Schweiz und Paläst ina) um 25 %.

ERNST SAMHABER

Spanien

Die Tragik einer Nation

Spanien tritt erst im dritten Jahrhundert v. Chr. in das Licht der Geschichte. Der Erste Punische Krieg hatte die Macht Karthagos gebrochen. Mitten im Frieden entrissen die Römer ganze Provinzen (Sardinien) dem ohnmächtigen Feinde, die finanziellen Schwierigkeiten der einst blühenden Handelsstadt führten zu inneren Unruhen und zum Aufstande der Söldner, der nur mit Mühe unterdrückt werden konnte. Damals entschloß sich der große karthagische Feldherr Hamilkar Barkas, in Spanien den Grundstein für den Wiederaufbau seiner Heimat zu legen. Als er nach neunjährigen Kämpfen starb, besaß Karthago nicht nur eine reiche Provinz, deren Silber- und Kupfererzeugung das Wirtschaftsleben mächtig aufblühen ließ, es hatte auch wieder eine kampferprobte Armee, an deren Spitze der Sohn des Hamilkar, der geniale Hannibal, stand. Lange Zeit hatten die Römer die Vorgänge in Spanien nicht beachtet, da sie mit den kriegerischen Verwicklungen in Italien beschäftigt waren. Kaum hatten sie nach Eroberung Mailands die Hände frei, erschienen auch sie in Spanien, unterstützten die Feinde Karthagos und schlossen ein offenes Bündnis mit der Stadt Sagunt, die von Hannibal belagert wurde. Der Zweite Punische Krieg war unvermeidlich geworden, der trotz der überragenden Feldherrngröße Hannibals mit der Vernichtung Karthagos endet, weil Rom die See beherrschte und die Scipionen mit genialem Blick trotz der Gefahr in der Heimat die punische Macht gerade in Spanien vernichteten.

Zwei Jahrtausende später war Spanien wiederum der Schauplatz einer weltgeschichtlichen Entscheidung. Napoleon hatte Europa besiegt. In zahllosen Schlachten waren die alten Monarchien niedergeworfen. Bei Austerlitz wurden die vereinigten Österreicher und Russen, bei Jena und Auerstedt die Preußen entscheidend geschlagen. Der Friede von Tilsit begründete nicht nur die Macht des Korsen bis nach Polen, sondern brachte die Teilung der Welt zwischen den neuen Verbündeten Frankreich und Rußland. Damals glaubte Napoleon, mitten im Frieden unter geschickter Benutzung innerpolitischer Wirren sich Spaniens bemächtigen zu können. Doch England griff ein.

Während die napoleonischen Heere überall siegreich geblieben waren, hatte Nelson bei Trafalgar die französische Flotte vernichtet und die englische Seeherrschaft begründet. So konnte England immer wieder Truppen auf der Pyrenäenhalbinsel landen und den Freiheitskampf der spanischen Bevölkerung durchhalten. Wohl errang Napoleon immer wieder große Erfolge, sobald er aber den Rücken kehrte, flammte der Kleinkrieg wieder auf, und die von fanatischem Freiheitswillen beseelte spanische Bevölkerung war ein unbesiegbarer Gegner, trotz der

brutalsten Unterdrückungsversuche. Napoleon ist an diesem zehrenden Kleinkrieg in Spanien zugrunde gegangen. Es gibt Schätzungen, daß er in den fünfjährigen Kämpfen eine dreiviertel Million der besten Soldaten verloren hat, sicherlich ein Vielfaches der Verluste an französischen Truppen im russischen Feldzug.

So entscheidend diese beiden Siege in Spanien gewesen sind, sie waren keine spanischen Siege. Ausländische Mächte bekriegten sich auf spanischem Boden, und die einheimische Bevölkerung griff nur ein, soweit ihre eigene Freiheit und Unabhängigkeit bedroht war. Sobald diese gesichert schienen, dachten die Spanier nicht daran, den Sieg für sich auszunützen, und so konnten sie von den Römern nach dem Zusammenbruch Karthagos unterworfen werden und 2000 Jahre später nach einem beispiellosen Heldenkampfe wieder in den Absolutismus der Bourbonen zurückfallen. Neue Unruhen waren die Folge.

So ist es die Tragik der spanischen Nation, daß sie sich dank der ungewöhnlich glücklichen geographischen Lage der Iberischen Halbinsel gegen Angriffe von außen gefeit glaubt und in dem Vertrauen auf diese scheinbare Sicherheit die Abwehr der gefährlichen Eingriffe von außen vergißt. Das letzte Beispiel steht uns jetzt vor Augen. Die Arbeit des bolschewistischen Rußland hat in gewissen Kreisen der spanischen Bevölkerung die Auffassung erweckt, daß rein innerpolitische Fragen umkämpft werden, daß es um spanische Entscheidungen geht, während es weltpolitische Probleme sind, um die heute in Spanien gerungen wird. Wieder wie in den Tagen Karl Martells, als die Araber die Iberische Halbinsel zum Ausfallstor machen wollten, geht es um den kulturellen und politischen Bestand des Abendlandes.

Bis 1931 regierten in Spanien die Bourbonen, aber auch in der Zeit der Monarchie war die spanische Verfassung großen Schwankungen unterworfen. Immer mehr versuchten die parlamentarischen Parteien die Macht an sich zu reißen, waren aber selbst unfähig, die großen sich aufdrängenden Probleme zu meistern. Als die Nachrichten von den furchtbaren Niederlagen in Marokko bekannt wurden, als der Kardinalerzbischof von Saragossa ermordet wurde, da ergriff die Armee im Herbst 1923 die Macht. Bis 1930 hat das Direktorium des früheren Divisionsgenerals von Katalonien Primo de Rivera geherrscht. Der Krieg in Marokko konnte siegreich beendet werden, Straßen und Eisenbahnen und Wasserwerke wurden gebaut. Aber Primo de Rivera hatte keinen Rückhalt, weder beim Volke noch beim Monarchen. Krank und müde verließ er sein Amt, um in Paris zu sterben. König Alfons XIII. mußte jedoch bald erleben, daß er mit der Entlassung des Diktators auch die festeste Stütze seines Thrones verloren hatte. Überall flammte die jahrelang unterdrückte Unzufriedenheit auf. Die Garnison von Jaca meuterte bereits Dezember 1930, und die Gemeindewahlen vom 12. April 1931 zeigten eine so klare monarchiefeindliche Einstellung der spanischen Bevölkerung, daß der König sein Land verließ. Bevor aber noch die neugewählte Nationalversammlung eine Verfassung geben konnte, wütete der Haß und ließ Kirchen und Klöster in Flammen aufgehen. Bald zeigte sich, daß Spanien von drei etwa gleich starken Gruppen beherrscht wurde: der Rechten, die sich in erster Linie auf die katholische Kirche stützte, der sozialistischen Linken, an die sich die dunklen

Elemente der Anarchisten und Syndikalisten anschlossen, und die bürgerliche Mitte, die demokratisch und republikanisch eingestellt war.

Zunächst regierte die Mitte unter dem Schlagwort der Republik, also mit Unterstützung der Sozialisten. Azaña versuchte als Ministerpräsident, die Agrarreform durchzuführen und die Front ausschließlich gegen die Monarchie und die Kirche auszurichten nach dem Schlagwort: „Der Feind steht rechts!" Der mißglückte Staatsstreich des Generals Sanjurjo diente ihm als Vorwand. Das führte aber dazu, daß die bürgerliche Mitte nach rechts abgetrieben wurde, und trotz aller behördlichen Gegenmaßnahmen kam es im April 1933 zu Wahlen, die nicht nur ein Anwachsen der Rechten, sondern zugleich einen inneren Wandel der verschiedenen politischen Gruppen brachten. Auf der Rechten trat der monarchistische Gedanke zurück. Gil Robles, der Führer der Acción Popular Católica war bereit, mit der Republik und der bürgerlichen Mitte zusammenzuarbeiten. Dadurch wurden wiederum die Kreise des republikanischen Bürgertums gestärkt, die gegen die Verbindung mit den Sozialisten waren. Umgekehrt führte das dazu, daß die Sozialisten auf der Linken unzufrieden wurden und einen klaren Kurs nicht nur in der Frage Monarchie oder Republik, sondern auch in den Sozialreformen forderten. Als die Wahlen vom November 1933 der Rechten einen wenn auch nicht entscheidenden Wahlsieg brachten, kam es zu einem Aufstande der Anarchisten und Syndikalisten. Damals hielten die Marxisten den Staat. Das änderte sich, als Gil Robles zwar nicht die Regierung übernahm, aber in dem Kabinett des Republikaners Lerroux drei entscheidende Ministerien besetzte. Im Oktober brach der Aufstand der asturischen Bergarbeiter und der katalanischen Separatisten los. Kommunisten und Anarchisten hatten sich gefunden. Aber der Einsatz der Gendarmerie und der Fremdenlegion überwand die ernste Staatskrise. Es kam jedoch nicht zu einem klaren Kurs. Immer noch war der Republikaner Lerroux Ministerpräsident, Gil Robles wurde nur Kriegsminister. An dessen undurchsichtiger Haltung ist die Regierung gescheitert, denn nun mußten die Skandale der bürgerlichen Republikaner sich auch gegen die Partei des Gil Robles auswirken. Auf der Linken sammelte sich alles, was für den asturischen Aufstand gewesen war, von den Anarchisten bis zu den unentwegten bürgerlichen Demokraten, in der Volksfront unter der Führung von Azaña. Alle Versuche der Regierung, eine Mittelpartei zu bilden, die auf der Grundlage der Ordnung und der republikanischen Verfassung stünde, scheiterten, und die Wahlen vom 16. Februar 1936 ergaben wegen der Zersplitterung der Rechten eine Mehrheit der Volksfront im Parlament.

Das war das Zeichen für alle revolutionären Elemente, daß ihre Stunde gekommen war. Streiks und Gewalttaten, Mord und Kirchenbrände zeigten deutlich, welche tiefe politische Krise in Spanien herrschte. Die Anarchosyndikalisten weigerten sich, in der Regierung eine Verantwortung zu übernehmen, zugleich aber hetzten sie die Straße auf, um das Tempo und die Richtung der sozialen Revolution zu bestimmen. Es war die Frage, ob der rechte Flügel der Volksfront stark genug sein würde, sich gegenüber den zahlenmäßig sehr viel schwächeren Freunden des linken Flügels, der aber bei weitem die größere Energie — und

Verantwortungsloſigkeit — beſaß, durchzuſetzen. Das hing von zwei Faktoren ab, einmal von der Haltung der Gewerkſchaften, die unter den beiden Führern Largo Caballero und Indalecio Prieto zwiſchen ſehr verſchiedenen Einſtellungen ſchwankten, und von der Rechten. Hier hatte Gil Robles völlig enttäuſcht. Das Ergebnis ſeiner Kompromißfreudigkeit ſchien nur zu ſein, daß Mord und Brand regierten, und ſo konnten die zahlenmäßig geringeren Gruppen der Monarchiſten und der Falangiſten ſich durchſetzen, die der Gewalt Gewalt entgegenſetzen wollten. Spanien trieb dem Bürgerkrieg zu, wenn es dem rechten Flügel der Volksfront nicht gelang, den — in der Regierung nicht vertretenen — linken Flügel abzuſchütteln. Da war die Ermordung des Monarchiſtenführers Calvo Sotelo am 13. Juli 1936 das Zeichen für die Armee, daß nur noch eine bewaffnete Löſung möglich war. Am 18. Juli erhob ſich die ſpaniſche Armee in Marokko, am Tage darauf landeten afrikaniſche Truppen in Cádiz, und nun flammte die nationale Erhebung des ſpaniſchen Heeres auf der ganzen Iberiſchen Halbinſel auf. Der erſte Erfolg war wenig ermutigend.

Ein Vertrauter des Generals Franco, der General Millan Aſtray, hat uns zu Neujahr geſchildert, wie außerordentlich ſchwer die Aufgabe der nationalen Erhebung war. Von den acht Diviſionen des ſpaniſchen Heeres erklärten ſich drei (die in Madrid, in Barcelona und in Valencia) für die damalige Regierung. Von 152 Flugzeugen waren nur 22 in Händen der Nationaliſten, und nur zwei Kriegsſchiffe ſchloſſen ſich der Militärbewegung an, während zunächſt 29 für Madrid waren. Die eigentliche Urſache dafür war das Verhalten der Gendarmerie, der Guardia Civil, einſt der Kerntruppe der Diktatur Primo de Riveras, auf die die Rechte feſt gebaut hatte, die noch den aſturiſchen Aufſtand rückhaltlos niedergeſchlagen hatte. Aber ſie war dann vom parlamentariſchen Syſtem nicht in Schutz genommen worden, und ſie war inzwiſchen in den höheren Kommandoſtellen umbeſetzt worden. So konnte es geſchehen, daß einige 50 Mann der Guardia Civil in Barcelona das Vorrücken der Garniſon ſo lange aufhielten, bis die Soldaten ſich gegen die eigenen Offiziere wandten.

Es iſt die Tragik der ſpaniſchen Nation, daß ſie nicht erkannte, um was es ſich handelte, nicht um einen mißglückten Militärputſch machtgieriger Generale, die von der neuen Regierung die Abſetzung befürchteten, nicht um die Sorge des Großgrundbeſitzes, daß nun die alten Geſetze der Agrarreform mit aller Härte durchgeführt würden, ſondern um die nationale Abwehr des Bolſchewismus. Erſt als die Kirchen aufflammten, als Tauſende und aber Tauſende von den entmenſchten kommuniſtiſchen und anarchiſtiſchen Horden hingeſchlachtet wurden, als die — zunächſt rein bürgerliche — Regierung Giral jede Herrſchaft über die „Milizen", alſo die bewaffneten Arbeiter, verlor, erkannte Spanien, um was es ging. So mußten die Generäle, im Norden Mola, im Süden Franco, ſich Schritt für Schritt den Weg nach Madrid bahnen. Es war ein ſchwerer Schlag für die nationale Sache, daß der eigentliche Kopf, der General Sanjurjo, in den erſten Tagen durch einen Flugzeugunfall ſein Leben verlor.

Bezeichnend für den ſich jetzt entwickelnden ſpaniſchen Bürgerkrieg war es, daß die reguläre ſpaniſche Armee völlig verſchwand. Die einſetzende Hetze von Madrid

ließ die Zuverlässigkeit der aktiven Truppen — meist junge Rekruten, die erst ein Vierteljahr unter Waffen standen — dahinschwinden, und umgekehrt wagten es die Machthaber in Madrid nicht, ihre Soldaten den aktiven Offizieren anzuvertrauen, da diese alle verdächtig waren, der nationalen Sache zuzuneigen. Selbst die Guardia Civil war deswegen nicht verwendungsfähig, weil das Vertrauen zwischen Mannschaften und Offizierkorps völlig untergraben wurde. So konnte es kommen, daß nach wenigen Wochen nur noch zwei Formationen übrigblieben, die wirklich eine kampffähige Truppe bildeten, die Fremdenlegion (die Tercios) und die Marokkaner. Selbst die Luftwaffe und die Flotte schieden zunächst aus.

Nachdem es Franco gelungen war, seine Kerntruppen aus Marokko nach Europa zu bringen, konnte er vorerst Badajoz nehmen und so in Verbindung mit der Nordarmee treten. Nunmehr stürmten die nach Norden geworfenen marokkanischen Truppen die roten Stellungen an der französischen Grenze und eroberten Irun und San Sebastian. Die Verbindung der Roten mit Frankreich war damit wenigstens an dieser Stelle abgeriegelt. Jetzt konnte Franco daran denken, die Entscheidung vor Madrid zu suchen. Inzwischen hatte sich so etwas wie eine Front herausgebildet. In der ersten Zeit begnügten sich die nationalen Truppen, ihre Garnisonen zu halten, wobei sie die Lücken, die durch die Fahnenflucht der verhetzten Rekruten entstanden waren, durch Freiwillige aus den monarchistischen und faschistischen Organisationen füllten. In Toledo waren es keine zweitausend Mann, meist Kadetten der Offizierslehrkurse und nationale Guardia Civil, die sich in das alte Schloß des Alcázar warfen und dort, umheult vom roten Mob, aushielten. In Oviedo konnte die Garnison die ganze Stadt gegen die roten Bergarbeiter, die Dinamiteros, halten. Im Nordwesten waren die Garnisonen von Coruña und Vigo durch hohe Gebirge gegen einen Angriff geschützt, dagegen mußte sich die Garnison von Saragossa gegen die Angriffe aus Barcelona verteidigen. Eine Front bildete sich östlich von Córdova, wobei Granada, geschützt durch die Lage an der Sierra Nevada, von den nationalen Truppen gehalten werden konnte, und schließlich nördlich von Madrid im Guadaramagebirge.

Mit größter Eile rückten die Marokkaner von Talavera das Tajotal aufwärts, um die heldenmütigen Verteidiger des Alcázar von Toledo zu befreien, die monatelang in den Kellern des alten Schlosses sehnsüchtig auf die Retter warteten. Die Milizen leisteten kaum Widerstand, und so konnte Franco im raschen Siegeszug vom Tajotale nach Norden gegen Madrid vorstoßen. Seine Truppen erreichten von Illescas bereits die Vorstädte von Madrid und nahmen den Flughafen von Getafe, als eine Wendung eintrat. Rußland griff ein mit Menschen und Material. Der Flankenstoß der aus Barcelona eingetroffenen, von den Bolschewisten nicht nur ausgerüsteten, sondern auch gedrillten und mit „Freiwilligen" durchsetzten Milizen ließ das Vorgehen Francos am Manzanares zum Stehen kommen. Auch der zweite Versuch, weiter nördlich von Navalcarnero aus vorzustoßen, drang wohl über den Manzanares vorwärts und in das sogenannte Universitätsviertel, den gewaltigen Neubau vor den Toren Madrids, aber dann

zeigte es sich, daß der Widerstand der Roten einen Frontalangriff unmöglich machte. Jetzt mußte erst die Flanke von dem Druck frei gemacht werden durch den Angriff auf die roten Stellungen zwischen Madrid und dem Escorial im Nordwesten.

Nicht nur militärisch, auch politisch hatte der spanische Bürgerkrieg sein Gesicht gewandelt. In Madrid war nach dem Falle von Irún und San Sebastian an die Stelle der noch rein bürgerlichen Regierung Giral die Herrschaft der Sozialisten unter Largo Caballero getreten, der nach dem Falle von Toledo auch Anarchisten und Syndikalisten in seine Regierung aufnahm. Das war wohl die Bedingung für Moskau gewesen, bevor es die großen Lieferungen abschickte, denn nun war die Gefahr beseitigt, daß die Bürgerlichen „Verrat" begehen und sich mit dem Führer der Acción Popular Católica, Gil Robles, der keine Kenntnis von der Vorbereitung der nationalen Erhebung hatte, einigen könnten. Heute regieren im roten Spanien kleine politische Gruppen, die auch innerhalb der Volksfront nur einen Bruchteil der Wähler gestellt haben, die unter sich nicht nur uneins sind, sondern sich mit tiefem Haß stets bekämpft haben, die nur einig sind im Kampfe gegen Franco.

Auch Franco beklagt sich, daß die spanische Nation nicht geschlossen zu seinen Fahnen strömt, daß es nur die Gruppen der Carlisten und Falangisten sind, die ihn tatkräftig unterstützen. Nur so erklärt es sich, daß die Zahl der Truppen im spanischen Bürgerkrieg so gering ist, daß die „Fronten" so unklar und verworren sind, so daß die wenigen Marokkaner immer wieder die Entscheidung bringen müssen. Als Franco vor Madrid erschien, konnte er dort wohl kaum mehr als 25000 Mann einsetzen, die erst langsam durch Freiwillige aufgefüllt werden konnten. Die Zahl der „Kämpfenden" auf der roten Seite war bedeutend höher, der militärische Wert der zum Kampf gepreßten Milizen ohne Ausbildung und Führung desto geringer. Wo bleiben die Millionen waffenfähiger Männer? Genügt das entsetzliche Bild der Zerstörung der abendländischen Kultur noch nicht, um den Kreuzzugsgedanken der Spanier zu entfachen? Die größte politische Organisation der Rechten, die Acción Católica Popular des Gil Robles, hat sich nicht an die Spitze der nationalen Bewegung gestellt, sondern das den verhältnismäßig kleinen Gruppen der Falange und der carlistischen Requetés überlassen. Das sind die Fragen, die sich unwillkürlich aufdrängen, deren Beantwortung sich aber nur aus der geschichtlichen Entwicklung Spaniens und seiner günstigen geographischen Lage ergibt. Das spanische Volk sieht noch nicht, um was es geht.

OTTO FREIHERR VON TAUBE

Die Familie als Trägerin der Leistung

Es wäre vielleicht verdienstvoll, festzustellen, wann und wo seit Einbruch der Renaissance der Gedanke in Europa um sich zu greifen begann, der Staat könne der Familie entraten; denn früher, im christlichen und germanisch durchbluteten Mittelalter hätte man ihm nicht hochzukommen gestattet. Jedenfalls spukt dieser Gedanke bereits im Zeitalter der Aufklärung, die zuallererst vom „Zufall der Geburt" zu sprechen und damit die Auffassung der Familie als eines überpersönlichen Ganzen zu zersetzen beginnt. Obwohl die Französische Revolution sich gleichfalls noch nicht zu jenem Gedanken bekannte, erhält er durch sie einen Auftrieb und bürgert sich nun, im 19. Jahrhundert, mehr oder weniger ein in den sozialistischen Lehren, von denen die marxistische ihn sich völlig zu eigen macht und im heutigen Rußland zu verwirklichen trachtet. Das äußert sich dort zwiefach: erstens: der Staat reißt über die Familie hinweg unmittelbar die Jugenderziehung an sich; zweitens: die Familie erweist sich infolgedessen, da sie als Trägerin der Erziehung ausgeschaltet wird, als überflüssig, wodurch auch die Ehe im strengen Sinne überflüssig wird und nur als erotische Angelegenheit für die Dauer gegenseitiger Neigung und als Gebäranstalt für den Staatsnachwuchs nachbleibt. Doch hat der familienverleugnende Gedanke auch außerhalb Rußlands und des vollkommenen, des offenen und ungetarnten Marxismus Förderung gefunden, z. B. durch einige abseitige Geister auf rassezüchterischer Grundlage. „Ein Bursch genügt für zwanzig Mädchen", also sprach Professor Bergmann bei uns zulande, und da er die Vereinigung von Menschen beiderlei Geschlechtes nur vom Körungsstandpunkt aus ansah, konnte auch für ihn die Ehe keinen Wert haben, mußte also auch er, der von einem ganz anderen Gesichtspunkt ausging, als der nur nach einander gleichen, vertretbaren Einzelmenschen rechnende Marxismus der Russen, ebenfalls zur Leugnung der Familie kommen.

Wenn wir uns nun auf Europa beschränken wollen – denn nur Europa geht uns Europäer ernstlich an, für Exotismen können wir uns nicht erwärmen – so finden wir, daß dieses Erdteils leistungsvolle Geschichte sich stets im Einklang mit der Ehrfurcht und Hochschätzung vor der Familie bewegt hat. Professor Bergmann ist – wir sagen „Gottlob!" – ein Einzelgänger geblieben, dort aber, wo die Familienverleugnung sich verwirklicht hat, in Rußland, hat jede Leistung, die das Vorhandensein dieses Volkes rechtfertigte, aufgehört; das liegt nicht am Russentum; ob ein Dichter wie Puschkin, ein Forscher wie Mendelejew, ein Feldherr wie Suworow usw., Rußland ist früher nicht arm an Leistenden gewesen.

Das heutige Rußland aber brauchte ebensowenig zu existieren wie ein südamerikanischer Indianerstamm; es leistet nichts, das sein Dasein rechtfertigte, und wenn auch das heutige Rußland in der Geschichte nie vergessen werden wird, so aus dem Grunde, weil auch großer Zerstörer, großer Landplagen – der Gottesgeißel Attila und des Schwarzen Todes – stets gedacht werden wird. Blicken wir von diesem Gegenbeispiel auf Deutschland, wie es war und noch ist und, hoffen wir, bleiben wird: unendlich groß ist die deutsche Leistung gewesen und, wenn wir näher zusehen, war deren Trägerin die in Einzelpersönlichkeiten verkörperte, mitunter auch gipfelnde Familie. Ehe wir das näher dartun können, hätten wir jedoch noch klärungshalber einiges Grundsätzliche zu streifen.

Die Rassenforschung der letzten Jahrzehnte hat zur Genüge klargelegt, was die Erbmasse und was als deren Träger das Blut bedeutet. Es ist völlig in ihrem Sinne, wenn man das Kind als das Ergebnis der Eltern und Voreltern betrachtet, jeden Einzelnen somit als den Verkörperer eines Vorfahrenerbes – als ein Wesen, das sich nicht nur auf die Zeit zwischen Geburt und Tod beschränkt, sondern auch das jeweilige Endglied ist eines endlos zurückreichenden vorgeburtlichen Lebens. Man möchte meinen, wir wären damit zu einer Anschauung wiedergekehrt, die durch die Aufklärungslehre vom „Zufall der Geburt" unterbrochen worden war. Das ist nun – man vergleiche z. B. den Geist, der aus den alten Volksgesetzen der deutschen Stämme oder aus dem Sachsenspiegel spricht, mit dem heutigen – nicht völlig zutreffend; immerhin sind sich Ehegestern und Heute viel ähnlicher als das Heute mit dem von ihm überwundenen Gestern.

Wir wollen nun hier nicht die Wendungen „Talent" und „Genie" gebrauchen, mit denen seit dem 19. Jahrhundert soviel finsterer Unfug getrieben worden ist, daß ihre wahre Bedeutung erst wieder klargestellt werden muß, wie sich das etwa in Georg Weipperts Schrift „Sündenfall und Freiheit" (1933) vorbereitet. Benennen wir also hier das, was die Leistung des Einzelnen vorbedingt, ganz schlicht: Begabung. Nach dem Vorhergesagten ist es wohl klar, daß die Begabung, somit auch ihre Frucht, die Leistung, sich in den Vorfahren vorbereitet; daß also die höchste, die Leistung vollbringende Begabung in den Begabungen der Vorfahren Vorstufen hat. Wir sehen also nicht nur den Einzelnen bis zur höchsten Leistungsfähigkeit reifen, sondern beobachten auch ein Reifen von Vorfahren zu Nachkommen, beobachten insbesondere ein Reifen im ganzen Geschlechte, welches sich oft, nach Erreichung von Höhepunkten – da nichts Irdisches sich der Vergänglichkeit entzieht – wieder abwärts wendet, d. h. entweder erlischt (die eheliche Nachkommenschaft des durch lange Vorfahrenreihen vorbereiteten Schwedenkönigs Gustav Adolf) oder in der Allgemeinheit versinkt (wie seine heute noch vorhandene voreheliche Nachkommenschaft, in der zwar mehrfach leistende Menschen vorkommen, aber doch keine von der Art ihres Stammvaters; andere Begabungen haben sich bei ihnen durchgesetzt).

Wie aber kommen wir dazu, von Geschlechtern zu reden? Die Vererbungswissenschaft setzt Blut gleich Blut, wendet darauf die Mendelschen Gesetze an, und so wäre es nach ihr keineswegs notwendig, daß gerade dem väterlichen Blute der Vorzug gebühre. Und doch haben sich im Abendlande die Ge-

ſchlechter ſtets nach dem Mannesſtamme benannt und damit einer Tatſache Ausdruck gegeben, die, wenn auch von der Wiſſenſchaft nicht erfaßt, jedem ſehenden Auge aufgeht. Sollte es ein Zufall ſein, daß z. B. der Sachſenſpiegel bei der Ehe von Vollfreien und Minderfreien das Kind dem Vaterſtamme folgen läßt? Das Kind des vollfreien Vaters iſt vollfrei, auch bei minderfreier Mutter; das Kind des Minderfreien iſt minderfrei auch bei vollfreier Mutter. Der Vaterſtamm überwiegt; nur wo die Kluft ſo groß iſt, wie zwiſchen frei und unfrei, folgt das Kind ſtets der ärgeren Hand. Oder: warum ähneln ſich in meinem Geſchlechte die einzelnen Männer, auch wenn ſie ihren gemeinſamen Stammvater erſt im 15. Jahrhundert finden? Gewiß trifft das Durchſchlagen des Vatererbes nicht immer zu; es gibt gefeſtigte und weniger gefeſtigte Geſchlechter. Doch ſind die gefeſtigten Geſchlechter wohl die Regel; ſonſt eben wäre man in den Zeiten geſunder und ſicherer Inſtinkte wohl nicht darauf gekommen, das Geſchlecht nach dem Vaterſtamme zu rechnen, ſonſt würde der Volksmund nicht, wenn er von Geſchlechtseigentümlichkeiten ſpricht, ſie immer wieder nur dem Vaterſtamme anrechnen. Und ſollte die Beſonderheit des Vaterſtammes unbeweisbar und unerklärbar bleiben, hier iſt von geſundem Sinne eine Wirklichkeit erſchaut.

Nun ſetzen unſere Erwägungen auch einen Grundſatz voraus, der einer ſtrengen Sippenforſchung ſelbſtverſtändlich iſt, doch nur ſehr wenig ins allgemeine Bewußtſein durchgedrungen und daher nicht genug Berückſichtigung im Leben findet: den Grundſatz, daß ein G e ſ ch l e ch t, wenn auch jedermanns Vorfahrenreihen unbeſchränkt rückwärts verlängert werden können — die väterliche, geſchlechtsbeſtimmende genau ſo wie die anderen — daß ein Geſchlecht alſo trotzdem irgendwo einen Anfang gehabt haben muß, ſich irgendwo von den anderen gleichblütigen Menſchen als ein eigenes Weſen geſondert habe. Irgendwo iſt in der unbeſtimmt rückwärts verlängerbaren Vorväterreihe bei einem Vorfahren eine Betonung anzuſetzen, die da beſagt: e r g r ü n d e t e e i n G e ſ ch l e ch t. Ein Handwerkergeſchlecht beginnt mit dem erſten Handwerker, ein Pfarrergeſchlecht mit dem erſten Pfarrer der Vorfahrenreihe, mögen noch ſo viele bäuerliche Voreltern von früher bekannt ſein. Die Menſchen der Vorzeit haben dafür ſehr ſcharfe Sinne gehabt; es entſprach einer Wirklichkeit, wenn erſt der Enkel des Geadelten, der Enkel des Geſchlechtsgründers, für vollkommen adelig galt; erſt wenn der Enkel des erſten Pfarrers oder Handwerkers innerhalb eines Stammes bei des Großvaters Berufe bleibt, kann man von einem Pfarrer- oder Handwerkergeſchlechte reden. So zeigt ſich als Beginn des Geſchlechtes oft das Hervorbrechen aus einer tragenden Schicht und immer der Übergang von einer Schicht zu einer anderen, aus dem Bauerntum oder dem Landjunkertum etwa zur Schicht von Künſtlern oder Gelehrten. In ſeinem grundlegenden Werke „die raſſenbiologiſche Bedeutung des ſozialen Aufſteigens und das Problem der immuniſierten Familien" (1920) hat L u d w i g F l ü g g e Regeln aufgeſtellt, denen zufolge während der Übergänge, die eine Nachkommenſchaft aus einer Daſeinsebene zur anderen macht, alſo während ſolcher Geſchlechtsbeginne oder Geſchlechtsgründungen, der blutsmäßige Stamm gewiſſen Gefährdungen ausgeſetzt iſt, die oft zum Abſterben führen; der Stamm müſſe ſich an die neuen Lebensbedingungen

gewöhnen, und das gelinge nicht immer; seien aber diese Gefährdungen überwunden, so könne das neugegründete Geschlecht, soweit es nicht anders bedroht wird, unbeschränkt weiterblühen, bis wieder durch Übergang in einen neuen Zustand die abermalige Notwendigkeit der Umgewöhnung und abermalige Aussterbegefahr eintrete. Wir sehen, daß diese neuen Bedingungen, an die der Stamm sich umgewöhnen muß, nicht notwendig vom Blute gesetzt sind; von neuer Blutszufuhr, etwa der Mutter, kann der Anstoß zur Veränderung allerdings gegeben sein. Diese neuen Bedingungen setzt sehr oft der Boden: ein ländlicher Stamm muß sich an die Stadtbedingungen gewöhnen; die in der niederländischen Urheimat belanglosen Bernouilly werden, einmal in Basel eingewöhnt, ein ungemein leistungsfähiges Geschlecht. Andere dieser neuen Bedingungen aber sind geistigen Ursprungs; ungemein fördernd oder hindernd, je nachdem, wird z. B. die Erziehung.

Das deutsche Wort „Zucht" hat ja zweierlei Bedeutungen, und manches Mißverständnis beruht darauf, daß man sie nicht reinlich scheidet. Zucht bedeutet sowohl die blutsmäßige Züchtung; es bedeutet aber auch die geistige Erziehung. Die bekannte Redensart, ein im Schweinestall geborenes Vollblutfohlen sei doch immer ein Pferd, ist dahin zu ergänzen, daß ein Vollblutfohlen, das man im Schweinestall weiter läßt, eingehen wird. Das blutsmäßige Wesen bedarf sogar beim Tier der entsprechenden Pflege; erst recht beim Menschen, der einen Geist hat, welcher das Überlieferte verwerfen oder annehmen kann, und dem der Erzieher das Überlieferte einprägt oder ausmerzt. Das Überlieferte haftet, richtig gepflegt, im Gedächtnis, welches das Unbewußte, das Blutsmäßige, überwacht und regelt; es wird vom Willen festgehalten, dem gleichfalls das Gedächtnis die Richtung weist. Überliefernde Erziehung oder erziehende Überlieferung weckt erst das schlummernde Blutsgedächtnis. So hält erst überlieferungsgespeiste Erziehung das junge Menschenkind bei der Stange, was namentlich wichtig ist, weil selten die Begabungen so eindeutig sind, daß, der sie hat, völlig frei von Versuchungen wäre, abzuspringen. Adel verpflichtet; jedwedes Erbe verpflichtet; doch erst das geistige Erfassen dieses Erbes hält fest. Den festen Vorsatz, am Erbe festzuhalten, verdankt der Einzelmensch meist nur seiner Erziehung, die ihn in dem Überlieferten fortfahren und es auch, unter veränderten Umständen, forttragen heißt.

Im Elternhause findet die geistige Bestärkung statt, die das von den Vorvätern vererbte Blut erfährt. Damit ist wohl genug gesagt, um die Wichtigkeit der Familie — der zeitlich jeweiligen Verkörperung des Geschlechtes — als der Trägerin der Leistung zu behaupten. Nun wollen wir hier allerdings nicht von Naturgesetzen reden. Von einem unserer führenden Biologen, der glücklicherweise auch seinen Kant versteht, von J. v. Uexküll, gibt es einen Satz, dem wir zustimmen: Das Gesetz von der Schwerkraft habe nicht die Natur, sondern Newton formuliert. („Niegeschaute Welten", Berlin 1936, S. 116.) Wer Kant jemals begriffen, diesen deutschesten Geist, wird auch begreifen, daß wir die Natur nicht begreifen können, nur sie deuten; das heißt, daß wir nicht von objektiv geltenden Gesetzen reden dürfen, sondern bestenfalls nur von beobachteten Regeln, die

wiederum nicht in der Natur vorhanden sind, sondern von uns in sie hineinverlegt werden. Keine Regel ohne Ausnahme. Mag es unvorbereitet von Elternerbe und Elternerziehung geborene „Genien" geben, die Regel zeigt uns das Gegenteil, zeigt, daß die Leistung aus der in der Familie gepflegten Begabung hervorgeht, wie das die Beispiele, die hier folgen, dartun sollen.

Sehen wir zu dem Behufe die Allgemeine deutsche Biographie durch, welche — 1912 abgeschlossen — die Lebensabrisse sämtlicher deutscher Männer und Frauen enthält, die sich bis dahin, zeitüberdauernd, ausgezeichnet haben, und ergänzen wir die dort enthaltenen Nachrichten mit Hilfe neuerer Angaben, so fällt es uns geradezu auf, wie viele dieser unvergessenen und unvergeßbaren Menschen aus geistig gleich oder ähnlich gerichteten Geschlechtern herkamen. Wir wollen hier von fürstlichen Geschlechtern absehen, deren Leistungen und leistende Mitglieder wir als bekannt voraussetzen — bei den Hohenzollern, den Wettinern usw.; auch vom Adel wollen wir absehen, der sich meist in Verwaltung, Staats-, Gemeinschafts- und Heeresdienst hervorgetan hat, und wollen unser Augenmerk hier nur der sogenannten „kulturellen" Leistung zuwenden. Da finden wir Künstler- und Gelehrtendynastien, aus deren überlieferungstreuem, wohlgezogenem und wohlerzogenem, darum achtungswertem Durchschnitt sich die Gipfelpersönlichkeiten geradeso erheben wie aus dem überlieferungstreuen und achtungswerten Durchschnitt der Fürstenhäuser die großen Herrscher: Gipfel wie Durchschnitt wesensgleich und zusammengehörig durch Überlieferung und Erziehung, deren Träger der Mannesstamm gewesen, wobei der Gipfel die Steigerung des Übrigen bedeutet, dieses Übrige aber den Gipfel bedingt und trägt; beides ist eben unmöglich ohne die durchgehende, die gemeinsame, durch die Erziehung bewußt und lebendig erhaltene Wesensgleichheit. Wir werden bei den allergrößten der Leistenden häufig genug finden, daß sie dem Berufe wenigstens des Vaters folgten und zu ihm erzogen wurden, von ihren Vätern bewußt wie unbewußt zu ihrer Leistung vorbereitet: bewußt durch Unterricht: unbewußt vielleicht noch mehr: durch den der betreffenden Übung oder Tätigkeit zugewandten Geist, der zugleich der Geist des Elternhauses war; einen Geist, dessen Träger der Vater war, dessen Hegerin aber die dem Vater ergebene Mutter. Von unseren sechs musikalischen Klassikern z. B. waren drei Musikersöhne, Bach, Beethoven, Mozart; die beiden ersten waren auch Musikerenkel, und ein Jahrhundert vor Mozart hatte sich schon ein Glied dieses Stammes in seiner Urheimat Augsburg musikalisch hervorgetan. Der Vater Carl Maria v. Webers, eines unserer größten nachklassischen Musiker, war ein Vetter der Schwestern Weber, deren eine Sängerin war, die andere Mozarts Gattin, und hat sich selbst, obwohl anfangs Offizier, später als Musikdirektor einer Theatergesellschaft betätigt; bei Bach, bei Haydn, Mozart, Weber waren auch die Geschwister der Großen ausübende Musiker; erwachsen in der musikalischen Luft ihrer Familien. Ohne daß es zu großen musikalischen Gipfeln in ihren Geschlechtern kam, sind unter den Kindern und Enkelkindern des musikalischen Leinewebermeisters Benda, der um 1700 lebte, elf leistungsfähige Musiker erstanden, haben binnen drei Generationen die Ries je einen überragenden Musiker, die Kummer ihrer acht hervorgebracht.

Nicht anders steht es auch bei den anderen Künstlern: Ein Bildhauergeschlecht, das drei Jahrhunderte wirkte, anfangs still, handwerklich, in seiner abseitigen Heimat, in Ried im Innviertel, sind die Schwanthaler. Sie stammen von Thomas Schwanthaler ab, der um 1680 bildhauerte, und haben dann im 18. und 19. Jahrhundert zwei Generationen lang der Verschönerung Münchens gedient.

Das Malergeschlecht der Tischbein, aus kurhessischem Handwerkertum hervorgegangen, brachte im 18. und 19. Jahrhundert vierundzwanzig Maler und Malerinnen hervor, von denen unter den Kindern und Enkeln des Klosterbäckers Johann Heinrich Tischbein zu Haina einige zu den tüchtigsten Bildnismalern ihrer Zeit gehörten. Tischbeinsches Blut fließt in den Adern des unter uns lebenden bekannten Kunsthistorikers Wilhelm Pinder, der im Anblick Tischbeinscher Gemälde erwachsen ist. Malerei und Kunstgeschichte ward schließlich das Gebiet der Züricher Füßli. Sie beginnen als Glockengießer mit Peter Füßli 1421 und bleiben diesem Berufe drei Generationen lang treu. Dann geht ein Ast auf die Goldschmiedekunst über und beginnt in zwei Unterästen mit Matthias Füßli dem Älteren (1598–1665) und Rudolf Füßli dem Älteren (1680 bis 1761) zu malen, indessen aus einem anderen Aste Rudolf Füßli der Jüngere (1709–93) Maler wird. Dieser ist der Vater des Verfassers vom berühmten „Schweizer Künstlerlexikon" und der Großvater zweier Zeichner, Kunstfreunde und Kunsthändler, während der erstgenannte Ast vier Generationen lang angesehene Maler hervorbringt, darunter als den bedeutendsten den 1825 in England gestorbenen Heinrich Füßli den Jüngeren, einen Nachkommen Rudolfs des Älteren. Das Künstlerlexikon von Thieme und Becker behandelt in Sonderabschnitten 20 Träger des Namens Füßli und erwähnt außerdem als namhafte Glockengießer 25, als Goldschmiede 5 Mitglieder des Geschlechtes. Malergeschlechter sind ferner u. a. die Kobell, die zwei Generationen lang in einem bayerischen und einem niederländischen Zweige 7 Meister hervorbringen, die Heider, die in drei Generationen, die Rottmann, die Schleich, die in je zwei Generationen malen, nachdem die Letztgenannten in der voraufgegangenen beträchtliche Kupferstecher gewesen waren. Zwei Generationen sind die Stieler Meister als Edelstein- und Stempelschneider gewesen, bis der Schöpfer des Goethe-Bildnisses, Joseph Stieler, aus ihnen hervorging. Doch die künstlerische Luft in einem Hause nötigt ja nicht, daß der Sohn sich unbedingt der väterlichen Kunst ergebe – wie wir ja schon an den vorigen Beispielen gesehen haben. Die vierte Generation Kobell bringt einen Dialektdichter hervor, Joseph Stielers, des Malers, Sohn Karl ist der Dichter des Winteridylls. Lehrreich in dieser Hinsicht ist ein Blick auf die Familie Cornelius. Zwei Brüder, Aloysius und Ignaz, sind durchschnittliche Maler, dieser scheint daneben gedichtet zu haben. Der Sohn von Aloysius ist der große Monumentalmaler Peter v. Cornelius, der Sohn von Ignaz der namhafte Schauspieler Karl, dessen Sohn der berühmte Komponist Peter; und nun wandert die Familie zur Wissenschaft ab, ohne dabei aufzuhören, künstlerische Menschen zu bleiben; der Bruder des Komponisten ist Historiker, dessen Sohn Philosoph; der Sohn des Komponisten lebt als Kunsthistoriker. Der große künstlerisch-wissenschaftliche Sippenzusammenhang, unter

dessen vielen geistigen Gipfeln als höchster sich Goethe erhebt, ist im hundersten Jahre nach dessen Tode zur Genüge klargestellt und behandelt worden; aber es gibt auch ausgesprochene Dichtergeschlechter, von denen wir zwei heute noch lebende anführen: die Huch mit drei, die Seidel mit vier überragenden Persönlichkeiten, darunter den beiden besten deutschen Dichterinnen der Gegenwart: Ricarda Huch und Ina Seidel.

Nicht anders als mit den Künstlergeschlechtern steht es mit denen der Gelehrten. Seit den Zeiten des Humanismus können wir solche in allen deutschen Gauen feststellen. Wir haben uns über sechzig Namen solcher Geschlechter vermerkt und wollen hier nur auf wenige eingehen. Vom Franken Andreas Osiander (1498—1552), einem Schmiedssohn, welcher als Theologe der Reformator Preußens wurde, stammt ein meist in Württemberg wirkendes Geschlecht, das außer seinem Gründer noch 10 andere berühmte Männer, meist Theologen, hervorbrachte, als deren jüngsten die Allgemeine Deutsche Biographie den 1870 gestorbenen evangelischen Theologen Johann Ernst Osiander nennt; heute noch blüht das Geschlecht, überlieferungstreu, im gelehrten Bürgerstande. 22 Gmelins rühmt das vorgenannte Werk, die, aus fünf Zweigen des Geschlechtes hervorgehend, alle von Michael Gmelin, einem Präzeptor zu Weilheim bei Kirchheim unter der Teck (1510—76), abstammen; da finden sich 6 Mediziner, je drei Theologen und Juristen, je zwei Chemiker und Botaniker, der berühmte Reisende Gmelin, je ein Historiker, Schulmann und Staatsmann, je ein Maler und ein Kupferstecher, zu welchen wir aus der Gegenwart noch den Dichter Otto Gmelin als dreiundzwanzigsten rechnen, dessen Roman aus der Völkerwanderungszeit „Das neue Reich" (Jena 1930) wir nicht genug empfehlen können.

Hauptsächlich Juristengeschlechter sind die Carpzow, die in sechs Generationen berühmte Männer hervorbringen, die Pufendorf, die zwei berühmte Brüder und im Enkel des einen ihre dritte Berühmtheit erzeugen. Vier Generationen lang, vom 16. bis zum 18. Jahrhundert, zeichnen sich die Olearius — zu denen jedoch der berühmte Reisende Adam Olearius nicht gehört — aus, seit dem 18. Jahrhundert bis zur Gegenwart die aus Kaufleuten hervorgegangenen Baseler Burckhardt, die aus Metzgern hervorgegangenen Züricher Tobler. Ein geistig höchst leistungsfähiges Geschlecht sind die Berner Haller; der Vater des großen Dichters und Naturforschers Albrecht war bereits ein angesehener Rechtsgelehrter, zwei Söhne des Dichters waren nicht unbeträchtlich und sein Enkel Karl Ludwig bekannt als konservativer politischer Denker und Staatsmann, dessen Geist weit über die Grenzen seiner Schweizer Heimat ausstrahlte und gerade für Preußen höchst bestimmend ward. Und so sind die Struve hauptsächlich Astronomen; seit Wilhelm Struve (1793—1864), dessen Vater Mathematiker war, durch drei Generationen bis auf die Gegenwart.

Nach diesen flüchtigen Hinweisen sei uns noch verstattet, bei einigen Beispielen etwas genauer zu verweilen. Wir wollen bei zwei Musiker- und einigen Gelehrtengeschlechtern eine von der Familie getragene und in ihr gepflegte ganz eindeutige Begabung verfolgen, bei anderen Geschlechtern aber jene allgemeinere Geistigkeit,

die ſich verſchiedener Gebiete bemächtigt und doch dabei das geſchlechtsmäßig Gemeinſame nicht verleugnet, ſondern davon bedingt iſt und dadurch gefördert wird.

Wiewohl wir uns bewußt ſind, Eulen nach Athen zu tragen — denn ein Deutſcher weiß Beſcheid und hat Beſcheid zu wiſſen mit der Familie Bach — ſo wollen wir dennoch dieſes Geſchlecht, dem als allergrößter Johann Sebaſtian Bach entſtammte, hier betrachten. Der erſte bekannte Stammvater des Geſchlechtes, Veit Bach, ſtammte aus Wechmar bei Gotha und ließ ſich dort, nachdem er aus Ungarn wiedergekehrt war, 1590 endgültig nieder; von Beruf war er Bäcker, doch ein Muſikfreund, er ſpielte die Laute. Er hatte mehrere Söhne; der älteſte, Hans, wurde Muſiker; da er aber zum Lehrer bereits einen Nikolaus Bach aus Gotha hatte, ſo geht hieraus hervor, daß das Geſchlecht ſchon vor Hans Bach unter ſich Berufsmuſiker zählte. Von den drei Söhnen Hans Bachs ſtammt je ein Zweig, welche drei Zweige alleſamt ununterbrochen Muſiker hervorbrachten, der älteſte durch vier Generationen (bis 1777), der jüngſte durch fünf (bis 1845), während aus dem mittleren, in der dritten Generation, Maria Bach entſtammte, die als die erſte Frau Johann Sebaſtians das Erbe ihres Zweiges mit dem des jüngſten vereinte. Die Bachs dieſer drei Zweige wirkten als Organiſten in Erfurt, Eiſenach, Arnſtadt, Gotha, Mühlhauſen und Umgegend; ſie muſizierten auch auf anderen Inſtrumenten, ja noch Ende des 18. Jahrhunderts nannte man in Erfurt die Stadtpfeifer, obwohl ſich keine Bachs mehr darunter befanden, immer noch kurzweg „die Bache“, weil einſt das Bachgeſchlecht dieſer Zunft die Hauptkräfte geſtellt hatte. So ſehr hatte ſich in dieſer Stadt Berufsbezeichnung und Geſchlechtsname im Urteil der übrigen Mitbürger zur Einheit verſchmolzen. „Wenn ſich mehrere dieſer Familie zuſammenfanden“, heißt es in Riemanns Muſikerlexikon, „ſo wurde in der ernſthaften Weiſe muſiziert; man tauſchte Meinungen über neue Kompoſitionen aus, improviſierte, kurz förderte ſich in Wiſſen und Können.“ Das zeigt zur Genüge, wie nicht nur die Erbmaſſe im Geblüt, ſondern auch die geiſtige Luft der Familie zur muſikaliſchen Blüte des Geſchlechtes beitrug. Der älteſte Zweig wirkte in Erfurt und Eiſenach; er war es, von dem die Bezeichnung der Bache auf die Erfurter Stadtpfeifer überging; ein Klavierſpieler Franz Bach, der noch 1875 lebte, ſcheint ein Nachfahre dieſes Zweiges geweſen zu ſein. Dem mittleren Zweige gehörten die beiden berühmteſten Bachs vor Johann Sebaſtian an, die Enkel des gemeinſamen Stammvaters Hans Bach, die Brüder Johann Chriſtoph, Organiſt in Eiſenach, und Johann Michael, Organiſt zu Gehren bei Arnſtadt und Schwiegervater Johann Sebaſtians. Der jüngſte Zweig, der mit Hans Bachs Sohn Chriſtoph, dem Organiſten zu Weimar beginnt, ward u. a. fortgeſetzt durch Ambroſius Bach, der 1695 als Organiſt zu Eiſenach ſtarb und Johann Sebaſtians Vater war; ein älterer Sohn des Ambroſius hieß wie ſein vorerwähnter Großvater Johann Chriſtoph. Nach dem Tode des Vaters hat er den jüngeren Bruder, unſeren Johann Sebaſtian, unterrichtet; dieſer Johann Chriſtoph, Johann Sebaſtians Bruder, hatte in Bernhard Bach, dem Organiſten zu Ohrdruf, noch einen muſizierenden Sohn. Johann Sebaſtian aber hatte fünf Muſikerſöhne aus zwei Ehen, von denen vier ihrerzeit berühmt waren und heute noch beachtete Werke ſchufen; aus der erſten Ehe, mit Maria

Bach, gingen hervor: Friedemann Bach (der „Hallische Bach"), Philipp Emanuel (der „Hamburger" oder „Berliner Bach"), sowie der begabte, doch früh verstorbene Johann Gottfried Bernhard. Aus Johann Sebastians zweiter Ehe stammten Johann Christoph Friedrich Bach (der „Bückeburger Bach") und Johann Christian (der „Mailänder" oder „englische Bach"), deren ersterer noch einen musizierenden Sohn hatte, Wilhelm Friedrich Ernst Bach, dem Hofcembalisten der Königin Luise und Musiklehrer ihrer Söhne, welcher 1845 im Ruhestande starb, als letzter Nachkomme Johann Sebastians die fünfte Generation des betreffenden Zweiges und die sechste der Nachkommenschaft des Hans Bach bezeichnend. Doch hatte außer dem Sohne Hans der Bäcker Veit Bach noch einen anderen Sohn, der ebenfalls ein Musikergeschlecht, vielmehr einen Musikerast des Bachgeschlechtes stiftete; dieser Ast gedieh südlich des Thüringer Waldes, in Franken. Aus ihm taten sich hervor Johann Ludwig Bach (1677 – 1741), der in Meiningen Kapellmeister war, und dessen 1846 dort als Hoforganist verstorbener Enkel Johann Philipp. Die Bachs blühen noch in verschiedenen Zweigen, aber nicht mehr als Musikergeschlecht.

Ein zweites Beispiel ausgesprochen musikalischer Begabung zeigen die Strauß aus Wien, die Tondichter der Tänze, deren Werken immer mehr die verdiente Meisterlichkeit zuerkannt wird. Johann, der Stifter des Tondichtergeschlechtes, wurde 1804 in Wien als Sohn des Inhabers eines Bier- und Tanzlokales geboren, in welchem die Tanzweisen Meister Lanners den Knaben schon früh umtönten; so konnte er, obwohl ohne genaue Ausbildung aufwachsend, bereits als fünfzehnjähriger Knabe Mitglied des Lannerschen Quartettes werden. Er war der Vater des jüngeren Johann, des Schöpfers der „klassischen Operette", und von Joseph und Eduard Strauß, die sich derselben Tondichtungsart widmeten; der dritte Johann Strauß, Eduards Sohn, wirkte ebenfalls auf diesem Gebiete. Nebenbei sei erwähnt, daß Richard Strauß, bayerischer Herkunft und mit dem Wiener Straußgeschlecht nicht verwandt, ebenfalls einen Musiker zum Vater hatte.

Wie die musikalische Begabung sich als Sondergut gewisser Geschlechter zeigte, zeigt sich als Sondergut der Bernouilly die mathematische. Der erste Bernouilly, der aus den Niederlanden nach Basel kam, starb dort 1634. In der zweiten Hälfte des gleichen Jahrhunderts gelangte seine Nachkommenschaft zu Ruhm mit zwei Mathematikerbrüdern, mit Jakob (1654 – 1705), der außerdem Physiker und Theologe war, und mit Johann (1667 – 1748), der außerdem Mediziner war. Beide sind Mitschöpfer der Differenzial- und Integralrechnung; Jakob legte den Grund zur Wahrscheinlichkeitsrechnung und erfand die „Bernouillyschen Zahlen", Johann förderte die Erkenntnis der Mechanik. Ein zwischen beiden geborener Bruder, Nikolaus, hatte den dritten berühmten Mathematiker Bernouilly zum Sohne, ebenfalls Nikolaus mit Namen, welcher sich außerdem noch als Jurist und Philosoph betätigte. Der vierte Mathematiker des Geschlechtes, Nikolaus II. Bernouilly, daneben Jurist, war der Sohn des vorgenannten Johann. Dieser hatte außerdem zu Söhnen Daniel Bernouilly, der Mathematiker, Physiker, Mediziner und Botaniker war, und Johann Bernouilly II., der Mathematiker und Jurist war. Die Söhne Johanns II., Johann III. und

Jakob II., waren beide Mathematiker, der eine außerdem Astronom, der andere Physiker. So verteilten sich acht berühmte Mathematiker dieses Geschlechtes auf drei Generationen, indessen die vierte in einem Brudersohne von Johann III. und Jakob II. eine Berühmtheit auf anderen, der Mathematik jedoch nicht abliegenden Gebieten hervorgehen ließ, den Mineralogen und Technologen Christoph Bernouilly (1782 – 1863). Das Geschlecht hat seitdem bis zur Gegenwart noch neun andere namhafte Männer hervorgebracht, meist Gelehrte, u. a. – um nur Angehörige mathematiknaher Berufe zu nennen – den Physiker August Bernouilly und die Architekten Hans und Ludwig.

Hingegen ermöglicht eine allgemeine geistige Luft in anderen Geschlechtern den Mitgliedern, sich auf verschiedenen Gebieten auszuzeichnen, wie wir schon nach einigen vorherigen Beispielen, etwa den Cornelius, haben schließen können. Die große Leistung der Grimm beschränkt sich auf zwei Generationen, ist aber durch lange wurzelndes und geistiges Dasein in der Heimat vorbereitet. Als Stammvater erscheint ein evangelischer Geistlicher zu Hanau, dem sein Urenkel Jakob besonders ähnlich sah; der Sohn jenes Geistlichen war gleichfalls Geistlicher, dessen Sohn war Jurist. Mit dessen beiden Söhnen Jakob und Wilhelm erhob sich das Geschlecht zu den höchsten Gipfeln deutscher Geistigkeit; das waren „die Brüder Grimm", die jedes deutsche Kind kennt und kennen muß. Doch auch der dritte Bruder, Ludwig Emil, war schätzenswert als Maler. Wilhelms Sohn Herman war der berühmte Kunsthistoriker, der freilich die Größe von Vater und Oheim nicht erreichte. Merkwürdige Blüten in ganz verschiedenen Jahrhunderten hingegen zeitigt die Naturzugewandtheit des Schweizer Geschlechtes der Gesner; bald trägt es einen Naturforscher, bald einen naturseligen Idyllendichter.

Die überdurchschnittliche Bedeutung des hanseatisch-baltischen Geschlechtes der Curtius, in dem das gleiche Blut Narwaer Bürgergeschlechter wie in den Adern des Verfassers dieser Zeilen fließt, beginnt mit dem in Lübeck eingewanderten Narwaer Arztsohn Karl Georg Curtius, dem namhaften Lübecker Syndikus. Von seinen vier hochbegabten Söhnen stirbt der Theologe jung, ein anderer folgt der Laufbahn des Vaters; doch machen sich vor allem berühmt die beiden jüngeren, der Altertumsforscher Ernst und der Altphilologe und Grammatiker Georg Curtius. War dieser dem Lateinischen zugewandt, so ist es sein Enkel, der heute noch lebende Romanist Ernst Robert Curtius, den aus dem Lateinischen hervorgegangenen Sprachen, indessen der heute lebende Archäologe Ludwig Curtius einem mit dem hier behandelten Geschlechte nicht verwandten, süddeutschen Geschlechte angehört. Der Sohn des Dr. jur. Anselm Feuerbach wird der große Jurist und Strafrechtsreformator gleichen Namens; dessen drei Söhne erwerben Ruhm in anderen Wissenschaften: Joseph Anselm als Philologe und Archäologe, Karl Wilhelm als Mathematiker, Ludwig Andreas als höchst einflußreicher Philosoph. Doch die Archäologie ist ein kunstverwandtes Gebiet; so erwächst denn im Sohne des Archäologen Joseph Anselm der Maler Anselm Feuerbach, einer der wenigen deutschen Maler des vorigen Jahrhunderts, dessen Werke von Dauer bleiben werden. Die Thiersch stammen ab von einem Bäcker und haben unter dessen Söhnen den als Philhellenen bekannten Philologen Friedrich Thiersch (1784

bis 1860), den Schulmann Bernhard, der auch dichtete, und den Forstmann Ludwig. Von Friedrich stammen abermals drei namhafte Mitglieder des Geschlechtes, ein Theolog, ein Chirurg, ein Maler; der Theolog ist der Vater der beiden bekannten Architekten August und Friedrich Thiersch, und von diesen ist der ältere der Vater des heute noch lebenden Kunsthistorikers. Und so sind auch — wir erwähnen sie als letztes Beispiel — die Planck eine richtige geistige Dynastie, die sich auf verschiedenen Gebieten hervortut. Sie sind Schwaben, und es ist möglich, daß der aus Württemberg stammende Philosoph Karl Christian Planck auch mit den anderen dortigen Plancks blutsverwandt wäre. Der Stammvater des hier gemeinten Geschlechtes Gottlieb Jakob Planck wurde 1751 zu Nürtigen geboren. Das war der berühmte Göttinger Theologe und Kirchenhistoriker; sein Sohn Heinrich Ludwig zeichnete sich auf dem gleichen Gebiete aus. Enkel von Gottlieb Jakob Planck waren die beiden juristischen Größen Gottlieb, der zu den Mitschöpfern des Bürgerlichen Gesetzbuches gehört, und Wilhelm, der u. a. das Lehrbuch des deutschen Zivil-Prozeßrechtes verfaßte. Wilhelms, des Juristen, Sohn Max ist eine der schöpferischesten Begabungen auf dem Gebiete der neueren Physik und eine der heute noch lebenden Leuchten weltgeltender deutscher Wissenschaft.

Wir verhehlen uns nicht, nun wir unsere Ausführungen schließen, daß wir mit ihnen dem Leser nichts Vollendetes, nichts Abgerundetes, ja nicht einmal eine Materialsammlung gegeben haben, sondern nur einige Andeutungen; nur einige Streiflichter haben wir von verschiedenen Seiten aus auf unseren Gegenstand geworfen. So haben wir, scheint uns, nur durch Anführung jener Stelle aus Riemanns Musiklexikon über die Bachs darauf hinweisen können, auf welche Weise der Geist einer Familie die Begabungen ihrer Angehörigen ausbildet und fördert. Dennoch hoffen wir, schon durch die Darstellung der sich stets im Leben wiederholenden Tatsache, daß die Menschen, die Dauerndes leisten, ganz bestimmten Familien zuzugehören pflegen, glaubhaft gemacht zu haben, daß dieses kein Zufall ist, sondern einer Regel entspricht. Blicken wir zur Bekräftigung dieser Einsicht einmal noch auf unsere sechs klassischen Musiker: Bach entsprießt einer jahrhundertlang wirkenden Musikerfamilie, Mozart und Beethoven sind Musikersöhne, wie wir schon erfahren haben. Wie aber steht es mit den drei übrigen? Mit Haydn? Der Wagenbauer Haydn, sein Vater, war ein Musikliebhaber. Mit Gluck? Im Forsthaus, in dem er erwuchs, soll eine rauhe Luft geherrscht haben; aber sie war nicht musikfeindlich. Und nachdem Händel lange für ein vom Himmel gefallenes, von keinen Vorvätern vorbereitetes Genie galt, hat die neueste Forschung auch hiervon das Gegenteil bewiesen. An der Wichtigkeit des Blutserbes zweifelt heute niemand. Daß dieses aber, sich selbst überlassen, wie es ohne die Familie wäre, der Gefahr ausgesetzt bliebe zu verwahrlosen, zu verwildern, gar verschüttet zu werden, auch diese Einsicht sollte, wie jene, Allgemeingut werden, damit man unsere deutsche Leistungsfähigkeit stark mache und halte gegen die drohende Zersetzung.

EUGEN DIESEL

Fortschritt – eine Illusion?

Es ist selbstverständlich, daß es viele Fortschritte der einen oder anderen Art gibt. Seit etwa hundertfünfzig Jahren ist ein Platzregen von Fortschritten über die Menschheit niedergeprasselt. Sie können alle genau beschrieben werden, und den meisten von ihnen darf das Zeugnis ausgestellt werden, daß sie eine Sachlage, eine Einrichtung oder einen Zustand verbessert haben. Zum größten Teil sind es sogar sehr handgreifliche Fortschritte, auf welche die Leute des 19. Jahrhunderts so stolz waren.

Diese Fortschritte sind etwas anderes als „der Fortschritt". Dem einzelnen Fortschritt huldigt man noch heute, den Fortschritt als Glauben oder epochale Idee schwört man ab. Aber der Fortschrittsglaube des 19. Jahrhunderts ist keineswegs lediglich eine alberne Fiktion gewesen, deren Unsinnigkeit durch die Ereignisse der letzten Jahrzehnte endgültig erwiesen wäre. War dieser Glaube schon eine Utopie und Fiktion, so war er doch viel weniger ein Wolkenkuckucksheim als eine Reihe von anderen Utopien und Chimären des Altertums oder der Neuzeit. Zunächst einmal hatte er entschieden praktische Neigungen. Jedenfalls hat die Fiktion eines allgemeinen Fortschrittes große Leistungen hervorgebracht, und sie leitete ein neues Weltalter ein. Das kann nicht ohne Revolution und Krisen geschehen, und die Leiden dieser Epoche haben den Fortschritt in großen Verruf gebracht. Aber er war jedenfalls mit handgreiflichen und nachweisbaren Leistungen verbrüdert, und wir alle ringen noch mit den Folgen dieses Fortschrittes, wir stehen durch zahllose Probleme und Aufgaben noch in seinem Zeichen. Man könnte versucht sein zu sagen, das Kennzeichen unseres Zeitalters sei, sich die unvorhergesehenen und mißlichen Folgen des allgemeinen Fortschritts wieder abhalsen zu wollen, ohne daran denken zu können, auf die Fortschritte selbst zu verzichten.

Die Leute des 19. Jahrhunderts haben also den Verkehr, das Nachrichtenwesen, die Hygiene, die Chirurgie, die Forschungsmethoden, das Bergwesen, die Post, den Ackerbau und unzählbare andere Gebiete „verbessert", und um solche Verbesserung sind auch wir bemüht. Das ableugnen zu wollen, wäre lächerlich, sofern man nicht überhaupt den Wert dieser Gebiete für den menschlichen Haushalt auf Erden ableugnet und sich damit zu einem grundsätzlichen Pessimismus bekennt, was jedem unbenommen bleibt. Jedenfalls ist nach dem Maßstabe, der auf bestimmten Arbeitsgebieten bei Anwendung des gesunden Menschenverstandes gilt, seit anderthalb Jahrhunderten wirklich vieles „besser" geworden. Man hat fast unbegreifliche Fortschritte erzielt. Gemessen am praktischen Ziel und Zweck, dem beide dienen, ist das Auto besser als die Postkutsche. Es ist besser ein Serum gegen Diphtherie zu erfinden, als die Kinder ersticken zu lassen, besser elektrisches Licht statt des Kienspans zu benutzen. Und wenn man schon Kriege führt, ist ein Schnellfeuergeschütz besser als eine Armbrust.

Alles, was auf Erden erreicht werden kann, wird auch Schaden hervorrufen oder sich in neuem Zusammenhang als Verirrung erweisen oder als nichtig empfunden werden können. Es wird daher heute noch viel darüber gestritten, ob es nicht besser gewesen wäre, alles beim Zustand vergangener Zeiten zu belassen. Hygiene, Medizin und Technik rufen Entartungserscheinungen hervor. Wenigstens glaubt man, solche Gefahren feststellen zu können, und große Gelehrte behaupten zuweilen, die Medizin oder sogar unsere ganze Kultur befände sich auf dem Holzwege. Aber das Weiterschreiten und Verbessernwollen wohnt dem Europäer nun einmal inne wie ein Naturtrieb, und ohne die Fortschritte wären wir auch in einer mißlichen Lage. Wir müssen mit den Folgen der fortschrittlichen Wirksamkeit rechnen. Wir müssen wissen, wie entsetzlich wir uns irren können, und aus immer neuen Nöten müssen wir nach immer neuen Auswegen suchen, wie es seit je den Gesetzen unseres irdischen Daseins entspricht.

Weisen wir auf einen der früher kaum erkannten Mißstände hin. Der wissenschaftlich-technische Fortschritt hat uns unter anderem in Stand gesetzt, viele menschliche Wirkungen und Äußerungen zu multiplizieren, so daß man von dem „multiplizierten Menschen" gesprochen hat. Jeder Mensch hat viel größere Möglichkeiten, überallhin zu wirken. Von der Kunst bis zur Politik, von der Wissenschaft bis zur Propaganda können durch den Einzelnen wie durch Gruppen, Vereine, Berufsstände usw. alle Wirkungen in viel größerer Menge als früher über die Menschen ausgeschüttet werden. Nehmen wir an, ein Mensch der Industrie, der Kunst, der Propaganda hätte früher hundert Wirkungen der einen oder anderen Art erzielt, so vermag er heute die Anzahl dieser Wirkungen aufs Zehnfache oder sogar Hundertfache zu steigern. Denken wir zum Beispiel an die Vervielfältigung eines Bildes, an die Wiedergabe von Musikstücken und ähnliches mehr. Diese massenhafte Ausstrahlung und Ausschüttung geschieht denn auch. Nun weiß man, daß an sich das Schlechte zu jeder Zeit und überall vorwiegt. Selbst wenn das alte Zahlenverhältnis zwischen Edlem und Unedlem, Gutem und Schlechtem bei unserer modernen Multiplikation erhalten bliebe, so wird die Welt doch mit einer so unerhört vermehrten absoluten Masse von Schlechtem, Banalem, Nichtswürdigem überschüttet, daß sich das Bild einer allgemeinen Verschlechterung ergibt. Stand früher das Gute zum Schlechten etwa im Verhältnis 1 zu 10, so heute bestimmt im Verhältnis 10 zu 100. Die Welt ist also um neunzig Nichtswürdigkeiten und nur um neun echte Güter bereichert worden. (In Wirklichkeit herrscht wahrscheinlich ein noch viel ungünstigeres Verhältnis.) Dieses Ertrinken in Unedlem versetzt die edleren Geister in die für unser Zeitalter bezeichnende verzweifelte Stimmung. Wie sollen sie sich jemals wieder der absolut so ungeheuer angestiegenen Masse des Nichtigen und Nichtswürdigen erwehren können?

*

Aus diesen und vielen anderen Ursachen ist der Fortschritt heute einer besonders abfälligen Kritik unterworfen. Aber wir wiederholen es, Fortschritte und die Summe der einzelnen Fortschritte sind etwas anderes als „der Fortschritt". Die Fortschritte sind Einzelleistungen. Der Fortschritt aber beherrschte als Stimmung

und Überzeugung eine ganze Epoche des Abendlandes. Während man nun die Fortſchritte auf den Einzelgebieten auch heute noch wie ſeit je preiſt und ſie fördert, ſo wendet man ſich doch gegen eine Weltanſchauung, die auf dem Fortſchritt beruht. Im Banne einer ſolchen Weltanſchauung ſtehend, erblickte man die Menſchheit wie auf einer Bergbahn aufwärts fahrend und ſtellte an jeder Station einen allgemeinen ziviliſatoriſchen und damit, wie man glaubte, auch einen moraliſchen, politiſchen, phyſiſchen, ſozialen, ethiſchen uſw. Fortſchritt feſt. Man nahm unter anderem an, daß ſich die Völker durch die Telephone, Autos, Flugzeuge näherkommen und daß ſie ſich infolgedeſſen lieben und verſöhnen würden. Aber mechaniſche Annäherung hat mit ſeeliſcher Annäherung nichts zu tun, und der Verbeſſerung unſerer techniſchen Einrichtungen folgte ein geſteigerter Völkerhaß und die Autarkie. Weiter meinte man, daß Wiſſenſchaft und Technik mehr Geiſtigkeit erforderten als der Beruf des Bauern oder Handwerkers, daß die Welt komplizierter würde und für ihre Organiſation ſehr viel mehr Intelligenz benötigte als früher. Alſo würde der Menſch intelligenter werden, weil er vom Organ der Intelligenz mehr Gebrauch zu machen hätte. Dieſe Intelligenz aber wäre an ſich ein erſtrebenswertes Gut, und außerdem würde ſie die Menſchen zu moraliſchen und ſozialen Einſichten zwingen, die dann den Geſamtfortſchritt wieder fördern würden.

Solches und ſehr viel Ähnliches mehr haben die Menſchen des 19. Jahrhunderts wirklich geglaubt, obwohl die klugen Leute auch damals eine Reihe von Vorbehalten mit Worten anmeldeten, die ſich von den heute gebrauchten nicht unterſcheiden. Aber trotz dieſer Vorbehalte war damals in der Tat etwas vorhanden wie ein inbrünſtiger Glaube an den allgemeinen Fortſchritt der Menſchheit. Es war ein gewaltiges Fluidum da, das als geſchichtliche Macht wirkte, alle weißen Nationen und eine gelbe dazu beherrſchte, ſehr viele praktiſche Wirkungen hervorrief und die Illuſion erweckte, als habe man endlich die Tore eines beſſeren Reiches auf Erden aufgeſprengt.

Es iſt nicht leicht, eine Stimmung, die ein ganzes Jahrhundert beſtimmte, zu analyſieren und ihr gerecht zu werden. Aber ich möchte annehmen, daß gerade der Fortſchrittsglaube einen überaus einfachen Urſprung hat. Wenn man mitten in einer großen Umwälzung ſteht, wie ſie die techniſch-wiſſenſchaftliche Revolution des 19. Jahrhunderts darſtellt, wenn man wahrnimmt, wie Wiſſenſchaft, Nachdenken, techniſches Geſchick, Tüchtigkeit, Erfindung täglich zu Ergebniſſen, zu allgemeiner friſcher Bewegung und zu „Fortſchritt" führen; wenn erſtaunliche Ergebniſſe einer Art herbeigezwungen wurden, wie ſie die ganze frühere Menſchheitsgeſchichte nicht aufzuweiſen hatte, dann wird ein ſolches Zeitalter in ſeinem Denken und Handeln den Stil des Fortſchrittes gleichſam von ſelbſt annehmen, welcher weitere Wurzeln im Vernunftglauben des 18. Jahrhunderts beſaß.

Dieſer Denkſtil ſprang dann freilich in Lebensgebiete über, wo er ſchlechterdings unangebracht war. Auch der Fortſchritt hatte ſeine Hybris. Es gibt ſehr weſentliche Grundlagen und Bezirke des menſchlichen Daſeins, die vom Fortſchritt überhaupt nicht beeinflußbar ſind, wenn man nicht über Jahrtauſende denkt. Wer jedoch, außer einem Chriſtus oder Kong-Fu-Tſe wollte ſich wohl unter-

fangen, über die Jahrtausende hin zu führen? Der Fortschritt aber unterfing sich mit seinen Hebeln und Schrauben einer solchen Führung. Er meinte auch die Ursubstanz des Menschen umschaffen und nach seinen doch sehr zeitbedingten Regeln von gut und schlecht „vorwärts" zwingen zu können. Mit diesem Unterfangen erlitt der Fortschritt eine furchtbare Niederlage. Darum wird er heute auch auf den Gebieten mit Mißtrauen verfolgt, wo er heute noch sehr große Aufgaben zu lösen hätte.

Das 19. Jahrhundert glaubte, den Grundsatz des Fortschritts auch auf die politischen, sozialen, sittlichen Gebiete übertragen zu können wie bei der Konstruktion immer besserer Maschinen oder bei der Einleitung immer vollkommenerer chemischer Prozesse. Der Mensch indessen antwortet als Individuum und als Masse heute nicht anders als vor Tausenden von Jahren. Der Fortschritt hat — unmittelbar wenigstens — nicht das leiseste dazu beigetragen, den Menschen oder die menschliche Gesellschaft „besser" zu machen. (Hierbei legte man übrigens mit Hinblick auf das „gut" oder „besser" vielfach andere Maßstäbe an, als wir sie heute besitzen.) Der Fortschritt hat die Umwelt des Menschen, seine sozialen und psychologischen Beziehungen mannigfach verändert, ferner die beruflichen oder sonstigen Funktionen nach organisatorischen und technischen Bedürfnissen umgelagert und bei alledem die geistigen und physischen Kräfte des Menschen auf andere Weise beansprucht als frühere Zeitalter. „Besser", sittlich fähiger, klarer, sozialer hat er ihn nicht gemacht. Aber er hat ganz bewußt Bestrebungen dieser Art ausgelöst, die auch heute noch nicht erloschen sind. Das Dogma des Sozialismus und der Solidarität, das in der Tat neue gesellschaftliche Formen heraufführt, entstammt ursprünglich dem „Fortschritt". Weil der Fortschritt den Menschen biologisch und seelisch nicht zu ändern vermochte, aber seine Umwelt rücksichtslos umformte, hat er furchtbare Erschütterungen hervorgerufen. Die Welt befindet sich nun in einer Epoche seelischer Reaktionen gegen die neuartige Umwelt. Ob wir in einigen Jahrzehnten sagen werden, daß die Welt besser oder schlechter geworden sei, und ob wir uns dann je nachdem mit großem Dank oder mit noch größerem Haß an den Fortschritt erinnern werden, bleibe dahingestellt. Der Ausgang dieses weltumfassenden geschichtlichen Prozesses im Gefolge des Fortschritts und der Fortschritte entzieht sich augenblicklich noch ganz und gar unserer Beurteilung.

*

Ziehen wir die Bilanz: die Summe der Fortschritte hat zahllose Leistungen hervorgerufen, die sachlich und einzeln als Verbesserungen zu werten sind. Eine Reihe dieser Errungenschaften hat sich aber auch mittelbar und unmittelbar als schädlich erwiesen. Zugleich haben die Fortschritte — seien sie nun im Einzelfalle nützlich oder schädlich — im Bunde mit dem Rationalismus und gewissen liberalistischen Strömungen die alten Grundlagen der Gesellschaft erschüttert und die ganze Welt in Gärung versetzt. Die als Religionsersatz sich anbietende Fortschrittsidee hat die sittliche und politische Welt des Menschen nicht zu führen vermocht, weil der Mensch mit den Methoden des Fortschritts nicht zu verändern war, jedenfalls nicht in wenigen Jahrzehnten. Das Bedürfnis nach solcher Len-

kung war aber um so größer, als ja gerade der Fortschritt die Welt krisenhaft veränderte. Nun wurde der Fortschritt als solcher haftbar gemacht für das Unglück der letzten Jahrzehnte. Sein Versagen als Idee und Religion brachte ihm Hohn und Verachtung ein. Im Grunde aber hatte der Mensch, wie er nun einmal ist, in einer neuen Umwelt und zwischen lauter neuen Beziehungen und Belastungen versagt. Der Fortschritt kam zu rasch. Seine Auswirkung im Bösen und im Guten wird erst sehr viel später zu überblicken sein.

Ein Zeitalter ist versunken, das in der „Verbesserung" der äußeren Bedingungen seine Hauptaufgabe sah und glaubte, der Mensch würde sich vernünftig, aufgeklärt, friedlich in das Gefüge der summierten Verbesserungen einfügen. Diese Epoche glaubte sachlich zu sein, aber sie war sachlich nur vor den Dingen, nicht vor den Menschen, den sie ganz falsch und leichtfertig nach unanwendbaren Maßstäben zu beurteilen versuchte. Die Zeiten von Sophokles und Shakespeare waren in dieser Hinsicht viel reifer gewesen. Der Mensch, wie er seit Jahrhunderten gewesen ist, tritt nun aufs neue in unseren Gesichtskreis. Sein Wesen interessiert uns mehr als seine technische und wissenschaftliche Leistung. Dies Wesen ist durch Wissenschaft, Technik, Fortschritt nur wenig lenkbar, seine größten seelischen Möglichkeiten antworten nur bedingt auf die fortschrittliche Erziehung und Propaganda. Der Schlüssel für die Kammer der ewigen Idee und Kraft der Menschenseele wurde in der Werkstatt des Fortschritts nicht geschmiedet. Aber die Straße des Fortschritts hat uns wieder näher an die richtige Werkstatt herangeführt.

Die Welt des Fortschritts ist nicht besser und schöner, sondern gefährlicher, schwerer lenkbar, problematischer geworden. Wenn in einer solchen, von höchster Verwirrung ergriffenen Welt der Mensch, wie er nun einmal ist, versagt, dann bricht ein höllisches Zeitalter über uns herein. Unerbittlicher als je ist die sittliche und religiöse Aufgabe gestellt. Wissen und Wissenschaft stehen vor neuen Aufgaben und Einordnungen. Antworten wir falsch, dann bricht — auch praktisch gesehen — die ganze Welt des Fortschritts zusammen. Praktische Nöte sind es also, die uns zu großen seelischen Entscheidungen zwingen werden. Die Menschen müssen eine höhere Ordnung schaffen, in der das praktische Dasein mit den seelischen Mächten des Bezirkes der Ehrfurcht, der Religion, der Erkenntnis zu einer Einheit verschmilzt. Diese Welt kann durch seelische Nebenprojektionen des Fortschritts, seien sie auch noch so idealistisch, nicht geführt werden, nur aus den Quellen des ewig Beharrenden und der heute verschütteten Idee des Menschen.

Aber das wäre ja doch wohl ein Fortschritt? Gewiß, aber ein anderer Fortschritt als der des 19. Jahrhunderts. „Denn schließlich ist der Zweck der Kultur ja nicht der Fortschritt der Naturwissenschaft und der Maschine, sondern der Fortschritt des Menschen." (Alexis Carrel.) Fügen wir hinzu: die Verheißung liegt nicht in der Parallelschaltung des Menschen an Naturwissenschaft, Maschine und Organisation, welcherart sie auch sei, sondern in der Besinnung auf sein Wesen und die ihm innewohnenden seelischen Mächte.

PAUL FECHTER

Die Welt ohne Kosmos

Im Schaufenster einer Buchhandlung, die im wesentlichen den Werken der Vergangenheit ihre Arbeit widmet, stehen vier kleine, nicht eben starke Bände, blaugrün, im bürgerlichen Geschmack etwa der Vierzigerjahre gebunden. Der Preiszettel zu ihren Häupten verkündet, daß sie alle vier zusammen ganze 5 Mark kosten. Die verblaßten Rückenschildchen nennen als Titel des Werks das stolze Wort „Kosmos" — und wenn man sich's vorlegen läßt, hat man in der Tat die kleine Cotta-Ausgabe des Kosmos von Alexander von Humboldt von 1845 in der Hand. Den ganzen Kosmos samt der Fülle der gelehrten Anmerkungen für runde fünf Mark.

Nicht weit davon steht im gleichen Schaufenster ein anderes Werk — in fünf Bänden. Es heißt „Die neue Volkshochschule", kostet etwa das Dreifache des Kosmos — und stellt sich, wenn man es durchblättert, als der Versuch einer um rund ein Jahrhundert späteren Zeit dar, eine ähnliche Aufgabe zu lösen, wie sie Alexander von Humboldt sich vorgesetzt hatte. Es ist ein Versuch, ebenfalls das Zeitwissen von der Welt, die Weltphysik, wie Humboldt sagt, die Naturgeschichte und das Naturwissen, zugleich mit ein paar schattenhaften Umrissen der wesentlichsten Gebiete der sog. Geisteswissenschaften zusammenzufassen, dem Käufer die Möglichkeit zu geben, schwarz auf weiß das Notwendigste des Wissens um die Welt zu wohlfeilem Preis nach Hause zu tragen. Es ist so etwas wie unser „Kosmos", aber nicht mehr von einem Einzelnen als große Vision gesehen und gestaltet, sondern von vielen Einzelnen in vielen Einzelkapiteln mühsam zusammengestoppelt. Es zeigt gerade durch diesen Abstand von dem alten vierbändigen „Kosmos" da unten im Erdgeschoß des Büchergestells zugleich den Abstand der Zeiten — und zeigt die Aufgabe, die der Gegenwart, der Zukunft von hier aus gestellt ist.

Unser Kosmos, der Kosmos unserer Zeit, ist nämlich noch nicht vorhanden. Und zwar nicht nur in dem Sinne, daß ein Buch wie Humboldts „Kosmos" aus dem um ein Jahrhundert bereicherten Wissen der Gegenwart heraus noch nicht geschrieben ist, sondern in dem viel simpleren Sinne, daß unser Kosmos in der Wirklichkeit noch gar nicht geschaffen ist. Wir leben heute mehr oder weniger alle in einer Welt ohne Kosmos: wir haben keine Umwelt mehr, die noch in irgendeiner Weise diese stolze Bezeichnung beanspruchen kann. Wir leben fast alle in Welten, die ungefähr zu vergleichen sind mit einer der großen wunderbaren Mietskasernen der Zeit um 1900, die halbfertig im Rohbau und halbfertig im Verputz wie im inneren Ausbau stehengeblieben ist. Wir gehen unten über ein Stückchen Marmortreppe und weiter oben über schwanke Leitern mit fehlenden Sprossen, die an zerbrechliche Mauerlatten gelehnt sind: wir hausen in einem eng und dicht möblierten kleinen Zimmer mit Fenstern und Türen, neben dem kalte, ungedielte Löcher mit leeren Fensterhöhlen gähnen, die draußen

aber mit wunderbarem Barockputz in handlichen Gipsphrasen umrahmt sind — in einem steht sogar einsam und verlassen ein Klavier. Andere Gemächer haben keine Decken, das Dach des Ganzen ist auch kaum halb fertig, aber schwungvoll, wenn auch ein bißchen verwittert und zerbröckelt ragt ein gotischer Turmhelm an einer Ecke empor, schwer zugänglich, aber immer noch das ganze Stilgemisch abschließend oder wenigstens krönend. Denn von Abschluß kann bei einer nie fertig gewesenen Ruine kaum die Rede sein.

Der Professor Baron Jakob von Uexküll hat eine sehr gescheite und einleuchtende biologische Lehre von den Umwelten aufgestellt, die Mensch und Tier, jedes für sich, nie miteinander zur Deckung zu bringen, mit sich herumtragen. Die Umwelt des Tieres ist allein der Raum, den seine Sinne beherrschen und in dem es herumwirkt und Wirkungen empfängt: die Umwelt des Menschen aber ist nicht an die unmittelbaren Grenzen seiner Sinne gebunden, sondern untersteht zugleich seinem Geist, seinem Denken und seinem Wissen. Die Umwelt des Menschen kann sich ebenfalls auf seinen tierischen Merkraum beschränken, auf das, was gerade in seine Perzeption hineinfällt; sie kann sich aber auch durch Ausnutzung seiner geistigen Möglichkeiten, die ihn über das Tier erheben sollen, ausweiten, im geistigen wie im realen Sinn. Der Mensch hat die Möglichkeit, sich mit tastenden Organen in die Umwelten anderer hinübergleiten zu lassen: er kann zugleich mit eigenen und fremden Mitteln seine eigene begrenzte Raumhalbkugel, die er sein lebelang über sich herumschleppt, unter Ausnutzung seiner menschlichen Qualitäten unendlich vergrößern und bereichern, physisch und geistig fast ins Grenzenlose ausdehnen und innerhalb dieses Raumes auf und über der Erde sich denkend und wissend eine Ordnung, ein Ganzes, ein Weltbild schaffen, das den Namen Kosmos zum wenigsten bei Gutwilligen beanspruchen darf. Er kann seinen irdischen Raum, den die blaue Halbkugel des gestirnten Himmels überspannt, ausweiten bis ins Reich der Nebel und der Milchstraßen; er kann Welten und Zeiten um sich kreisen lassen, kann die Unendlichkeit mathematisch wieder in ein geschlossenes Raumgebilde zurückdenken, kann, im Himmel und auf Erden daheim, die Summe des irdischen Wissens zu einem riesigen großen Denkbild des Daseins zusammenfassen — falls er die Kraft besitzt, in unendlicher Arbeit die Aufgabe dieser physischen Weltbeschreibung vom kleinsten bis zum größten, auch nur für sich im Umriß zu lösen.

Es gab einmal eine Zeit, die den Menschen diese Aufgabe freundlich abnahm und ihnen von einer großen geistig-seelischen übergeordneten Instanz aus auch das Bild des Draußen, den Kosmos, lieferte — das war das Mittelalter. Die Jahrhunderte um die Völkerwanderung hatten noch einmal dem bereits damals drohenden Einbruch des Wissens und Denkens als der entscheidenden menschlichen Mächte Halt geboten: das Mittelalter erhielt so die Möglichkeit ein Weltbild im wesentlichen aus den seelischen Bereichen des Menschen und ihren Sinnbildern aufzubauen und ihm in dieser großen Welt des Glaubens, in die die Welten des Denkens und des Wissens sorgsam eingeordnet waren, so etwas wie einen Dauerkosmos über die Jahrhunderte hinweg zu liefern. Das Weltbild, der Kosmos, die geistig ausgebaute Umwelt des europäischen Menschen der Zeit

von Karl dem Großen etwa bis zum 14. Jahrhundert war ein ständig sich gleichbleibendes, wurde durch Erfahrungen und Erkenntnisse vielleicht da und dort etwas erweitert, erlitt aber keine entscheidenden Wandlungen und Störungen. Der Zerfall dieses Dauerkosmos begann erst, als der Mensch auf den zugleich heillosen und verwegenen Gedanken kam, nicht mehr aus den dichten Schichten seiner Seele leben zu wollen, sondern sich ins Reich der Vernunft aufschwingend aus Wissen und Denken eine neue nun geistig bestimmte Welt, einen an Logik und Empirie kontrollierbaren Kosmos, eine durchdachte Welttotalität aufzubauen. Solange das Wissen noch gemäßigte Ausmaße behielt und die Erfahrung berauscht die alten großen Erfahrungen der Antike rekapitulierte, die neuen großen Entdeckungen auf der Erde und am Himmel hinzunahm, hatte der Versuch etwas von dem Reiz gefahrvoller Weltexpeditionen und der langsam aus Denken und Wissenschaft aufgebaute Kosmos gab der Welt schon von der Neugier und ihrer Befriedigung her eine Art von Ersatz für die verlorene Heimat im dichten Kosmos des Glaubens und der Heiligtümer. Je mehr aber die neue Welt des Wissens und der Logik sich experimentell und mathematisch ausbreitete und komplizierte, desto schwieriger und drückender wurde der Ersatz für das jeweils veraltete Weltbild durch ein neues, zeitgemäßes und ebenfalls allgemein verbindliches. Das 18. Jahrhundert glaubte noch unerschütterlich an die Möglichkeit eines solchen wissenschaftlich philosophischen Kosmos und baute ihn immer von neuem auf: ein Mann wie Kant las über seine Erkenntniskritik genau so wie über Anthropologie und sonstige Naturwissenschaft, die noch nicht in ihre Teilwissenschaften zerfallen war. Alexander von Humboldt aber war bereits ein mutiger Mann, als er sich fast um die Mitte des 19. Jahrhunderts noch einmal als ein Einzelner an die Verwirklichung seines persönlich erworbenen Kosmos heranmachte, der, auf der Erfahrung und Einsicht eines mehr als reichen Lebens gewachsen, Anspruch auf europäische Allgemeinverbindlichkeit erheben konnte. Er wagte die Tat als Individuum, als Mann vor der Welt — zu einer Zeit, als die Forschung, die die Bausteine zu einem solchen Werk liefern mußte, bereits in unzählige Einzelgebiete zerfallen war, als im Grunde die Spezialisierung, die Analyse der Zusammenfassung, dem Zusammensehen auf Menschenalter hinaus die Arbeit abgenommen hatte. Humboldt erkannte diese Situation durchaus, wußte alles, was dagegen stand — und nahm doch die Aufgabe, als einzelner den Kosmos der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts im geistigen Abbild zu verwirklichen, auf sich, weil er wußte, daß diese Aufgabe eine bleibende ist, die sich immer von neuem vor die gewandelte Zeit stellt und immer von neuem Verwirklichung fordert — wenn anders nicht Denken und Wissen die Ansprüche aufzugeben gedenken, mit denen sie vor einem halben Jahrtausend etwa begannen, vor die Menschheit hinzutreten und ihr einen neuen substantielleren Kosmos als den alten vom Glauben getragenen zu versprechen.

Hier aber liegt das Problem und das Paradoxe, liegt die Kernschwierigkeit der Aufgabe, der Welt von heute wieder einen Kosmos zu schaffen, der verbindlich für alle ist. Diese Aufgabe ist in ihrer Totalität für einen Einzelnen kaum mehr zu lösen, fordert aber im Grunde trotzdem einen Einzelnen, um gelöst zu

werden. Selbst Humboldts Kosmos, so grandios er sich in vielen seiner Teile heute noch liest, hat das große Bild des Kosmos seiner Zeit – und jede Zeit hat, seit die Wissenschaft eingriff, einen anderen, ihren eigenen, besonderen Kosmos – nur in Umrissen und in Ansätzen gegeben. Seitdem sind hundert Jahre vergangen, hundert Jahre eines Fortschreitens der Naturwissenschaften und ihrer Einsichten und Ergebnisse, daß daneben das stolze 18. Jahrhundert bescheiden in den Hintergrund tritt. Auf allen Gebieten von der Biologie bis zur Geophysik, von der Astronomie bis zur Atomphysik hat das Wissen derartige Ausweitungen erfahren, daß ein Zusammensehen, ein Vereinen der Ergebnisse zu einem Gesamtbild der Welt um so weniger noch zu den Möglichkeiten eines Einzelnen gehört, als alles in ständigem Fluß ist und im Grunde jedes Jahr seinen eigenen Kosmos, sein eigenes Bild der Welt hat, das binnen kurzem seine Gültigkeit verliert, überprüft, ergänzt, verändert werden muß. Der Kosmos, den Alexander von Humboldt schuf, war schon zu seinen Lebzeiten, als die erwähnte kleine Ausgabe erschien, erheblich verbesserungsbedürftig, entsprach nicht mehr den neuen Erkenntnissen der Einzelwissenschaften. Unter der Einwirkung der ungeheuren Veränderungen, die allein das letzte Menschenalter der Forschung gebracht hat, hat sich das Tempo der Weltbildveränderung ebenso ungeheuer beschleunigt: ein „Kosmos", heute beendet, stünde in zwei, drei Jahren vor der Notwendigkeit, vielleicht von den Grundlagen aus revidiert, korrigiert, richtiggestellt zu werden. Und zwar der reale Kosmos draußen genau so wie sein Spiegelbild in der physischen Weltbeschreibung des Buches. Nicht nur die Bücher veralten, auch die Welten, die sie darstellen, lösen einander immer rascher ab. Der Kosmos, den Alexander von Humboldt um die halbe Erde über seinem Haupte mit sich trug, verklang mit Kants und Laplaces Kosmogonien bereits in unserer Jugend; seitdem sind unzählige andere Weltbilder von Darwin und Haeckel bis zu Newton und Schiaparelli ebenfalls zum mindesten zeitweilig im Hintergrund entschwebt.

Folge der beschleunigten Entwicklung der modernen Naturwissenschaften von der Physik und der Chemie bis zur Astronomie und Strahlungsforschung aber ist, daß wir Menschen von heute uns eingestehen müssen, daß wir in einer Welt ohne Kosmos leben. Wir haben unzählige wunderbare Einzelwissenschaften: wir haben keine Gesamtwissenschaft und darum keinen Kosmos mehr – im Humboldtschen wie im objektiven Sinn. Es gibt eine Fülle vortrefflicher Monographien und Einzelwerke zur Einführung in die modernen Naturwissenschaften; die Engländer vor allem haben eine Menge ausgezeichneter Bücher über den heutigen Stand der Astronomie, mit ständigen Ausblicken auf die moderne Erdkunde geschaffen: es gibt aber meines Wissens kein Werk, das wieder einmal den Versuch eines zusammenfassenden Weltbildes, einer Gestaltung des Kosmos im großen Sinne Humboldts gewagt hätte. Das wissenschaftliche Gewissen der Zeit ist so streng und scharf geworden, daß jeder sich vor dem Vorwurf des Dilettantismus fürchtet, den die strenge Einzelforschung angesichts eines solchen Unternehmens bestimmt gegen ihn erheben würde: zugleich fürchtet jeder instinktiv die seelischen Rückwirkungen, die ein solcher Kampf mit dem All mit sich bringen würde.

Und doch müßte einmal ein mutiger Mann mit Kenntnissen und Überlegenheit

und ohne Furcht vor der Wissenschaft wie der eigenen Auflösung an die Aufgabe machen und der Gegenwart den langsam verlorengegangenen Kosmos wieder schenken. Wir können ihn gerade heute ausgezeichnet gebrauchen — den Kosmos sowohl wie den „Kosmos", die zusammengefaßte Welt wie das zusammenfassende Weltbild, die Darstellung dessen, was denn nun in dem Jahrhundert seit dem letzten Kosmos erreicht ist, was sich verändert hat, was an sicheren Ergebnissen vorliegt, und wie die Welt im Großen wie im Kleinen denn heute aussieht, wie sie sich selber vorkommen soll. Dann seien wir ehrlich: es haust sich nicht allzu gemütlich in unserer Welt ohne Kosmos, die man bestenfalls mit einem halbfertigen Mietshaus vergleichen kann. Jeder von uns hat als geistiges Heim irgendeine kleine Kammer im Hause seiner Kosmosruine, eine Kammer, in der viel zuviel Einzeldinge herumstehen, als daß er darin gemütlich hausen könnte: das ist sein Spezialgebiet, sein Sonderfach, in dem er selber aktiv tätig ist. Er hat daneben unzählige halbfertige, ganz unfertige, leere, mit ein paar traurigen einsamen Wissensstücken, ein paar verstaubten Bildern möblierte Kammern und Zimmer darüber, darunter, neben sich: niemand hat ein sauberes, klares, reinliches Welthaus um sich, in dem man sich für seine Zeit einrichten und in Ordnung und Sauberkeit leben und sterben kann. Es fehlt an einem Architekten, der wie Humboldt den Mut hat, das große Welthaus, das er bewohnt, einmal resolut und in den grundlegenden Zügen, ohne allen dekorativen und zeitbedingten Krimskrams auch außerhalb seiner es besitzenden Vorstellung fertigzubauen und zu möblieren — damit die Zeitgenossen vor diesem objektiven Vorbild wieder einmal die Möglichkeit bekommen, ihre eigenen Wohnruinen nach eben diesem Vorbild, jeder mit seinen mehr oder weniger beschränkten Mitteln ebenfalls wohnlich zu gestalten.

Wir brauchen diesen „Kosmos" heute um so notwendiger, weil unsere Zeit sich daran gemacht hat, die alte Bildung, die langsam immer mehr angeschwollen, auch nicht mehr zu verwirklichen war, durch eine neue zu ersetzen und die einseitige geschichtliche Erziehung durch eine naturwissenschaftlich weltbildhafte zu ergänzen. Um das zu erreichen ist es nötig, daß sich die Welt um uns wieder einmal wie noch um Alexander von Humboldt und seine Zeitgenossen zu einer großen einheitlichen Ganzheit zusammenschließt, daß die Einzelarbeit mit ihren Ergebnissen eingeht in das große Gemälde des Kosmos unserer Zeit, den unsere Welt nicht mehr und noch nicht besitzt. Unser Kosmos, soweit wir einen haben, ist Flickwerk, stammt zum großen Teil bei sehr großen Teilen unserer verehrten Zeitgenossen aus Jahrhunderten, die lange, lange hinter uns liegen. Wir sind in das Zeitalter des großen Aufräumens eingetreten; unsere Kosmosruine aber ist noch lange nicht entrümpelt. Das zu tun wäre die Aufgabe des Mannes, der uns den neuen „Kosmos" schreibt: der Welt wieder einmal eine klare, saubere, sichere Form zu geben, von der aus ihre Bewohner sich eine Zeitlang einrichten und ihre weiteren Aufgaben erledigen können. Es ist ein sehr schweres Werk, das hier getan werden will, eine Arbeit für eine sehr mutige Seele von Ausmaßen, wie sie einst Alexander von Humboldt besaß. Es wäre eine Aufgabe, des Schweißes dieses Edlen wert; ihre Lösung könnte den jungen Deutschen des nächsten Jahrhunderts das werden, was Wilhelm von Humboldts Arbeit für die Bildung des 19. Jahrhunderts bedeutet hat.

WALTER GÖRLITZ

Timur Lenk, „der Lahme"

Ein Zeitraum von 600 Jahren trennt uns von dem Geburtsjahr eines der größten Feldherrn der Weltgeschichte aller Zeiten, und dennoch ist uns sein Name noch heute ein Begriff. Mit Timur Lenk, „dem Lahmen", ersteht die Schädelpyramide von Isfahan wieder vor unseren Augen. 70000 Köpfe erschlagener Feinde aufeinandergeschichtet, ein Denkmal des Grauens. Die Zerstörung einer Kultur, deren bedeutendster Vertreter er in Wirklichkeit gewesen ist, scheint unlöslich mit seinem Namen verknüpft zu sein. Um Timur rankte sich die gleiche Legende wie um Geiserich, den Vandalen. Beide waren lahm und wurden offenbar nicht zum wenigsten deshalb von den Chronisten als mürrisch und finster hingestellt, und beide galten als Zerstörer von sinnloser Grausamkeit und waren in Wahrheit Schöpfer genialsten Ausmaßes.

Man werfe einmal einen Blick auf die Reihe der Timuriden, der Nachkommen des großen Mongolen. Eine Fülle von Begabung wirkt von ihm her in ihnen fort. Sein Enkel war Olugh-Beg, der berühmte Astronom, der in Samarkand die größte Sternwarte des Orients erbaute. Sein Urenkel (in der vierten Generation) war Baber, „der Löwe", der Begründer des Mogulreiches in Indien. Seine in osttürkischer Sprache verfaßten Denkwürdigkeiten und seine persischen und türkischen Gedichte lassen ihn gleichzeitig als einen der geistvollsten Schriftsteller seiner Zeit erscheinen. Sein Sohn und Nachfolger Humayun zeichnete sich schon durch eine außergewöhnliche geistige Begabung aus, noch mehr aber gilt dies für seinen Enkel, den Kaiser Akbar (1558–1605), der nicht nur ein Universalgenie im wahrsten Sinne des Wortes war, sondern auch Indiens größter Herrscher aller Zeiten wurde. Und in der Gestalt von Akbars Urenkel Aurangzeb (1658–1707) erstand dem Geschlecht noch einmal ein Feldherr und Staatsmann von überragender Bedeutung. Diese Häufung von genialer Begabung innerhalb einer Familie ist um so ungewöhnlicher, als sie nach rückwärts noch durch den Begründer der mongolischen Weltmacht, Dschingis-Khan, vergrößert wird, mit dem Timur durch seine Mutter verwandt war. So wirkt seine Herkunft von vornherein bestimmend auf sein Leben ein. Sein Ahn hatte die Mongolen zu dem mächtigsten Volke Asiens gemacht. Er hatte am Beginn einer neuen Epoche gestanden, doch wo er zerstört hatte, war es nur geschehen, um Größeres auf den Trümmern aufzubauen. Timur aber kam bereits aus dem Milieu der neuen mongolischen Weltzivilisation. Und auch das wirkte bestimmend auf sein Leben ein. Denn die Grundkomponente dieses Mannes ist im Geistigen zu suchen. Niemand hat geistige Dinge, Philosophie, Literatur, Geschichtsschreibung höher geschätzt als er.

Gewöhnlich beklagt man für die Geschichte des Orients ein Zuwenig an Quellen. Bei Timur ist es eher umgekehrt. Es liegt ein Zuviel vor. Chronik

reiht sich an Chronik, die Fülle ist verwirrend. Doch sie legt Zeugnis ab für eine schreibfreudige Zeit, und diese pflegt schlechterdings niemals mit der Zerstörung einer Kultur zusammenzufallen. So wird der Niederschlag, den die Persönlichkeit des Mongolen in der Literatur gefunden hat, gleichzeitig zum bündigen Beweis für die Unrichtigkeit des Bildes, das die Nachwelt von ihm schuf.

Timur selbst wirkte in hohem Maße anregend auf die Geschichtsschreibung seiner Zeit ein. Nicht nur daß er in seinem Hauptquartier ständig von persischen und uigurischen Sekretären umgeben war, welche alle Ereignisse aufzeichneten, sondern er beauftragte auch Chronisten wie Ghiyas ed Din Ali aus Yazd oder Nizam ed Din Sami mit der Beschreibung seiner Feldzüge. Zumeist verlangte er ausdrücklich von ihnen einen leicht faßlichen, einfachen Stil, eine Forderung, der nachzukommen freilich nicht im Vermögen der Schriftsteller lag. Was sie berauschte, das war die Buntheit des Lebens dieses Kriegsmeisters. Sie ergötzen sich daran, von den riesigen Treibjagden zu erzählen, die Timur in Indien und Kaukasien veranstaltete, bei denen jeweils das ganze Heer als Treiber verwendet wurde und bei denen Tausende von Löwen, Leoparden, Nashörnern, Hirschen und Antilopen erlegt wurden. Sie berichten von Paraden über Heere von Zehntausenden von Reitern, die Timur abhielt, auf dem Haupt einen rubinbesetzten Turban, in der Hand nach dem Vorbilde der alten Großkönige Persiens eine Stierkeule, indes die Generale nach tatarischem Brauch vor ihm niederknieten, ihr Pferd am Zügel haltend, und den Erdboden küßten. Sie zählen gewissenhaft die Geschenke auf, die er von unterworfenen Fürsten erhielt, Purpurstoffe, gezähmte Panther und schöne Sklavinnen. Und so zieht denn aus dem Staub dieser Chroniken in Prunk und Blutdunst ein Leben herauf, das Timur zu verkörpern vorgibt und das im Grunde doch nicht das eigentlich Wesenhafte an ihm begreift. Es liefert nur einen schillernd farbigen Rahmen für sein Selbst.

In der Nacht des 7. Mai 1336, eines Dienstags, erblickte er als Sohn eines Emirs der Dschagataitataren auf einer Burg bei der Stadt Kesch in Transoxanien das Licht der Welt. Seine kleinen Fäuste sollen bei seiner Geburt fest geschlossen gewesen sein, und als er sie zum ersten Male öffnete, soll Blut aus ihnen geflossen sein, was man auch von Dschingis-Khan zu erzählen wußte. Die Legende von seiner Blutrünstigkeit greift bis in die früheste Stunde seiner Kindheit. Eine Jugend vergeht mit Kampfspielen, Belehrung und Jagd, vor allem der Schwanenjagd, die bei den Tataren als vornehm galt. Mit 12 Jahren zieht Timur zum ersten Male in den Krieg. Bald wird er Minister und General eines der Usurpatoren, die um den Besitz des transoxanischen Thrones kämpfen. Auf einer seiner Expeditionen erhält er im Handgemenge zwei Wunden, die ihm Hand und Fuß der rechten Seite lähmen. Von da an führt er seinen Beinamen „der Lahme“, denn fortan muß er den einen Fuß schleppend nachziehen. Den Gebrauch der rechten Hand scheint er jedoch nicht völlig verloren zu haben, denn der spanische Gesandte Clavijo, der ihn selbst sah, sagt, nur zwei Finger der rechten Hand seien steif gewesen.

Bald darauf tritt er in den Dienst des Emirs Hussein, der sich zum Herrscher Transoxaniens aufgeworfen hat, und heiratet dessen Schwester. Als der Emir

wenig später von zweien seiner Offiziere ermordet wird, ist der Weg für ihn frei. Er reißt die Macht an sich, wird Fürst von Transoxanien und Herr der Dschagataitataren. An Stelle des afghanischen Herat erhebt er Samarkand zur Hauptstadt seines neuen Reiches. Er schmückt es mit herrlichen Gärten und prunkvollen Palästen aus dem schneeigen Marmor von Tebrit. Nun beginnt jene Kette von rastlosen Eroberungszügen, die ihn von Delhi in Ostindien bis unter die Mauern von Moskau führt. Wie es nur einen Gott im Himmel gebe, so hat er selbst einmal gesagt, so solle es auch nur einen Herrscher auf Erden geben. Dieser Herrscher zu werden, war sein Ziel. In seinen Memoiren enthüllt er die Triebfeder seines Handelns noch deutlicher. Es ist vor der Entscheidungsschlacht gegen einen ihm feindlich gesonnenen Tatarenkhan in Turan, am Anfang seiner Laufbahn. „Ich sagte zu mir selbst, es steht zu fürchten, daß die Überzahl der Feinde die Augen meiner Soldaten verwirrt. Aber im gleichen Augenblick flüsterte die Stimme des Ehrgeizes mir zu: Da du nun doch einmal Anstrengungen gemacht hast, die Macht an dich zu reißen, so hast du denn kein anderes Mittel mehr als die Waffen. Du mußt wählen zwischen dem Sieg und dem Tod."

In seiner Staatsschrift schreibt er in berechtigtem Stolz von sich: „Mittels des Armes der Tapferkeit und mit Hilfe meiner Soldaten machte ich mich zum Herrn von 27 Reichen." Und dann zählt er sie der Reihe nach auf, Turan, Persien, Irak, Ägypten, Indien, Syrien, Kleinasien, die Große Tatarei, Georgien und so fort.

Sürun, „Führt an!" so lautete der Schlachtruf der tatarischen Reiterei Timurs, aus staubgedörrten Kehlen heiser in den Himmel steigend. Das Dröhnen der riesigen tatarischen Heerpauken begleitete ihn. Der ganze Orient hallt bald von diesem Ruf wieder. Die Tataren Turans, die Chowaresmier werden unterworfen. Persien folgte. In der Stadt Audhkut warf ein geisteskranker Betteldervisch Timur eine Hammelbrust an den Kopf. Er nahm es als ein glückliches Vorzeichen für die Eroberung Chorassans, das „die Brust Asiens" genannt wurde. Aserbeidschan, Armenien, Georgien fielen ihm zu. Isfahan in Persien wurde genommen. Unter der Führung eines Schmiedes erhob sich die Bevölkerung gegen die tatarischen Feldkommissare und ihre Truppen. Ihrer dreitausend wurden erschlagen. Der ergrimmte Timur nahm furchtbare Rache. Jeder Soldat seines Heeres erhielt den Befehl, eine bestimmte Anzahl abgeschnittener Köpfe der Einwohner im Hauptquartier abzuliefern. Aber — das Viertel der Gelehrten wurde geschont und durch besondere Wachen geschützt. Man sieht, die Grausamkeit war nichts als eine Komponente der Notwendigkeit. Jedes unnötige Wüten wurde vermieden. 70000 Köpfe sollen abgeliefert worden sein. Wenn es in Wahrheit 7000 gewesen sind, war es immer schon eine furchtbare Zahl.

An der Spitze seiner Reiterkorps drang er weiter nach Norden vor, in die Steppen Rußlands. Der Khan der Kiptschaktataren, Toktamisch, wich vor ihm zurück. „Seit 6 Monaten auf der Verfolgung dieses Fürsten in den Steppen der Großen Tatarei begriffen, begannen meine erschöpften Truppen lebhaft die Qualen des Hungers zu empfinden. Mehrere Tage hindurch hatten sie keine andere Nahrung als die Beute ihrer Jagdzüge und die Eier der Steppenhühner", schrieb

Timur selbst. Trotzdem schlug er den Khan, als es an der Wolga zur Schlacht kam. Streifkorps seiner Armeen drangen bis nach Ungarn hin vor, er selbst führte seine Roßschweife bis unter die Mauern von Moskau, dann wandte er sich wieder nach Asien.

Neue Feldzüge folgten. Bagdad war bereits 1393 eingenommen worden. 1398 drang er nach Indien vor. „Wenn wir uns Indiens bemächtigt haben werden“, hatte der Mirza Mohammed Dschihangir, einer der Feldherrn Timurs, im Kriegsrate gesagt, „wird uns das Gold dieses Landes zu Herren der Welt machen.“ Als die Hofastrologen Timur für diesen Feldzug Unheil prophezeien, sagt er nur verweisend, nichts hinge vom Willen der Gestirne ab, alles dagegen vom Willen Gottes des Allmächtigen, des Schöpfers aller Planeten und Gestirne. Vor Delhi trat ihm ein indisches Heer mit zahlreichen Kriegselefanten entgegen. Er überwand es, indem er sich gegen die Elefanten mit Schanzgräben schützte. Am 18. Dezember 1398 öffnete ihm die Stadt gegen das Versprechen seines Schutzes die Tore. Infolge eines Mißverständnisses richteten seine Soldaten trotzdem ein furchtbares Blutbad an. Die Beute war ungeheuer. 1399 kehrte Timur als Sieger nach Samarkand zurück.

Doch der Eroberungstrieb des Dreiundsechzigjährigen war noch immer nicht gestillt. Im Jahre 1400 steht er an der Spitze seines Heeres in Syrien. Bei Aleppo stellt sich ihm der Sultan von Ägypten entgegen. Es kommt zur Schlacht. Timur leitet sie, gedeckt durch eine Reihe prunkvoll aufgezäumter Kampfelefanten, von deren Gefechtstürmen Pfeilschützen und Spießwerfer ihren Geschoßhagel entsenden und Feuerwerker Griechisches Feuer schleudern. Die Ägypter werden völlig geschlagen. Damaskus wird eingenommen. Wider Timurs Willen geht es in Flammen auf.

Zwei Jahre später wendet er sich auf die Hilferufe von Byzanz hin gegen den türkischen Sultan Bayazet I., den Besieger christlicher Kreuzheere. Am 15. Juni 1402 fällt in der Ebene von Angora die Entscheidung. Kurz vorher waren drei Gesandte des Königs Heinrich III. von Kastilien, die Spanier Clavijo, de Soto und Sanchez de Palaçuelos in Timurs Lager eingetroffen. Sie wurden Zeugen seines überwältigenden Sieges. Bis zuletzt hielt Bayazet im Staub und in der Hitze dieses Schlachttages mit 10000 Janitscharen auf einem Hügel aus, nachdem seine serbischen Söldner und seine Lehnsreiterei längst von den Tataren in die Flucht geschlagen waren. Schließlich fiel er lebend in ihre Hände. Timur wurde durch seinen Sieg zum Retter des byzantinischen Kaisertums. Hätten die Türken nicht damals diese vernichtende Niederlage erlitten, wäre Konstantinopel 50 Jahre eher gefallen. Der Lauf der Welt wäre ein anderer geworden. Timur selbst war sich der Bedeutung seines Sieges für die abendländische Welt, die damals in verzweifeltem Abwehrkampf gegen die Türken stand, wohl bewußt. Er sandte Boten mit einem Schreiben, das seinen Sieg verkündete, bis an den Hof König Karls VI. von Frankreich. Das Schreiben war an ihn „und andere Herrscher der Christenheit“ gerichtet. Der König beantwortete es 1403 in höflichem Latein.

Von der Wolga bis nach Delhi, vom Aralsee bis nach Kleinasien erstreckte sich Timurs Machtbereich. Noch blieb das Letzte zu tun, die Eroberung der inneren Mongolei, des Kernlandes seines Volkes. Er zögerte trotz seines hohen Alters nicht, auch dieses noch zu vollbringen, um das Reich Dschingis-Khans in seinem alten Umfange zu erneuern. Im November des Jahres 1404 begann er seine Truppen für den neuen Feldzug zusammenzuziehen. Die Hofastrologen hatten ihm Glück und Erfolg prophezeit. Wie stets hatte er 3 Heeressäulen für den Einmarsch in die Mongolei bereitgestellt, seiner alten Regel „Getrennt marschieren, vereint schlagen“ gemäß. Das Heer lag noch in den Winterquartieren, als Timur im Februar 1405 eine Wallfahrt nach der Stadt Yazd in Turkestan unternahm. Nach seiner Rückkehr wollte er ins Feld aufbrechen. Da ereilte ihn am 18. Februar der Tod. Das Reich fiel an seine Söhne. Sie verstanden nicht, es zu bewahren. Der Riesenbau, den er errichtet, zerbröckelte wieder. Sein Lebenswerk hatte nicht Dauer, und so blieb der Eindruck, den er hinterließ, der eines Würgeengels, einer Geißel, die Allah den Menschen gesandt.

Er selbst aber schrieb von sich: „In meiner Regierung ließ ich mich leiten von Milde, Menschlichkeit und Geduld ... Ich betrachtete die Großen meines Landes als meine Brüder und die Geringen als meine Kinder. Ich wußte mich den Sitten und dem Charakter jeder Provinz und jeder Stadt anzupassen. Ich gewann die Freundschaft meiner neuen Untertanen.“ Ein krasser Widerspruch? Nein, sein wahres Wesen, sein innerstes Wollen enthüllt sich in diesen Worten, mag es ihm auch im Leben nie möglich gewesen sein, dieses sein Ideal ganz zu verwirklichen.

Diese Worte stehen in der Staatsschrift, die er nach der Schlacht von Angora in mongolischer Sprache für seine Söhne und Nachfolger verfaßte. Sie enthält nicht nur Vorschriften über die Staatsverwaltung und das Heerwesen, sondern auch seine Memoiren, Schlachtdispositionen und Aufmarschpläne für den Zug nach Indien so gut wie für die Schlacht von Angora.

Zugleich aber lassen diese Aufzeichnungen noch anderes ahnen. Sie umreißen die Eigenart seiner Persönlichkeit, und diese Eigenart war in ihrer Schlichtheit und Schmucklosigkeit unorientalisch schlechthin. Was den Chronisten als finsteres, ablehnendes Wesen erschien, das war in Wahrheit nichts als überlegen ernste Zurückhaltung und wohlabgewogene, gemessene Klugheit, der jede prunkende Phrase fremd war. Doch weil den meisten Geschichtsschreibern seine Größe fremd und unbegreifbar blieb, mißdeuteten sie ihn und malten das Bild des lahmen, finsteren und blutdürstigen Tyrannen, dessen Reiterschwärme gleich Heuschrecken eine Welt verwüsteten.



Abb. 1. Burgwindheim (Steigerwald), Ebracher Kurie. 1720—25. Gesamtansicht

DIETRICH SECKEL

Balthasar Neumann

Zu seinem 250. Geburtstag

Man hat einmal mit Recht bedauert, daß die Namen der großen deutschen Barockbaumeister nicht gleichermaßen im Bewußtsein des Volkes lebendig sind wie etwa die Namen Bachs oder Händels, deren ebenbürtige Zeitgenossen sie waren. In neuerer Zeit ist zwar die Baukunst des späten 17. und der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts bekannter und beliebter geworden, aber noch immer erscheint vor dem Auge des Nichtfachmanns keine runde, in ihrem Leben und Schaffen allseitig überblickbare Gestalt, wenn ein Name wie Balthasar Neumann

fällt, und sein 250. Geburtstag dürfte bei weitem nicht unter so allgemeiner Anteilnahme gefeiert werden wie der der beiden Musiker vor zwei Jahren.

Neumann ist freilich immer noch der bekannteste von den deutschen Barockarchitekten neben Schlüter. Es gibt eine große Zahl von Menschen, denen die Wallfahrtskirche von Vierzehnheiligen zum großen Erlebnis wurde und denen der Name ihres Schöpfers im Gedächtnis blieb; doch wer hat einen Begriff von dem Umfang seines übrigen Schaffens, wer ist in der Lage, die wesentlichsten seiner Bauten aus dem Gedächtnis aufzuzählen, und wer darf sich gar anheischig machen, einen Neumannschen Bau an seinen künstlerischen Zügen aus einer Reihe anderer Werke herauszukennen?

1.

Neumanns Schaffen besitzt einen Reichtum und eine Weite der Dimensionen wie das kaum eines anderen deutschen Architekten — vielleicht mit Ausnahme Schinkels. Schon der Raum, der von ihm durchmessen wurde, aus dem er die geistigen Strahlungen in sich aufnahm und in den er seine künstlerischen Kräfte schaffend und anregend hinaussandte, umfaßt einen großen Teil von Deutschland. Er stammte aus Deutschböhmen, wurde als Nachkomme einer Reihe von Tuchmachergenerationen Ende Januar 1687 in Eger geboren und wuchs in einer achtköpfigen Kinderschar unter einfachen Verhältnissen auf. Dann kam er nach Franken, in den Dienst der Würzburger Bischöfe — jener Schönborns, die damals eine der mächtigsten und am weitesten ausgreifenden Stellungen hatten und zeitweilig die Bistümer Mainz, Speyer, Würzburg und Bamberg beherrschten. Nicht nur die Bautätigkeit in Franken und besonders in Würzburg hat er entscheidend bestimmt, sondern die Kette seiner Werke zieht sich in weitem Bogen um dieses Kernland herum und umschreibt große Bezirke von West- und Süddeutschland: von Brühl bei Köln verläuft sie über Koblenz, Trier, Mainz, Bruchsal nach Neresheim (bei Nördlingen) und findet über Bamberg im nordöstlichen Franken, in Vierzehnheiligen wieder den Anschluß an die Mitte und zugleich an Neumanns Geburtsland, das benachbarte Nordwestböhmen. Erweitert wurde dieser räumliche Umkreis durch Studienreisen nach Paris und Wien: die beiden Pole der älteren mitteleuropäischen Barockbaukunst haben in Neumanns künstlerische Arbeit starke Kräfte einfließen lassen, die er ganz in den Dienst seiner deutschen Bauphantasie zu stellen wußte.

Diese Arbeit vollzog sich in einer zeitlich langen Entwicklung, in allmählichem Aufstieg; und wie kein großer Künstler auf einmal fertig und reif dasteht, so brauchte auch Neumann einen Zeitraum von vielen Jahren, um zu seinen großen Bauten, den Gipfelpunkten des deutschen Barock überhaupt, fähig zu werden — zumal da dieser Aufstieg nicht nur auf der einen Ebene rein architektonischen Schaffens erfolgte. Neumann war ursprünglich gar nicht Architekt, sondern — nach einer Lehrzeit als Geschütz- und Glockengießer — zunächst Militäringenieur, und erst nachdem er als solcher zu hohen Ämtern im Würzburger Dienst aufgestiegen war, griff er allmählich auch auf das Gebiet der künstlerischen Architektur hinüber und

Abb. 2. Burgwindheim (Steigerwald), Ebracher Kurie. 1720—25. Seitenfront





Abb. 3. Burgwindheim (Steigerwald), Ebracher Kurie. 1720—25. Gesimszone

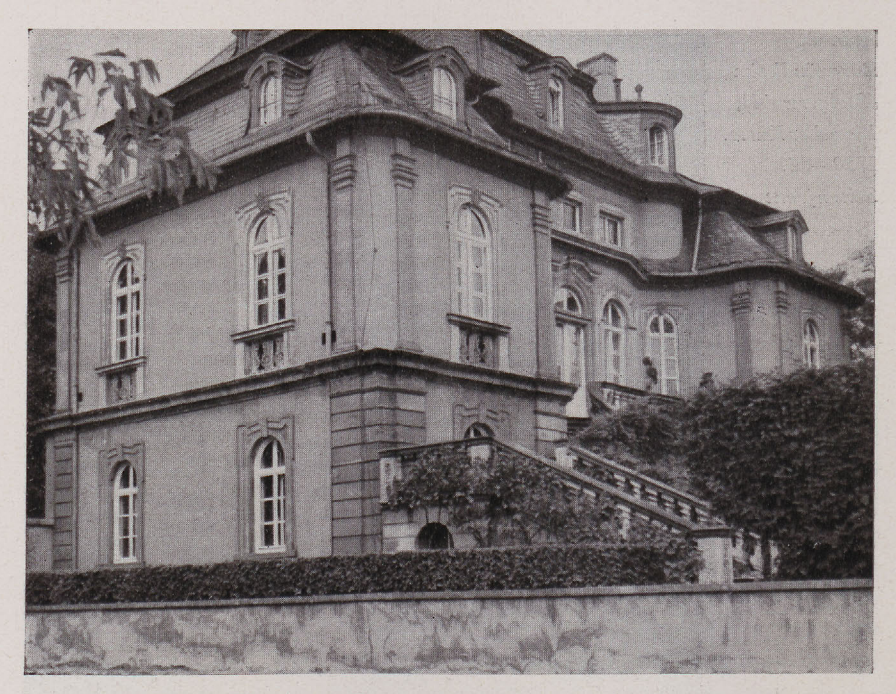


Abb. 4. Würzburg, Huttenschlösschen. 1725 ff. Gartenfront

wurde schließlich eine Art Baudiktator von Franken. Hier entfaltete er sich dann immer freier, löste sich immer stärker von allen Vorgängern und Vorbildern los, schritt von bescheidenen Aufgaben zu immer größeren fort und endete bei den ganz souveränen, in ihrer technischen Kühnheit, ihrer architektonischen Genialität und der Größe ihres gesamten Wurfs bis dahin unerhörten Schöpfungen seiner späteren Zeit: den Treppenhäusern in Bruchsal (1731) und Brühl (1743–48), den Kirchen in Vierzehnheiligen (1743 ff.) und Neresheim (1745 ff.). Doch dürfen wir diese Linie nicht zu gradlinig ziehen: künstlerisches Wachstum verläuft nicht ohne Überraschungen, und so sehen wir denn schon in recht früher Zeit, in den zwanziger Jahren, wie Neumann entscheidenden Anteil an einer der größten Bauschöpfungen Deutschlands nimmt, der Würzburger Residenz, deren Treppenhaus ganz sein Werk ist. (Wie weit seine Einwirkung an den übrigen Teilen reicht, ist eine kunsthistorische Streitfrage.) Aber auch die zahllosen kleineren Werke, die er zwischen diesen großen Stationen seines Künstlerweges schuf, sind fast alle von überragendem Rang; wenn man einmal durch die kleinen fränkischen Orte herumreist, wird man fast überall einem Neumannschen Bau begegnen, der durch seine künstlerische Feinheit und Originalität zu einem beglückenden Funde wird, und noch immer sind Kunsthistoriker damit beschäftigt, durch das Studium von Urkunden und durch genaue Stilvergleichung weitere Werke Neumanns zu ermitteln.

Das Verzeichnis seiner Arbeiten wird sich freilich wohl niemals endgültig abschließen lassen, denn sein Aufgabenkreis war so weit und umgriff so viele Gebiete, daß manches überhaupt nicht mehr faßbar ist. Zeitlebens blieb er Ingenieur, hat als solcher an den Bastionen der Würzburger Marienfestung gebaut und Straßen, Brücken und Pumpwerke errichtet; neben der Zivil- und Militärtechnik stehen dann seine künstlerischen Schöpfungen, die in sich wieder eine Fülle von Aufgaben umfassen: Bürgerhäuser, Stadtschlösser, große Sommerschlösser, Stiftsgebäude, Klöster und Kirchen — jeweils von sehr verschiedenem Umfang: neben den Riesenkirchen stehen bescheidene Dorfkirchen, neben schlichten Würzburger Bürgerwohnungen Palais' für Adelsfamilien. Zugleich aber entfaltete Neumann eine amtliche Tätigkeit als Prüfer neuer Geschütze, als Arrangeur von Festen und Feuerwerken, sogar als Professor der Militär- und Zivilbaukunst an der Würzburger Julius-Universität.

Neumanns Werk wird nun dadurch noch vielgestaltiger, daß der Grad seiner Anteilnahme und Selbständigkeit bei den einzelnen Arbeiten jeweils verschieden ist: von der bloßen Mitwirkung, die im Anonymen verbleibt, führt die Stufenleiter über gesonderte Zutaten zu fremden Werken und mehr oder minder tief greifenden Umbauten zu den ganz selbständigen Schöpfungen empor; je stärker freilich die Belastung des Künstlers wurde, desto mehr war er auf Gehilfen ange-



Abb. 5. Würzburg, Huttenschlösschen. 1725 ff. Straßenfront

wiesen, die nicht immer in seinem Sinne arbeiteten – abgesehen von den Veränderungen, die manche seiner Bauten nach seinem Tode erleiden mußten – so daß verschiedene Neumannsche Werke, um mit Dehio zu reden, nur in Knechtsgestalt in die Wirklichkeit getreten sind. So ist der Geist des Künstlers also in sehr unterschiedlicher Dichtigkeit und Freiheit in seine Bauten eingeflossen.

2.

Von den großen und allgemeiner bekannten Werken wollen wir hier nicht sprechen; über sie findet man in den verbreiteten Kunstbüchern das Nötige gesagt und mit Abbildungen illustriert. (Besonders auf Pinders Barock-Band in den Blauen Büchern sei ausdrücklich hingewiesen, wo die großen Bauten Neumanns fast sämtlich abgebildet sind.) Vielmehr soll versucht werden, an einer Auswahl von ziemlich unbekannten Bauten ein paar wesentliche Züge von Neumanns architektonischem Stil zu zeigen.

Fährt man auf der großen Straße von Bamberg nach Würzburg, so kommt man im Steigerwald dicht an einem frühen kleinen Bau Neumanns vorbei, dem vom Kloster Ebrach errichteten Kuriengebäude in Burgwindheim (Abb. 1; 1720 bis 1725). Hier finden wir schon einen Grundriß und Aufbau von höchster Originalität (Abb. 2): aus einem rechteckigen, ursprünglich von einem großen Saal ausgefüllten Mittelblock springen an den Ecken in dreifacher Stufung Pavillons hervor – und zwar so, daß der Grad des Vorspringens sich immer mehr steigert. Die erste Stufe ist noch klein, bleibt auch in ihrer Höhe unterhalb des Dachfirsts und liegt ganz eng eingebunden und angeschmiegt an den Hauptblock; der zweite Vorsprung greift um sie herum und übertönt sie, indem er die volle Dachhöhe erreicht und zugleich viel weiter heraustritt. Auch er jedoch wird wiederum übersteigert von der letzten Stufe, die zwar weniger stark vorspringt, aber sich in breiten Eckfronten entfaltet, in wunderbar geschwungenem, zugleich weichem und straffem Dach emporgipfelt und dem ganzen Bau die entscheidenden Akzente verleiht. Besonders fein wirken die edlen und klaren dekorativen Einzelformen unter dem wuchtigen Dach und dem energischen Gesims (Abb. 3). Alles in allem eine Vereinigung von plastischem Reichtum und tektonischer Straffheit zu klarer Fülle und anmutiger Kraft.

Bald darauf baute Neumann für die Grafen Hutten in Würzburg ein kleines Palais, das sich durch einen besonderen, wenn auch weniger durchgeklärten Reichtum auszeichnet (Abb. 4). War in Burgwindheim mit Ausnahme der Dächer alles auf die geraden Linien und scharfen Kanten gestellt, so rundet sich die Baumasse hier in immer neuen Kurven, tritt in gewölbten Formen hervor oder wird in konkaven Buchtungen eingezogen, stellenweise sogar, besonders am Dach, gleichsam tief eingeschlürft. Der Bau ist weicher, plastischer geworden; die Formen setzen sich nicht mehr so klar und scharf gegeneinander ab, sondern gleiten ineinander über – hier kann sogar ein Gesims einfach in eine konkave Rundung eintauchen (Abb. 5) –, und es entsteht ein schwer überschaubares Hin und Her von



Abb. 6. Etwashausen bei Kitzingen a. Main, Heilige-Kreuz-Kirche. Außenbau. Plan 1733, Ausführung 1741—45



Abb. 7. Etwashausen bei Kitzingen a. Main, Heilige-Kreuz-Kirche. Inneres. Plan 1733, Ausführung 1741 bis 1745

gegensätzlichen Richtungen. Auch die farbliche Erscheinung ist lebhafter: statt einheitlichen grauweißen Steins ein systematischer Wechsel von gelblichen und rötlichen Sandsteinschichten neben großen schlichten Putzflächen. Überall starke Gegensätze: etwa zwischen dem plastisch wogenden Dach und den ruhigen Wänden, die nur in den Mittelachsen sich zu größerer Bewegtheit steigern — nach der Straße zu in einer schönen Gruppe von drei Fenstern mit flachem Balkon, zum Garten



Abb. 8. Schloß Werneck. 1732—44. Orgelempore der Kapelle

hin in einer tief eingebuchteten fünffenstrigen Fassade. Und gerade hier, wo die Baumasse sich konkav einzieht, springt eine schöne, doppelläufige, echt Neumannsche Treppe in mehreren Kaskaden, in häufigem Richtungswechsel, in bald gebogenem, bald geradem Lauf hinab, mit langen Armen in den Garten hinausgreifend. —

Von den zahlreichen Dorfkirchen, die Neumann gebaut hat, ist die von Etwashausen — am Main gegenüber von Kitzingen gelegen — wohl die reizvollste. (Plan 1733, Ausführung 1741—45.) Das große formale Thema aller Barockkirchen: die Durchdringung von kreuzförmigem Langbau und zentralem Kuppelraum ist hier in ganz einfacher Weise vollendet behandelt. Im Außenbau vollzieht sich diese Durchdringung beinahe kunstlos — die Kuppel ist einfach zwischen die Satteldächer hineingesenkt (Abb. 6) — und den wesentlichen Akzent bildet hier

der schöne Turm mit der geschwungenen Fassade; im Innern dagegen (Abb. 7), das ohne die geplante Dekoration blieb und so den architektonischen Kern in voller Reinheit darbietet, erfolgt die Verschmelzung durch das geniale Mittel der über Eck gestellten freistehenden Säulenpaare, die keine Vereinzelung und renaissancehafte Absonderung der Räume aufkommen lassen und hinter denen der Blick von dem einen in den andern herumgleitet (dies Motiv kehrt dann noch großartiger



Abb. 9. Schloß Werneck. 1733—44. Orgelempore der Kapelle, Ansicht von unten

in Neresheim wieder). Die kleine Kirche ist von einer erstaunlichen Monumentalität erfüllt, die vor allem auf den Proportionen, der Schlichtheit der Formen und der Macht der Gewölberundungen beruht. Freilich: der von Neumann gewünschte Eindruck wäre wohl reicher und prächtiger gewesen und die Dekoration hätte die entscheidenden Bewegungsbahnen deutlicher und sprechender herausgearbeitet. Die Klassizität der Gesamtwirkung liegt zweifellos nicht im Sinne des Künstlers.

Wesentlich beschränkter waren die räumlichen Möglichkeiten, als Neumann in einen Flügel des von ihm gebauten Schlosses Werneck (bei Schweinfurt; 1733 bis 1744) eine Kapelle einfügte: aber welch ein Reichtum und welche Bewegungsfülle auch hier! Er schrieb in ein Rechteck eine Ellipse ein, die sich von einem Pilaster zum andern schwingt und in dem sehr energischen, reich profilierten und



Abb. 10. Käppele über Würzburg. 1747—50. Orgelempore



Abb. 11. Kloster Oberzell bei Würzburg. 1744—60. Fassade

in tief eingebuchteten Kurven sich ein- und ausbiegenden Gebälk am deutlichsten hervortritt. In den Ecken bleiben runde, stark herausgeschälte Räume übrig, in denen die Bewegung jedesmal eine Zeitlang zur Ruhe kommt, bevor sie in neuer Richtung weitereilt. Vielleicht das Schönste ist aber die Orgelempore (Abb. 8), die in fünf kleinen Balkons hervortritt und mit ihrer herrlich melodiös geschwungenen Kurve einen großen Teil des Raumes umgreift. Gegenüber den Einbuchtungen des Wandaufbaus bringt sie wieder die konvex-auswölbende Plastik zur Geltung, und welche Stämmigkeit und Kraftfülle bei aller Zartheit der Linien, welche großformige Energie und straffe Spannung bei aller Feinheit und Eleganz hier herrscht, zeigt ein Blick von unten herauf besonders deutlich (Abb. 9). All diese Formen sind eminent dreidimensional; und jede wagerecht vortretende Kurve ist zugleich mit einem Vertikalbogen verschmolzen, so daß als Ergebnis eine völlig irrationale, raumdurchdringende Linie entsteht (z. B. Abb. 8 rechts).

Für dies Formprinzip ist auch die Orgelempore im „Käppele" über Würzburg (1747—50) ein sprechendes Beispiel (Abb. 10) — in jener hoch am Berge haftenden Wallfahrtskapelle, zu der eine der imposantesten Treppenanlagen hinaufführt, die Neumann je entworfen hat. Die mächtige Woge der Brüstung, die sich quer durch den ganzen Raum schwingt und mit den steigenden und sinkenden Wellen der Arkaden dreidimensional verschmilzt, wird begleitet von dem rauschenden Formenspiel der Orgel selbst, das am Gebälk emporbrandet, während die Empore sanft in die Seitenwand eintaucht. Neben dieser schäumenden und raumumgreifenden Kraft steht auch hier wieder eine strahlende Feinheit und fast porzellanhafte Eleganz.

Sehr wenig bekannt ist das dicht vor den Toren Würzburgs liegende Kloster Oberzell, wo neben der romanischen, barock dekorierten Kirche von Neumann ein leider nur zur Hälfte ausgeführtes Klostergebäude errichtet wurde (1744 ff., also gleichzeitig mit Vierzehnheiligen, ein Alterswerk des Künstlers). Die Fassade gehört zum Schönsten des ganzen deutschen Barock (Abb. 11/12); im Innern hat der große Treppenhausarchitekt — Ebrach, Würzburg (Residenz), Bruchsal, Brühl haben Neumannsche Treppen! — noch einmal eine Anlage von herrlicher Feinheit geschaffen (Abb. 13), nicht ohne auch hier eine besonders originelle Lösung zu finden. Den Mittelarkaden fehlen die Seitenpfeiler; statt dessen haften die Bögen auf dem Scheitelpunkt der Kurve, die unter den seitlichen Treppenläufen schräg emporspringt; und von diesem Knotenpunkt des ganzen Bewegungsgeschehens schnellt nun nicht nur der Treppenbogen weiter in die Tiefe und die Arkadenbögen rechtwinklig zur Seite, sondern auch der kleine Eckpfeiler senkrecht in die Höhe, wobei er seinerseits das Treppengeländer von unten empfängt und um die Ecke herum weiter aufwärts leitet, bis es die Höhe des Mittelbalkons über dem schön proportionierten Triumphbogen erreicht: eine Verdichtung der dynamischen Form, eine Energie des räumlichen Geschehens, die dies Werk trotz seiner einfacheren Gesamterscheinung in eine Reihe mit den großen und berühmten Neumannschen Treppenbauten rückt.

Diese Bewegungsenergie und Raumdurchdringung macht auch die Kirche von Vierzehnheiligen zu einer so besonders großartigen Bauschöpfung. Den Zentralpunkt des Ganzen zeigt Abb. 14: die sog. Vierung, die hier aber statt eines erhöhten Mittelraums eine sich etwas einsenkende Kreuzungs- und Begegnungsstelle von mehreren Räumen und Gewölbebahnen bildet. Die Ellipse des Chors (rechts) berührt sich hier mit der des großen Mittelraums (links), und nach beiden



Abb. 12. Kloster Oberzell bei Würzburg. 1744—60. Mittelrisalit der Fassade

Seiten greifen sphärische Dreiecke in die runden „Querschiff"-Räume über, wo von einer kleinen Kuppelfläche mehrere Gewölberippen wie Finger einer Hand hinabgreifen. Durch die Transponierung elliptischer Linien auf flache Kuppelschalen entstehen überall sehr komplizierte Kurven, die die einzelnen Räume ineinander überleiten und miteinander verschmelzen. Hier, an diesem Mittelpunkt des Geschehens, sollte ursprünglich der Gnadenaltar der 14 Nothelfer stehen; der große ovale Hauptraum, in dem er sich jetzt befindet, sollte nur ein Sammelbecken für die Gemeinde der Gläubigen sein und sie mit zwingender Biegung und mächtigem Schritt der Säulen zum Altar hinleiten, über den sich alle Gewölbelinien getroffen hätten. So plante es Neumann; aber ein Gehilfe wußte es besser und veränderte den Bau in verschiedener Hinsicht so, daß Neumann seinen eigenen



Abb. 13. Kloster Oberzell bei Würzburg. 1744—60. Treppenhaus



Abb. 14. Vierzehnheiligen. 1743 ff. Gewölbe

Gedanken nur noch teilweise retten konnte. Der architektonische und der religiöse Mittelpunkt klaffen jetzt empfindlich auseinander, während sie nach Neumanns genialem Plan zusammengefallen wären und sich gegenseitig unterstützt und gesteigert hätten. Aber auch so wirkt dieser Raum immer noch überwältigend in seiner Bewegungsfülle, Weite und festlichen Leuchtkraft, und man darf ihn wohl mit Recht als Neumanns größtes Werk bezeichnen.

3.

Von solchem Höhenflug fand der Künstler aber immer wieder zurück zu den schlichten und doch lebensvollen Formen kleiner Zweckbauten; so fügte er z. B. am Würzburger Dom zwei kleine Sakristeien an (Abb. 15) und bewies damit, welch ein stilistisches Anpassungsvermögen er besaß, ohne seinen persönlichen Eigenwillen historisierend aufzuopfern. Dies ist eine von Neumanns größten Künstlereigenschaften: die Fähigkeit, jeder Aufgabe ihr richtiges Maß von formalem Aufwand zu verleihen; damit verbindet sich die Fähigkeit, jeden Bau eng an die vorhandene, natürliche oder architektonische Umgebung anzupassen und stets eine große Gesamtplanung im Auge zu haben. So hat erst Neumann aus dem Kloster Banz durch seine an und für sich bescheidenen Anbauten (1752 ff.) eine abgerundete, künstlerisch geschlossene, der natürlichen Lage angeschmiegte und sie gleichzeitig steigernde und krönende Gesamtanlage gemacht. Neumann, der die „barock-

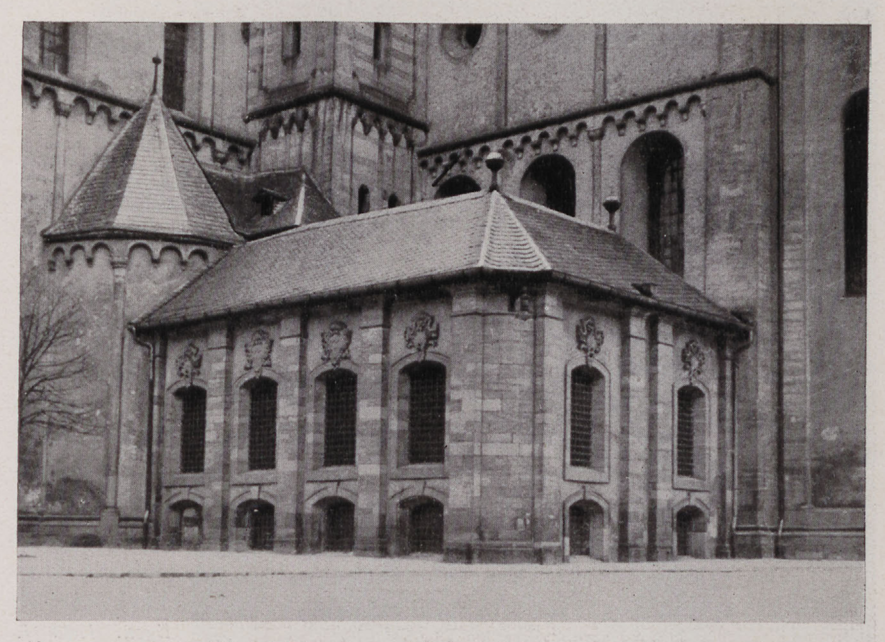


Abb. 15. Würzburg, Sakristei am Domchor. 1749



Abb. 16. Würzburg, Schönbornkapelle am Dom. 1721—36 unter Mitwirkung Neumanns. Gewölbe

sten" Bauten schuf, die wir besitzen, wandte diesen hochgespannten Stil durchaus nicht um jeden Preis und bei jeder Gelegenheit in voller Entfaltung an, sondern ließ seiner Bauphantasie nur da freies Spiel, wo die Aufgabe so reiche Mittel rechtfertigte, und wo er sich nicht durch sein Stilempfinden an Gegebenes gebunden fühlte.

Solche Vereinigung von Freiheit und Bindung zeichnet auch Neumanns Formensprache aus: keine wilde Phantastik, sondern eine reiche, aber durch strenges Verantwortungsbewußtsein gezügelte Phantasie; Reichtum der Form verbunden mit einem feinen Gefühl für Maß und Grenze; plastische Üppigkeit in der Modellierung der Baumassen, gebändigt durch energievolle Straffheit und stählerne, klingende Elastizität: innerhalb des Barock eine „klassische" Kunst, die auf spannungsreichem Ausgleich gegensätzlicher Kräfte beruht, welche zu einer innerlich reinen und klaren Synthese geläutert sind.

Daher rührt vielleicht auch das eigentümlich Strahlende, die innere und tief beglückende Leuchtkraft, die alle Neumannschen Bauten erfüllt und die sie grundlegend abhebt von allen vorangegangenen und zum Teil auch von den gleichzeitigen Barockwerken — namentlich von der schweren, wuchtigen, oft düsteren Haltung

des ausgehenden 17. Jahrhunderts. Bei Neumann wird alles leicht und licht, aus schwerer Wucht wird schwingender Tanz und elastischer Schritt; der Geist des 18. Jahrhunderts spricht hier vernehmlich seine Sprache, die nichts mehr zu tun hat mit der dunkleren, tragisch gebrochenen des älteren Barock. Doch wäre es verfehlt, sie mit der gleichzeitigen Literatur auf eine geistesgeschichtliche Stufe zu stellen: im Vergleich mit deren geringem Tiefgang besitzt Neumanns Kunst noch die ganze reife und tiefe Fülle des süddeutschen, stets noch religiös verwurzelten und seine Kraft nicht aus reiner Vernünftigkeit schöpfenden Barockgeistes. Auch stand sie nicht, wie die Literatur des 18. Jahrhunderts, in scharfer Opposition zur jüngsten Vergangenheit, sondern führte sie fort, steigerte sie und leitete sie in eine hellere, optimistischere Weltanschauung organisch hinüber. (Das gleiche vollzog sich auch im Norden, wo etwa Knobelsdorff gegen Schlüter als Künstler des 18. Jahrhunderts gegen den des 17. steht.) Neumann ist das Haupt einer großen geistesgeschichtlichen Bewegung innerhalb der Architektur, die neben ihm von vielen kleineren Geistern getragen wird. Durch seine überragende Genialität und die Macht, Fülle und Strahlkraft seiner Persönlichkeit, die ihre inneren Spannungen zu einem sieghaften Ausgleich von Bindung und Freiheit führte, hat er als eine der größten Gestalten der deutschen Kultur zu gelten.



Abb. 17. Würzburg, Fichtelscher Hof. Umbau durch Neumann 1724

Alle Aufnahmen: Dietrich Seckel

Rundschau

Vor direkten Verhandlungen? Beim Abschluß dieser Zeilen ist die politische Welt in der Erwartung der Rede des Deutschen Reichskanzlers, die für den 30. Januar angekündigt ist, der auf die Reden des englischen Außenministers Eden und des französischen Ministerpräsidenten Léon Blum antworten will. Es ist zu hoffen, daß die nur etwas zögernd aufgemachten Türen durch deutsche Initiative sich weit zu entscheidenden und grundlegenden Verhandlungen, bei denen alle europäischen Probleme einer Lösung zugeführt werden könnten, öffnen werden. Man muß wohl auf eine gemeinsame Linie England – Frankreich rechnen.

Den politischen Fragen wird man zweifellos erfolgreicher zu Leibe gehen können, wenn die Ursache so vieler politischer Schwierigkeiten in der ganzen Welt: die wirtschaftliche Notlage mancher Länder und die Scheidung der Welt in Habende und Nichthabende, beseitigt oder gemildert wird. Halbe Maßnahmen können hier nichts nützen, es muß von großen staatsmännischen Gesichtspunkten aus an die ganze Schwere der Probleme herangegangen werden.

Italien hat mit England ein Gentleman-Agreement über das westliche Mittelmeer geschlossen, ohne daß dadurch Italiens Festhalten an der Achse Italien – Deutschland geändert worden wäre.

Inzwischen geht der Krieg in Spanien weiter und hat durch allerhand Zwischenfälle, so vor allen Dingen durch die Aufrührung der Marokkofrage, neuen Konfliktstoff gebracht, den zu immunisieren viele Hände am Werke sind.

Sonst liegen wesentliche Ereignisse aus der Berichtszeit nicht vor. Es muß aber daran erinnert werden, daß im Fernen Osten keine Ruhe eingetreten ist und die letzten Ereignisse in Japan auch auf die Beziehungen Japans zu China sehr weitgehende Folgen haben können.

Horace Greely Hjalmar Schacht, Reichsbankpräsident und Reichswirtschaftsminister im Dritten Reich, ist am 22. Januar 1877 in Tingleff geboren und feierte unter großer Anteilnahme der deutschen Öffentlichkeit in diesem Jahre die Vollendung seines 60. Lebensjahres. Wer den jungen Studenten, der allen schönen Künsten, besonders der Literatur, neben seinem Fachstudium ergeben war und zeit seines Lebens aufgeschlossen blieb, seinerzeit vorausgesagt hätte, daß er in schwersten Zeiten an verantwortungsvollstem Posten für sein Vaterland entscheidend tätig sein würde, hätte wohl bei ihm selber ein ungläubiges Lächeln hervorgerufen. Und doch nahm jeder, der seinen Lebensweg kreuzte, schon bei dem jungen Doktor eine ungewöhnliche Schärfe des Verstandes, eine zähe, unbeirrbare Energie und die Fähigkeit, sich zur Geltung zu bringen, wahr. Damals gehörte Hjalmar Schacht zu dem Kreise aufgeschlossener junger Menschen, die sich von Erich Schmidt in die Schönheiten deutscher Literatur einführen ließen, obgleich sein eigentliches Studium der Nationalökonomie galt. Nach Beendigung seines Studiums trat er bei der Dresdner Bank ein, in der er erst als Leiter des Archivs und dann von 1908 bis 1915 als stellvertretender Direktor tätig war. In den ersten beiden

Kriegsjahren arbeitete er bei dem deutschen Generalgouvernement in Brüssel und richtete dort die belgische Notenbank ein. 1916 wurde er Direktor der Nationalbank für Deutschland, die unter seiner Leitung mit der Darmstädter Bank zur Darmstädter und Nationalbank vereinigt wurde. Seit November 1923 Reichswährungskommissar, bewirkte er mit Luther die Stabilisierung der deutschen Währung. Im Dezember 1923 wurde er Reichsbankpräsident. Bei den Beratungen über den Young-Plan war er nach dem Rücktritt Vöglers der deutsche Hauptdelegierte. Im April 1930 trat er unter ungeheuerem Aufsehen im In- und Auslande von seinem Amt als Reichsbankpräsident zurück. Aber niemand zweifelte, daß ein Mann von den Gaben Schachts nicht feiern dürfe, sondern bald in die Verantwortung zurückkehren müßte. Im März 1933 wurde er erneut Reichsbankpräsident und übernahm später auch das Reichswirtschaftsministerium. In der Zeit seiner offiziellen Muße veröffentlichte er in der „Deutschen Rundschau", März 1931, einen Aufsatz „Die deutsche Wirtschaft unter dem Young-Plan", der gerade auch im Auslande starke Beachtung fand. Es erscheint untunlich, in einer Zeit, da grundsätzliche Entscheidungen im Wirtschaftsleben unter Schachts Mitwirkung getroffen sind und ihrer Auswirkung entgegengehen, eine endgültige Würdigung dieser seiner Arbeit auch nur versuchen zu wollen. Seine Verdienste um die deutsche Währung und sein Kampf gegen Versailles sind geschichtsnotorisch. Fest steht, daß der Name Schacht auch für das Ausland ein Programm bedeutet, dessen weitere Entwicklung man überall in der Welt mit größter Aufmerksamkeit und Spannung verfolgt. Schacht hat seit Beginn seiner Wirksamkeit in der Öffentlichkeit leidenschaftliche Gegner wie begeisterte Freunde gehabt. In e i n e m Punkt sind sich alle einig: er ist ein Mann von so ausgesprochenem Mut, daß es ihn treibt, gerade an die schwersten Aufgaben seine Kraft zu setzen und im Interesse der Sache auch die unbequemsten Auseinandersetzungen nicht zu scheuen. Schon auf Grund dieser Eigenschaft ist er berufen, gerade in krisenhaften Zeiten im Vertrauen auf den eigenen Stern an wichtigsten Stellen seinen Mann zu stehen.

Professor Dr. Karl Muth, der Begründer des „Hochland", vollendete am 31. Januar sein 70. Lebensjahr. Mit 31 Jahren trat er in scharfem und schneidigem Angriff vor die deutsche und insonderheit die katholische Öffentlichkeit mit seiner unter dem Pseudonym Veremundus erschienenen Schrift „Steht die katholische Belletristik auf der Höhe der Zeit?", der er im nächsten Jahre, nun unter seinem eigenen Namen, eine zweite Broschüre folgen ließ „Die literarischen Aufgaben der deutschen Katholiken — Gedanken über katholische Belletristik und literarische Kritik". (Diese Seite seiner reformatorischen Arbeit hat er 1909 gekrönt mit dem Buche „Wiedergeburt der Dichtung aus dem religiösen Erlebnis".) Man kann sich heute nur schwer einen Begriff davon machen, wie mutig dieses Hervortreten des jungen Katholiken war, welche maßlosen Angriffe von klerikaler Seite er entfesselte und wie sein Wirken der Beginn eines wahren Geistesfrühlings auf katholischer Seite wurde. Seinen Broschüren folgte sehr bald die Gründung der Zeitschrift „Hochland", die etwas völlig Neues im katholischen Geistesleben bedeutete und sehr bald die stärkste Beachtung auch im Aus-

lande fand, wo Muth zu den international anerkannten deutschen Geistern gezählt wird. Das, was Karl Muth damals geleistet hat und in seiner Zeitschrift bis heute leistet, gehört einem ehrenvollen Kapitel der deutschen Geistesgeschichte an. Es ist zweifellos nicht das geringste Verdienst des „Hochland", daß die Zeitschrift den Deutschen evangelischer Prägung es unmöglich machte, sich einer ehrlichen Auseinandersetzung mit den geistigen Menschen auf der katholischen Seite fürderhin zu entziehen unter dem Vorwand, daß dort geistige Freiheit, wie sie es verstünden, nicht zu finden wäre. Nehmen wir heute eine der Nummern des „Hochland" zur Hand, so findet man dieselbe Note, die man im Anfang seiner literarischen Tätigkeit bei diesem klaren und hellen Geiste spürte. Er trägt seinen Namen wirklich wie ein Symbol, denn Furcht hat Karl Muth nie gekannt, auch wenn er seinen Kampf stets vornehm und manchmal behutsam führte. Weder eine zarte Gesundheit noch schweres menschliches Leid lähmten seine Kraft. Unerschrocken hat er immer in seiner Zeitschrift die schwierigsten Probleme angefaßt und eine klare Stellung bezogen. So geht sein Wirken weit über das katholische Deutschtum hinaus, und viele seiner Freunde und Verehrer sitzen im ausgesprochen evangelischen Lager, die ihre Stimme gern mit denen seiner Mitarbeiter vereint hätten, die als Überraschung für den Jubilar der Januarnummer des „Hochland" angefügt sind. Denn um Karl Muth ist die Atmosphäre nicht nur des klaren Denkers, sondern eines hohen Ethos voll tiefer katholischer Frömmigkeit und sittlicher Leidenschaft, dem sich niemand, der ihm nähertreten durfte, entziehen kann. Dieser kluge Berater seiner Freunde hat auch die reifste männliche Eigenschaft: die Güte. Niemals hat er versagt, wenn im Kampfe um die großen Werte an ihn appelliert wurde. Um ihn selbst ist die Luft feiner Kultur, wie seine Zeitschrift sie bei aller Aufgeschlossenheit für Gegenwartsfragen atmet. Die „Deutsche Rundschau" gedenkt mit besonderer Wärme Karl Muths an seinem 70. Geburtstage, weil sie sich ihm und seiner Arbeit in doppeltem Sinne verbunden fühlt: im Eintreten für den volksdeutschen Gedanken und in dem Bestreben, die Fremdheit zwischen den Lagern zu überwinden, die die Grundlagen der christlichen Existenz mit Leidenschaft bejahen.

Kriegspferde in Ehrenbrot. Die englische Öffentlichkeit hat dieser Tage wieder einmal ein Muster nobler Kapriziosität geliefert. Sie hat sich für eine späte Hilfsaktion begeistert, die für die ehemaligen, in englischen Diensten gestandenen Kriegspferde gestartet werden soll bzw. zum Teil schon gestartet ist. Jedes Pferd, das während der Jahre 1914 bis 1918 einmal einen englischen Trainwagen gezogen oder einen britischen Kavalleristen getragen hat, soll aufgestöbert, angekauft, ins Inselreich geschafft und bis an sein natürliches Ende gepflegt werden. Dieser ebenso rührenden wie ritterlichen Maßnahme liegen eine Reihe mehr zufälliger Erfahrungen zugrunde. Wie es in England immer bei derartigen Einfällen zu sein pflegt, kommen sie nicht aus der Ideenküche des Staates oder irgendwelcher großen Organisationen, sondern aus dem Hirn einzelner Privatleute. Kriegsteilnehmer, die einmal wieder in die belgischen und französischen Kampfgebiete gekommen sind, haben sich bei dieser Gelegenheit ihrer

vierbeinigen Kameraden entsonnen, beiläufig ihrem Schicksal nachgeforscht und auf diese Weise beschämende Erkenntnisse zutage gefördert. Es hat sich herausgestellt, daß ein großer Teil der im Kriege verwandten Pferde mit Friedensschluß in belgische und französische Privathände übergegangen und sang- und klanglos wieder in das normale Pferdeleben eingespannt wurde. Diese Tatsache allein hätte aber wohl noch nicht genügt, um eine solche Aktion zum Loskaufen der Pferde in die Wege zu leiten. Der Engländer hat eine besondere, in seiner Lyrik und Musik am deutlichsten nachfühlbare Art des Gemütes, die bei ihm angerührt werden muß, um seine Gentleman-Moralität in Wallung zu bringen. Es ist bei diesen Nachforschungen herausgekommen, daß viele dieser Kriegspferde nicht nur mit Friedensschluß weiterarbeiten mußten (ein Schicksal, das ja schließlich auf die menschlichen Kriegsteilnehmer ebenso gewartet hat), sondern daß man auch die Pferdeinvaliden nicht geschont hat. „Kranke, lahme, halbblinde englische Kriegspferde ziehen heute noch die Karren belgischer und französischer Handelsleute", soweit sie nicht in der Zwischenzeit mit romanischer Unsentimentalität bereits am Wege liegengelassen oder den Roßschlächtern ausgeliefert worden sind. Dieser „Skandal" soll nunmehr ein Ende haben. Man schätzte die Summe, welche zum Ankauf und zur Versorgung der Pferde nötig sein wird, auf zehntausend Pfund Sterling, nachdem herausgebracht worden ist, daß heute, fast zwanzig Jahre nach Kriegsende noch Hunderte englischer Kriegspferde auf dem Lande in Frankreich und Belgien ihr armseliges Dasein fristen. Es wird aber sicherlich keine Schwierigkeiten gemacht haben, diese Summe in der seit den Aufrufen verflossenen Zeit aufzubringen. Die Pferde werden zunächst in Belgien in großen Ställen gesammelt, die hoffnungslos kranken Tiere ausgesondert und auf schmerzlose Weise getötet, die übrigen aber herangefüttert, um dann eines Tages als letzte, stumme Heimkehrer mit einem Transportdampfer ins Inselreich und in ein irdisches Pferdeparadies hinübergeschafft zu werden. Eine zwar späte, aber doch noch nicht zu späte Maßnahme, die eines großen Volkes würdig ist und von den künftigen Chronisten der Nachkriegszeit nicht vergessen werden mag.

Elegie auf das Gerümpel. Man verzeihe einmal den etwas anzüglichen Vergleich, aber die Verdauungskraft und damit auch die Vitalität eines Zeitalters offenbart sich am sinnfälligsten in dem, was es an depotenzierten Relikten, an Asche und Schrott, hinterläßt. Wenn wir die älteren, noch aus der Vorkriegszeit überkommenen Haushaltungen der Menschen mit unseren heutigen Wohnkabinen und ihrem schwindsüchtigen Inventar vergleichen, so springt uns nicht nur der Unterschied zweier Lebensstile in die Augen, sondern darüber hinaus auch noch ein solcher der Kraft und Weltaneignung. Unsere Großväter und Großmütter müssen offenbar mehr Materie verbraucht haben, als der heutige Mensch verdauen könnte. Man täusche sich doch nicht: der Zug zum „Praktischen" und „Sachlichen" ist eine Sparmaßnahme der Seele und sonst nichts. Wie armselig wir Heutigen von Amerika bis Rußland im Grunde genommen leben, wird daher erst in fünfzig, sechzig Jahren einmal herauskommen, wenn die „Lumpensammler" der Kulturgeschichte nach den Spuren unserer Existenz fahnden. Ein Bemühen,

das übrigens zu den reizvollsten des Menschenlebens gehören kann; wie billig des reiferen Menschenlebens. — Das „Gerümpel" stirbt aus. Wir verbrennen unser Leben mit immer weniger Aschenresten. Gewiß zu einem Teile aus dem Grunde, weil die Hitze unseres Daseins vielfach nicht mehr normale Fiebertemperaturen angenommen hat, aber auch weil in summa weniger Brennstoff dagewesen, weniger Materie in den einzelnen Lebensprozeß einbezogen worden ist. Doch nicht genug hiermit erweitert sich dieser negative Prozeß heute auch in einer noch bedenklicheren Form auf den Überstand der Vergangenheit. Der Weltkrieg mit seiner Rohstoffnot brachte eine erste große Aufräumungsaktion mit sich, während der wir uns auf unsere Böden und Rumpelkammern entsannen. Man kann es heute nur noch ahnen, was damals in majorem patriae gloriam nicht nur genutzt, sondern — wie es ja bei jeder summarischen Aktion unvermeidlich ist — auch überflüssigerweise vernichtet worden ist. Die inzwischen wieder ein wenig aufgefüllten Kulturfriedhöfe, die allerdings ihre frühere Ausdehnung sowieso nur in seltenen Fällen wieder erreicht haben, stehen nun in unseren Tagen unter einem neuen Generalangriff, dessen allgemeine Berechtigung ebenso gut begründet ist, dessen Seitenfolgen und Randübel aber vielleicht doch ein wenig um der guten Sache willen abgefangen werden könnten. Dem Luftschutz und der organisierten Altmaterialsammlung selber — um nur die leitenden Strategen dieses Feldzuges zu nennen — kann man nicht zumuten, daß sie ihrerseits Kulturattachés mit sich führen, die das „wertlose" von dem „wertvollen" Gerümpel in unseren Haushaltungen aussieben. Hier kommt es auf den Einzelnen an und auf den richtigen Instinkt für Tradition, oder um es ganz anspruchsvoll auszudrücken, auf ein richtiges Verhältnis des Menschen zur Zeit und zur Vergangenheit. Es ist nicht gut, wenn man gar keins oder nur ein nackt negatives Verhältnis zum „Staube" hat, wenn der Mensch ihn in seinem Leben nicht sehen mag und ihm keinerlei Existenz zugestehen möchte. Er beschneidet dadurch nicht nur die Vergangenheit, sondern auch seine eigene Gegenwart. Er scheidet nicht nur die Väter und Ahnen aus seinem zeitlichen Horizonte aus, sondern auch die über sein momentanes Bewußtsein zurückreichenden Stadien der eigenen Existenz. Das aber rächt sich immer, denn das Vergessen ist noch längst nicht verschwunden. Wir sprechen soviel von Ahnenbindung; hier, bei der eigenen Vergangenheit hat sie ihren konkreten Ansatzpunkt, der dann kontinuierlich zum Geschlecht und zum Volk weiterleitet. Darum lieber etwas weniger „ganze Arbeit" und etwas mehr Auswählen auch gegenüber dem Gerümpel, um welches sich für das sehende Auge in genau entsprechender Weise ein schattenhaftes Leben aufbaut wie um die Gebeine lieber und naher Toter.

Francis Bacon von Verulam

(1561–1626)

Völkerhirten sollten die Kalender der Staatsstürme kennen, die am heftigsten wüten, wenn alles zur Gleichheit hinstrebt, so wie die Stürme der Natur am heftigsten zur Zeit der Tagundnachtgleiche toben. Und wie gewisse Windstöße und heimliche Wallungen der See das Unwetter anzeigen, so auch beim Staat.

*

Schmähschriften und vermessene Reden gegen den Staat, falls sie häufig und offen auftreten, desgleichen immer wieder auftauchende und begierig aufgegriffene falsche Gerüchte zum Nachteil des Staates, gehören zu den Anzeichen von Unruhen.

*

Jeder Fürst hüte sich, die Gefahr des Mißvergnügens danach zu bemessen, ob es berechtigt oder unberechtigt sei, denn dies hieße, das Volk in seiner Vernunft überschätzen; tritt dies doch oft sein eigenes Wohl mit Füßen; er hüte sich auch, danach zu fragen, ob die Beschwerden, gegen die man sich auflehnt, in der Tat groß oder klein sind. Denn gerade das gefährlichste Mißvergnügen ist das, bei welchem die Furcht stärker ist als die Beschwerde.

*

Wer keine Tugend in sich hat, beneidet immer Tugend bei anderen. Denn das Gemüt der Menschen will entweder am eigenen Guten sich sättigen oder an dem Schaden anderer; und wer des einen ermangelt, wird sich am anderen schadlos halten. Wer daher nicht hoffen kann, des anderen Tugend gleichzukommen, wird sich bestreben, durch Herabdrücken des fremden Glückes gleichen Stand zu erlangen.

*

Vor allen anderen sind aber solche Leute Gegenstand des Neides, die die Größe ihrer Glücksumstände in einer unverschämten und protzigen Weise hervorkehren und sich nicht anders wohlfühlen, als wenn sie zeigen, wie groß sie geworden sind, entweder durch äußeren Pomp oder indem sie sich über jede Gegnerschaft oder Mitbewerbung hinwegsetzen. Deshalb opfern weise Männer lieber dem Neide, indem sie sich in Dingen, die sie nicht stark berühren, zuweilen absichtlich durchkreuzen oder überwinden lassen. Jedenfalls ist so viel gewiß, daß die offene und schlichte Art, Größe zu zeigen (wenn es ohne Arroganz und Eitelkeit geschieht), weniger Neid erweckt, als wenn jemand hierbei mehr Pfiffigkeit und Gewandtheit zeigt.

*

Wunderbar ähnlich steht es mit der Dreistigkeit in Staatsgeschäften. Auch hier fragt man: wessen bedarf es zuerst? „Der Dreistigkeit"; zu zweit und dritt: „Der Dreistigkeit". Und doch ist Dreistigkeit das Kind der Unwissenheit und Niederträchtigkeit, weit unterlegen anderen Eigenschaften. Dessenungeachtet blendet und fesselt sie diejenigen, so entweder seichten Verstandes oder schwachen Mutes sind, was bekanntlich bei den meisten der Fall ist, ja, sie überwältigt sogar weise Männer, in schwachen Zeiten. Wir sehen daher, daß sie Wunder in Demokratien getan hat, weniger hingegen bei Senaten und Fürsten und mehr beim ersten Auftreten dreister Leute als bald darauf; denn Dreistigkeit ist ein schlechter Worthalter. So wie es Quacksalber für den natürlichen Körper gibt, so gibt es auch Quacksalber für den Staatskörper: Leute, die große Kuren unternehmen und vielleicht in zwei oder drei Fällen Glück haben, denen aber die wissenschaftliche Grundlage fehlt und die daher nicht durchhalten können.

*

Kein Fürst möge sich auch deswegen beruhigen, weil Mißvergnügen oft oder lange zum Vorschein gekommen ist, ohne daß Gefahr daraus entstanden ist; denn wennschon nicht jeder Dunst oder Rauch sich zum Sturme wandelt, so ist doch sicher, daß Stürme, mögen sie auch oft vorüberwehen, endlich doch losbrechen, wie es zutreffend in dem spanischen Sprichwort heißt: „Das Seil reißt endlich bei dem schwächsten Ruck."

*

Der Argwohn ist unter den Gedanken, was die Fledermaus unter den Vögeln, denn er flattert im Zwielicht. Fürwahr, man sollte ihn unterdrücken oder doch wenigstens wohl überwachen, denn er verdüstert den Geist, entzieht Freude und hemmt den flotten und ständigen Gang der Geschäfte. Er verleitet Könige zur Tyrannei, Eheherren zur Eifersucht, Weise zur Unschlüssigkeit und Schwermut. Es ist ein Fehler nicht des Herzens, sondern des Verstandes, denn er ergreift die tapfersten Naturen, wie durch Heinrich VII. von England bewiesen wird, da es keinen argwöhnischeren und tapfereren Mann gab.

*

Viele haben die unkluge Ansicht, es sei ein Hauptgrundsatz der Politik, daß ein Fürst die Staatsregierung oder ein Großer seine Unternehmungen Parteirücksichten anpassen müsse, obwohl doch, umgekehrt, die höchste Weisheit darin besteht, entweder allgemein gültige Gesetze zu geben, die dessenungeachtet den Beifall der verschiedenen Parteihäupter finden, oder, mit den einzelnen Parteihäuptern, einem nach dem anderen, fertig zu werden.

*

Ein einziges schlechtes Urteil schadet mehr als viele Untaten, denn diese vergiften nur den Strom, jenes aber vergiftet die Quelle.

*

Bei Zusammenbruch und Zersplitterung großer Staaten und Reiche kann man mit Sicherheit auf Kriege rechnen. Denn große Reiche entnerven und untergraben, während sie bestehen, die Kräfte der Völker, die sie unterjocht haben, indem sie sich auf ihre eigenen Schutzheere verlassen, dann aber, wenn auch sie der Schwäche verfallen, geht alles zugrunde, und sie selbst werden zur Beute.

*

Ich möchte lieber an alle Fabeln der Legende, an den Talmud und den Koran glauben, als daß dieses Weltall ohne göttlichen Geist sei. Es bedurfte daher für Gott keines Wunders, den Unglauben zu überzeugen, da seine gewöhnlichen Werke ihn überwinden. Richtig ist, daß eine Philosophie den menschlichen Geist zur Gottesleugnung hindrängt, aber vertiefte Philosophie führt den menschlichen Geist zur Religion zurück; denn wenn der menschliche Geist auf die Folge der Dinge zerstreut blickt, mag er manchmal bei ihnen verweilen und nicht weitergehen, aber wenn er ihre lückenlose und enge Verkettung betrachtet, so muß er notwendig zur Vorsehung und Gottheit seine Zuflucht nehmen.

KURT KLUGE

Das Flügelhaus

Roman

12. Goldenes Gebälk

(3. Fortsetzung)

Holdermann malte. Aber er malte seines schlechten Gewissens wegen nicht wie sonst. Der Professor hörte bei der Arbeit noch, was in der Umwelt vorging. Jetzt lauschte er mit schiefgehaltenem rechten Ohr ... „Allmächtiger, was redet denn da so ...“ das kam aus dem Hofe ... Aller Berechnung nach mußte aber jetzt Herr Kortüm auf dem Hofe stehen, stumm den Püsterichbrunnen ansehen, die Augenbrauen hochziehen – und nun brach da draußen eine weibliche Stimme los – Holdermann erhob sich vorsichtig auf den Leiterstufen und machte einen langen Hals. Der Hof war leer. Der wasserspeiende Püsterich stand ganz allein in der Mitte. Da schlug wieder eine Türe. Die weibliche Stimme klang bedeutend näher. Holdermann setzte sich wieder fest auf sein Kissen und malte.

Die Tür des Kaminsaales ging auf. Sogleich prasselte Reden herein: „– und als wir in Geestemünde wohnten, blieb das so dabei. Damals lebte ja deine liebe Frau noch, Joachim. Die kam doch so oft zu uns –“

„Pst“, hörte Holdermann hinter sich, „psssst.“

Die Stimme brach ab.

Die Türe schloß sich leise. Aber draußen, ein wenig durch das Türholz gedämpft, begann es wieder: „Aber nein doch! Genau wie bei uns, nicht wahr, Ulrich?“ lachte sie, „wenn zu uns jemand auf Besuch kommt, das ist wie gemacht: da ist auch allemal ein Handwerker im Hause. Maler, Ofensetzer, Klempner –“

Die Stimme verlor sich.

Holdermann drehte sich vorsichtig um. Der Saal war leer. Was war das? Maler, hat sie gesagt? Und Ofensetzer? Klempner? Bin ich mit dem Maler gemeint? Und Herr Kortüm wandelt unter solchen Reden Arm in Arm mit diesem Weibe herum? ... Hier geht was vor, sagte sich der Maler. Er überlegte eine Weile und stieg dann lautlos von der Leiter herunter. Er öffnete vorsichtig die Tür, über der „Zutritt verboten“ stand. Holdermann öffnete ebenso vorsichtig die Tür der Anrichte, der Küche – alles leer. Er eilte über den Hof, drängte sich durch die Gerüststangen des östlichen Flügelbaues – und verschwand im Walde.

Im Kaminsaal war Totenstille. Ein achtlos weggelegter Pinsel tropfte auf den Fußboden. Voreilige Frühjahrsfliegen summten. Jetzt knackte die Türklinke. Die Tür ging einen Spalt breit auf, und der Besitzer von Tür und Saal und Haus und Hof lugte vorsichtig herein – leer? Die Tür ging etwas weiter auf – leer! Der ewige Kortüm blickte aus seinem goldenen Rahmen von der Wand herab, aber weit hinweg über sein ängstliches Vorbild. Der leibliche Kortüm trat ein,

schloß leise die Tür, eilte durch den Saal, durch Zettelgang, Anrichte, Küche, Hof – alles leer. Er drängte sich durch die Gerüste des weltlichen Flügelbaues – und verschwand im Walde.

Wieder eine Stunde Totenstille im Saal.

Liese kam herein, deckte Tische, sah sich um: „Herr Kortüm!" rief sie gedämpft. Laut rufen durften sie ja heute nicht. So konnte sie dann auch niemand hören. Kopfschüttelnd klappte sie Holdermanns Leiter zusammen und trug sie hinaus.

Die Sonne stieg höher. Der Mittag kam. Endlich ließen sich auf den Fliesen draußen kräftige Männerschritte hören. Ein Stock wurde in die Ecke gestellt.

„Na, da sind wir denn ja wieder" – der Kapitän trat ein und gab ein behagliches, scheinbar endloses „Ahhh" von sich. Er hatte einen guten Marsch hinter sich. Es gab in der Umgebung doch allerlei über das Schottenhaus zu hören. Heute hatte er den nordwestlichen Sektor zwischen Esperstedt und Heidstein ausgefragt: nein, nein, an Abreise war noch nicht zu denken. Hier ließ sich noch viel in Erfahrung bringen. Sein Sohn, der Schiffsarzt, sollte sich freuen über die lehrreiche Aufstellung aller der Einrichtungen, die ein Gaststättenbesitzer unterlassen muß, wenn der Betrieb blühen soll ... aber jetzt hatte Langloff Hunger und Durst: „He! Hallo!"

Nichts regte sich.

„Mangelhafte Bedienung", sagte Langloff, zog sein Taschenbuch und begann zu rechnen. Hin und wieder murmelte er Bruchstücke von Sätzen: „Bei zwanzig Zimmern vier Angestellte mehr, macht sechseinhalb Prozent Unkostenzuschlag" ... Langloff vergaß Hunger und Durst. Langloff rechnete. Nicht einmal die Türe hörte er aufgehen hinter sich. Wenn ich Besitzer vom Schottenhaus wäre, überlegte er gerade, würden die Abzüge auf vierteinhalb erhöht –

„Da sitzt er!" rief Frau Lautenschlager vorwurfsvoll – „ach so", setzte sie hinzu – „ich dachte nämlich, Herr Kortüm wäre hier."

„Den suche ich auch", sprach der Kapitän, „wann bekommt man denn eigentlich was zu essen heute."

„Nicht wahr? Ulrich hat auch so'n Hunger."

„Herr Kortüm hat zu viel Abhaltungen. Das kommt vom Bauen. Wenn einer baut, soll man ihn nicht besuchen."

Unruhig forschte die Lautenschlager in seinem Gesicht: „Sie sind wohl auch bloß zu Besuch hier?"

„Ich bin Gast."

„Wie schön! Ach, und ich dachte schon, Sie wären auch ein entfernter Verwandter", sagte sie erleichtert, „wir sind nämlich ein bißchen verwandt mit Herrn Kortüm."

„Sieh da", sprach der Kapitän. Er verbeugte sich kurz vor dem näher kommenden Ulrich und kam in ein recht aufschlußreiches Gespräch mit der Lautenschlager über Kortüm, Kortüms Unternehmungen, seine Hypotheken, Sicherheiten, Aussichten und Möglichkeiten. Mit Freude erkannten die beiden, wie glücklich sich ihre Kenntnisse gegenseitig ergänzten.

*

Inzwischen war der Schöpfer des Kortümbrunnens den Schottenhügel hinabgeschritten. Er brannte sich eine Zigarre an, bewegte behaglich die Schultern und knöpfte im Gefühl des Geborgenseins auch noch den Rock zu: „Ich kann ja ebensogut im Besenröder Gasthof Mittag essen."

Gemütlich schlenderte er um die Wegbiegung am Steinbruch, besah die wilden Felsen, die hohen Wolken, die tiefbeschatteten Farne — ruckartig hob er den Kopf: da — der Mann, der dort den Berg heraufkam — kein Zweifel, das war der Herr Kortüm. Und neben ihm eine Dame ... Holdermann riß die Augen auf: wie geht das zu in diesem Schottengelände? Oben war er ausgerissen vor einer Dame, die Arm in Arm mit Kortüm redend im Hause umging. Und jetzt stieg dieser selbe Kortüm von unten aus dem Tal herauf, eine Dame am Arm ... Holdermann sah sich um — nein, zur Flucht war es zu spät.

Kortüm und die Dame kamen näher ... sie redet übrigens nicht ... alle Wetter ... der Professor ging nur zögernd weiter: da schritt neben Herrn Kortüm eine Frau hin, derentwegen auch sehr bedeutende Maler plötzlich langsamer auf der Straße gehen ... Sie blieb stehen. Holdermann rieb das Knie, er kam kaum noch von der Stelle. Gerade dort blieb sie stehn, wo die Steinbruchwand hart in die Tiefe bricht.

„Halt!" rief Herr Kortüm, „nicht so nahe an den Rand, um Gottes willen!"

„Nein", sagte sie und trat ganz an den Abgrund heran ... Holdermann sah sie bewundernd an. Wer ist diese Frau? Herr Kortüm hatte vor Schreck die Hand auf die Weste gelegt — Holdermann blieb ruhig: die ist eine von denen, die genau wissen, wie weit man an Abgründen herankann.

Kortüm wechselte seinen Platz und ging zu ihrer Rechten. Er schaltete sich zwischen sie und den Abgrund ein. In angeregtem Gespräch kamen sie heran. Der Professor grüßte höflich. Die Dame nickte. Aber dieser Herr Kortüm beachtete den Maler kaum und griff nur knapp an die Hutkrempe. Er übersah seine Autorität in Schönheitsfragen beinahe. Holdermann ärgerte sich, aber hörte doch zu, was Kortüm eben auf das wundervolle dunkeläugige Wesen einzureden hatte: „... das war im Schottenhaus, Gnädigste — jetzt aber mache ich daraus ein Flügelhaus ..." Dabei hob der Mann seine Arme ein wenig, als ob er zum Fluge ansetzen wollte, fortfliegen über den schwindelnden Abgrund an seiner Seite — er, der leibliche Kortüm ...

*

Die freundliche Wirtin von Besenroda setzte dem Professor die Suppe vor: „Gesegneten Appetit!"

Als Antwort vernahm sie nur das Bruchstück einer Melodie, welche der gedankenversunkene Gast vor sich hinsummte.

Neugierig sah die Wirtin den Fremden von der Seite an: „Das is ooch so eener von'n Schottenhaus", sagte sie leise zu ihrem Mann, der den Bierhahn putzte.

„Hat'r de Schpeisekarte gelesen?"

„Nee."

„Schlag ä Fuffzcher druff.“

Die Wirtsleute hätten ruhig laut reden können. Holdermann malte nicht, aber er hörte jetzt trotzdem nichts, tauchte den Löffel in die Suppe, hielt still: „Eigentlich muß ich sie kennen“, murmelte er — „der Gang, die Augen, der Mund . . . hm“ — plötzlich legte er den Löffel hin und sah starr geradaus: „Aber ja doch . . . ja! Das ist sie . . . das war die Schröter. Die Konstanze Schröter von unserem Theater . . .“

Der Professor hörte auf zu murmeln. Er aß und schüttelte nur von Zeit zu Zeit den Kopf. Als er beim Nachtisch war, sagte er plötzlich halblaut zu der Himbeergrütze: „So ein alter Halunke.“

Der Wirt am Bierhahn musterte mit gefalteter Stirne den Fremdling, schob die Unterlippe vor und sprach zu seiner Frau: „Jetzt nimmste äne Mark mehr.“

*

Herr Kortüm hatte Konstanze bis an die Wegbiegung geführt.

„Das alte Bild“, sagte sie aufatmend.

„Nicht ganz das alte“ — er bat sie, ein paar Schritte zurückzutreten: über dem schwarzgrünen Tannicht hob sich ein goldenes Gitterwerk in den tiefblauen Himmel: „Das Dachgebälk des Flügelhauses ist vollendet!“ sprach er mit leichter Verbeugung. Herr Kortüm hatte sich lange auf diesen Augenblick gefreut. Er war sehr glücklich.

Konstanze sah auf das sonnbeschienene Holzwerk: „Goldenes Gebälk“, sagte sie lächelnd, „schade, daß es nun bald von den Dachsteinen verdeckt wird.“

„Der Regen, Gnädigste — der Schnee, der Wind . . .“

„Ja, die hält auch das goldenste Gebälk nicht ab.“

Herr Kortüm seufzte: „Im Alter lernt man wetterfest bauen.“

„Und sitzt dann trocken!“ — Sie lachte ihn mit blitzenden Augen an — war da ein wenig Spott dabei? Eine Spur von Spott?

Herr Kortüm nahm den Hut ab und machte einen ganz spitzen Mund: „Davon“ — er bemühte sich, ganz höflich dazustehen — „davon verstehen Sie nichts.“

„So!“

„Sonst könnten Sie ja nicht Theater spielen.“

Konstanze lachte: „Nun — der Herr Kortüm, der baut hier aber ein ernstliches Haus.“

Jetzt ließ Herr Kortüm den Kopf hängen: „Was baut man schon, wenn man baut . . . Gedanken aus Tagen, die längst gelebt sind.“

„Aber Herr Kortüm“ — sie zeigte auf das Gebälk des Flügelhauses — „das über den Tannen da drüben ist Gott sei Dank solide Gegenwart, hoff' ich.“

Langsam fuhr Kortüm mit der flachen Hand hin und her und winkte dann langsam ab: „Sehen Sie . . . mein Vater, ja, der hat auch ein Haus gehabt. Ein Flügelhaus“ — er wies auf die Dächer — „so eins. Wie ein Hufeisen gebaut. In der Mitte der Grasgarten, die offene Seite“ — Herr Kortüm neigte den Kopf — „die offene Seite ging allerdings auf das Meer hinaus. Hm . . .

Morgens las mein Vater die Zeitung im Garten. Da stand im Gras ein alter Holzstuhl! Auf dem saß er. Es saß sich, glaub' ich, trotzdem gut: die Apfelbäume gaben Schatten – Sie wissen, den grünen Sommerschatten mit den unruhigen Lichtflecken auf dem Papier. Ja. Solche Apfelbäume gibt's nicht mehr. Borsdorfer, Gnädigste. Recht gedeihen wollen sie nie. Der Nordwind. Und das Fohlen. Wir hatten ein Fohlen im Garten. Wenn mein Vater las, schnupperte es an der Zeitung, schnappte, dann hob es den Kopf hoch. So ruckend. Und plötzlich riß es eine Ecke Zeitung ab ... ja – das Haus ist schon lange abgebrochen" – er blickte zum Schottenhaus auf – „aber es läßt sich neu bauen. Den Garten legt man an. Ein Fohlen ist überall zu kaufen. Die Zeitung erscheint auch noch" – er rieb sich langsam in den Bartstoppeln am Kinn – „aber – es stehen andre Nachrichten drin ..."

Über dem Schottenhaus segelte schweres Frühjahrsgewölk, geballt und mächtig hochgetürmt, das Wolkengewölbe von der sinkenden Sonne gerötet. Herr Kortüm sah es nicht. Die schöne Frau neben ihm beschwingte ihn wie Musik. Ihre Schönheit hatte Herrn Kortüm angeklungen, in dem Klang wuchs unversehens die Erinnerung in ihm empor und überwucherte das lebendige Gelände vor ihm. Er suchte nach den Landschaften seiner Kindheit – unruhevolle Augenblicke, gärend wie in der Jugend. Nur zielt dieser Drang umgekehrt: Herr Kortüm kam immer näher auf sich selbst zu. Er sah mit einemmal alt aus.

„Um Gott", sagte Konstanze und hielt sich mit der Hand an seinem Arm fest.

Bei Kortüms Rede waren sie auf den Hof gekommen. Konstanze starrte den Brunnen an. Kortüm hatte ihr doch geschrieben von einem wunderbaren Brunnen, den er bauen wolle, einen Brunnen, der Göttin der Ruhe gewidmet. Und da stand er ...

„Verzeihung", stotterte Herr Kortüm – nein, dieser Kortüm sah doch nicht alt aus: noch war ihm das saftvolle Erleben des Gegenwärtigen reichlich gegönnt. Das Erinnern zerstob, er stand noch in der Gnade – mitten drin im Leben: „Wirklich – ich hatte den Brunnen vergessen. Es ist so viel geschehen seit heute früh. Ich bedaure unendlich" – er verbeugte sich.

„Herr Kortüm", sagte Konstanze leise und sah unverwandt das wasserspeiende Scheusal an.

„Ich kann nichts dafür."

Jetzt blickte Konstanze den Herrn Kortüm an.

„Wirklich", versicherte er, „wie meine Quelle zu dem Brunnen kommt, weiß ich nicht."

„Wenn Sie das nicht sagten – einem andern glaubte ich's nicht."

Herr Kortüm zog die Stirn in Falten: „Ich werde den Brunnen sofort beseitigen lassen."

Konstanze besah den Kortümbrunnen von allen Seiten.

„Das Wasser springt schön", sagte sie endlich, „sehr schön. Der große flache Bogen ... nein, Herr Kortüm, beseitigen nicht, aber vielleicht läßt sich's mit Kletterrosen bepflanzen. Oder mit Efeu."

„Hm. Efeu. Der deckt zu."

13. Die entfernten Verwandten

Als Holdermann nach dem Essen eine Tasse Kaffee verlangte, brachte die freundliche Wirtin zwei Tassen.

„Eine", sagte er.

„Nee, zwee'e. Die hier is forn Herrn Organisten Wingen. Albrechts, was de Schwiegereltern von'n Herrn Organisten sin, die machen 'n Kaffee uff Thüringsche Art. Aber Herr Wingen will lieber richtgen Kaffee. Un dadrum trinkt'r 'n bei mir" — sie zeigte nach dem Fenster — „Ich hab'n nämlich kommen sähn. Da kommt'r, sähn Se? Un dadrum hab' 'ch 'n glei mitgebracht. 'n Kaffee meen' ich. Herr Wingen macht nämlich sein' Urloob hier bei uns in Besenrode durch. Noch acht Tage hat'r. Dann is es vorbei. Da is'r je ooch —." Sie hätte sicher auch noch den Rest von Wingens Lebensgeschichte erzählt, wenn er jetzt nicht selber erschienen wäre.

„Ah!" — Holdermann stand auf und ging dem eintretenden Wingen entgegen „ein Mensch!"

„Sie scheinen ja auch allerhand Leuten begegnet zu sein!" lachte Wingen.

„Und was für welchen! Denken Sie!" — der Maler erzählte seine Begegnung auf der Schottenstraße: „Die richtige Konstanze Schröter, versichre ich Ihnen! Unsre große Schauspielerin!"

Wingen schien die überraschende Anwesenheit Konstanzes nicht gleichermaßen zu erfreuen. Er zog die Stirn in Falten und begann zu schweigen.

Holdermann merkte nichts. Das werde reizende Stunden geben, meinte er. Wingen müsse die Schröter ja auch kennen. Von der Bühne her. Sie habe doch damals die Hauptrolle in seinem Stück gespielt — „Sagen Sie, Wingen, wie weit ist übrigens Ihr Gedicht?"

Wingen verzog das Gesicht.

„Es eilt", versicherte Holdermann.

Wingen sah ihn fragend an.

„Den Richtspruch meine ich. Herr Kortüm freut sich schon auf Ihre Verse."

„Die kommen nicht mehr zustande" — Wingen schüttelte den Kopf — „ich ... ja, sehn Sie ... ich reise nämlich morgen ab."

„Mann! Wo die Schröter gekommen ist?! Ich denke, Sie bleiben noch eine Woche?"

Wingen stellte klirrend seine Tasse hin. Der Maler ahnte nicht, daß Wingens Entschluß zur Abreise in dem Augenblick gefaßt worden war, als er Konstanzes Ankunft erfuhr, und redete ruhig weiter: „Vielleicht haben Sie Glück, und die Schröter selber spricht Ihren Richtspruch."

„Ich schreibe nichts mehr."

„Was sagen Sie?" Holdermann sah Wingen aufmerksam an: war dieser erwachsene Mensch einfach trotzig? — „Was machen Sie denn sonst?"

„Musik."

„Hm" — Holdermann legte begütigend die Hand auf Wingens Arm — „etwa

wegen der Probe damals? Sie kennen doch die Bretter. Nothnagel hat das längst vergessen."

„Der schon."

„Na – und Sie?"

„Professor Holdermann, schreiben läßt sich alles. Aber gedichtet werden kann nur eins –"

Holdermann sah ihn an...

„Und – und jetzt mach' ich Musik!" sagte Wingen und schlug mit der Hand auf den Tisch.

Der Maler schüttelte den Kopf. Schüttelte immer wieder den Kopf. Er verstand Wingen nicht, denn er wußte nicht, daß dieser Mann hatte dichten können einen flüchtigen warmen Sommertag lang: als er Konstanze liebte, als diese Frau lebendig in seinen Stücken stand. Dann war Lotte gekommen. Und die war nicht Spiel. Die bekam Kinder, kochte, hing Wäsche auf, flickte Kleider, sparte und sah so genau, was wirklich vorging um ihr Nest herum, daß Wingen eine Zeit ganz kleinlaut wurde: diese geborene Albrecht wußte nicht viel, und sie war doch wohl stärker als die ganze abgeguckt und ausgetüftelt gespielte Welt – diese gewendeten Kleider, dachte Wingen erschrocken ... was bleibt? – „Wissen Sie, Holdermann, es gibt genug Leute", begann er unvermittelt, „die erzählen, was schon erzählt ist – spielen, was längst zu Ende gespielt ist, und die ihre zweite Hälfte des Lebens benutzen, um aufzuschreiben, was sie in der ersten Hälfte erlebt haben – nein: dazu weiß ich zu genau, was eine Fuge ist von Johann Sebastian Bach" – er schwieg eine Weile, dann fügte er in nahezu unverschämtem Ton hinzu: „mein Lieber ..." Und nun bewegte er seine wohlgeübten Finger gelenkig, als ob die schwarzweiß gewürfelte Tischdecke ein schwarzweißes Tastenfeld wäre – „haha, ich reise ab."

„Wohin denn?"

„Auf meine Orgelbank."

Beide schreckten sie jäh aus ihren Gedanken – „Kann 'ch hier ma' schnell telephonieren?" Monich fuhr ins Gastzimmer. Er sah die beiden Kaffeetrinker gar nicht, drehte schon am Apparat.

„Nummer sechs!" – Pause – „nee, sechse, Freilein!" – Pause, von Monich murmelnd ausgefüllt mit dem Wort: „Himmelkreizbombenschockschwerenot" – „wer is da? Liese? Nee, du nich. Kortüm soll selber komm'n. Ich bin's ooch selber" – längere Pause – „biste 's jetzt endlich? Also horch druff, Kortüm. Hörschte 's? 's kommt wieder ä Trupp!" – Pause – „Gäste? Nee, äm nich!" – Pause – „Na, so ä Stücker sie'm oder achte ..."

Monich zog sein bunt bedrucktes Taschentuch hervor, wischte seine Stirn und erblickte endlich den Maler und den Organisten. Aber tapfer überwand er eine kleine Anwandlung von Schwäche und setzte sich nicht und nahm nicht eine Stärkung zu sich: „Ich muß glei nuff uffs Schottenhaus."

Holdermann lachte: „Bekommt Herr Kortüm Einquartierung?"

„Viel schlimmer. Einquartierung wärd doch vergüt't. Nee, Besuch kriegt'r."

Der Maler wurde neugierig. Die weibliche Stimme kam ihm in den Sinn,

die ihn heute morgen von der Bockleiter vertrieben hatte. Er rückte einen Stuhl: „Setzen Sie sich doch."

Monich seufzte, aber er nahm standhaft seinen Hut: „Nee. Ich muß. Sonst sin die eher o'm als ich."

Die abendliche Mahlzeit im Kaminsaal des Schottenhauses zeigte ein völlig verändertes Bild. Besuch war da. Entfernte Verwandte. Holdermann wurde an Langloffs Tisch untergebracht. Herr Kortüm bat Konstanze an den runden Tisch in der Mitte des Saales und setzte sich ihr gegenüber. Himbeergrütze wie im Besenröder Gasthof hatte der Maler jetzt nicht vor sich und mußte unfreundliche Bemerkungen über den Herrn des Hauses vorläufig in den Suppenteller murmeln. Langloff hörte nichts, da er die Menükarte abschrieb und gleich eine ungefähre Kostenrechnung für seinen Sohn, den Schiffsarzt, aufstellte. Holdermann verglich ungestört die Entfernung zwischen Konstanze und Kortüm und zwischen Konstanze und ihm selber. Konstanzes Koffer waren noch nicht angekommen. Sie trug heute abend nur ein einfaches Reisekleid und fiel denen nicht auf, die erst die Kleider und meistens auch dann noch nicht die Köpfe sehen. Mit dieser Art Mensch war der Kaminsaal gut besetzt, obgleich das Schottenhaus in der jetzigen Bauzeit auf zahlreichen Besuch eigentlich gar nicht eingerichtet war. Da saßen Frau und Herr Lautenschlager — Sidonie dehnte sich nach allen Seiten. Sie trug ein buntes Blumenkleid, das an den unwahrscheinlichsten Stellen mit Schleifchen benäht war. Ulrich saß in zurückhaltendem schwarzen Rock still vor seinem Teller. Am Tisch daneben speiste ein Ehepaar Tips mit Sohn. An dieser Familie war der Sohn das Bemerkenswerte, ein Gymnasiast mit Namen Willibald. Der Jüngling bestellte sich ein ganzes echtes Pilsner. Als Liese das Bier brachte, kniff er sie heimlich in den Arm. Herr Kortüm aber sah es und sprach: „Zum Teufel." Der verwunderten Konstanze erläuterte er seinen Grimm: „Diese Leute behaupten sämtlich, mit mir entfernt verwandt zu sein!" Wenn das richtig war, so hatte Herr Kortüm nicht nur eine große, sondern auch eine fröhliche Verwandtschaft. Nur Ulrich benahm sich gemessen, aber dessen Anteil Lebensfreude hatte seine Gattin Sidonie mit übernommen. Als Muster von Genußkraft fiel Herrn Kortüm ein Herr Wodtke auf: Junggeselle, gut bei Jahren, wohlbeleibt, reicherfahren und von eiserner Gesundheit. Die zarte gelbliche Dame ihm gegenüber hatte sich als Wodtkes ältere Schwester dem lieben Friedrich Joachim bekannt gemacht. Sie glaubten auch, wie die Lautenschlagers, über den Heydeloffschen Danielast mit dem Kortümstamm aus allerdings kaum noch kenntlicher Entfernung verwandt zu sein. Wodtkes hatten nichts davon geahnt und waren erst hergereist, als sie hörten, daß Lautenschlagers reisten: man kann nie wissen, hatte Wodtke gesagt. Aber Sidonie war mit ihren Koffern und ihrem Mann rasch in den Abendzug gestiegen und einen halben Tag vor der Familie Tips und Wodtkes zur Stelle.

Durch den guten Neffen Willibald hatte nun wieder eine ältere Dame, eine verwitwete Frau Küppen aus Geestemünde, Nachricht erhalten sowohl über ihre entfernte Verwandtschaft mit Herrn Kortüm als auch über den Reisetag der Familie Tips. Vater Tips hatte darauf zum jüngeren Tips gesagt: „Am liebsten

haute ich dir eine links und eine rechts hinter die Ohren –" – „Aber Vater –" – „Was heißt ‚aber', wenn die Dicke eher kommt als wir!"

Überhaupt hatte die Kunde, im Thüringer Walde oben säße ein reicher, verwitweter und kinderloser Verwandter, mancherlei Mißhelligkeiten unter Leute gebracht, die sich noch gar nicht richtig kannten. Eine Frau Lerche und eine Frau Mimi Schlick, beide Witwen, aber letztere noch in den allerbesten Jahren, lernten sich zum Beispiel erst hier auf dem Schottenhaus kennen. Sie aßen am gleichen Tisch, aber hatten wenig Freude aneinander. Gleich am ersten Abend stellte sich heraus, daß die Schlick mit der Gabel auf der Schüssel suchte, bis sie das vorteilhafte Stück aufspießte, welches die Lerche vor ihr bemerkt hatte. „Wie sie aussieht", sagte nach Tisch Frau Lerche zu Frau Tips. „Das will ich Ihnen sagen", flüsterte die Tips an ihrem Ohr, „einfach wie eine gewöhnliche Erbschleicherin sieht sie aus." – „Und wie sie sich anzieht. Hier, unter lauter anständigen Leuten. Sehn Sie mal, von hinten. Wie das spannt." Die Damen blickten weg. Die Witwe Schlick aber fuhr dem guten Friedrich Joachim über die Hand mit ihrem dicken weichen Händchen: „Nein – Alwin, wie er leibte und lebte. Alwin war mein Ideal" – sie seufzte – „ach ja, er fiel –" – „Wo?" sagte Herr Kortüm erschrocken und trat etwas zurück. „Im Felde. Mein seliger Mann hat Alwin nie gemocht. Ach, Joachim, ich habe viel Schmerzliches erlebt . . ."

Die älteren Damen überwogen in dieser Gesellschaft, wie oft auf Veranstaltungen, die dem persönlichen Vergnügen dienstbar gemacht werden können. Die älteren Damen fanden sich denn auch, setzten sich zusammen, und ehe sie begannen, den Rest der kurzen Zeit, welche Gott dem Menschen in seiner Gnade verleiht, mit Hilfe von Kartenspiel ganz totzuschlagen, wollten sie erst ein bißchen so dasitzen – es war alles so reichlich gewesen und hatte so gut geschmeckt. Sie besahen die anderen Leute und riefen einen Kellner heran – einen unerfahrenen jungen Menschen, den Herr Kortüm in der Eile eingestellt hatte: ob es denn nicht endlich Tee gäbe. Und Gebäck.

„Sofort", sagte der Hilfskellner.

„Sie sind ein Esel", sprach Herr Kortüm zu dem erschrockenen Mann.

Herr Kortüm war sehr schlechter Laune. Ehe er sich's versah, saß dieser Professor Holdermann, seine Autorität in Schönheitsfragen, mit Konstanze zusammen. Er mußte immer noch die Lebensschicksale der Schlick vor seinem geistigen Auge vorüberziehen lassen. „Von Alwin habe ich auch das Interesse fürs Gastwirtschaftwesen", sagte die Schlick eben. Herr Kortüm trat von einem Bein aufs andre. Jetzt hörte er Konstanze laut auflachen. Er sah sich um. Der Kerl schenkte ihr Wein ein ... „Einen Augenblick", sagte Kortüm und ging kurzerhand aus dem Saal.

Herr Tips trank Wodtke zu. „Ah, jawohl", antwortete Wodtke, „man ist so wundervoll gesättigt."

Langloff lehnte am Türrahmen und zählte die Gesellschaft.

„Gutes Geschäft", sagte er.

„Na, ich danke", antwortete ein kleiner Mann, der neben ihm stand und stirnrunzelnd in den Saal guckte.

„Für diese Jahreszeit? Rechnen Sie durchschnittlich acht Mark Pension, das macht denn ja woll, ohne Getränke, rund —"

„Rund nischt", sprach der Mann, „und mei Name is Monich."

„Langloff" — der Kapitän verbeugte sich ein wenig.

„Sehr angenehm", antwortete Monich, „aber keener von den'n da drinne bezahlt was."

„Wie?!"

„Das is doch alles bloß Besuch, verdammich."

Langloff kniff die Augen zu, bis nur noch ein ganz schmaler Schlitz blieb: „Mmm ...", brummte er ... der Apotheker in Esperstedt schien doch recht zu haben ... wie kann ein Mensch so viel Besuch haben? Der Mann war doch wohl nicht ganz ... ja, übermorgen mußte Langloff leider abreisen, aber er nahm sich doch vor, noch einmal rasch im Grundbuch zu blättern ... hm.

Herr Kortüm stand im Flur und rückte an seinem Kragen. Was dachten sich diese Leute? Er baute. Das mußten sie doch sehen! Und dann wußten sie doch auch, daß ein Mann, der baut, jeden Groschen braucht! Statt dessen hatten sie ihn alle herzlich zu sich eingeladen. „Revanchieren" nannten sie das. Aber gelänge es ihnen, sich zu revanchieren, würde er sich wieder revanchieren müssen, dann umgekehrt und wieder von vorn, und nach der sechsten Revanche war er bankrott ... Und morgen käme noch einer, hatte Liese gesagt.

Er winkte Monich heran: „Was soll daraus werden?"

„Je — Kortüm —" bedrückt sahen sie sich an. Von drinnen schallte fröhliches Stimmengewirr heraus.

„Und so plötzlich, Monich. So viele auf einen Schlag."

„Je, das is nich zu verwunnern. In der verwandtschaftlichen Schpekulation is sowas öftersch dageweſen. Wenn da eener von annern hört, daß 'r zu än aussichtsreichen Onkel will, un wenn dann ooch noch annere drhinger komm'n, Kortüm, dann müssen se doch alle uff een Hümpel kommen, damit keener eher kommt" — er setzte Kortüm den Zeigefinger auf den Bauch und sagte leise und eindringlich: „Die schpekuliern uff dich, Kortüm."

„Auf meinen Tod etwa?"

„Das is nu gleich ä bißchen viel gesagt. Mir kommt's so vor, als wenn du'n ooch in lebendgen Zuschtande was wert wärscht ... das heeßt ... na ja ... hm, vor der Hand wenigstens ...

Das war der erste Abend.

*

Am zweiten Abend änderte sich das Gesamtbild des Kaminsaales wiederum wesentlich. Konstanzes Koffer waren angekommen. Man hatte schon Platz genommen. Auch Herr Kortüm saß und sah sich unruhig um — Konstanze fehlte noch. Die Löffel fingen an zu klappern. Das Plaudergetöse begann. Jetzt ging die Tür auf, eine Stille trat ein — Konstanze Schröter kam in den Saal. Ja, ihre Koffer waren da. Sie hatte sich hinreißend angezogen. Es wurde völlig still im Saal. Herr Kortüm erhob sich, bot ihr den Arm, führte sie an ihren Platz — alles ein wenig altmodisch, aber es stand ihm. Die Verwandtschaft sah zu. Ganz

allmählich nur kam ein wenig Reden in Gang. Man tuschelte. Die Schlick suchte heute nicht mit der Gabel auf der Platte. Das erste beste Stück nahm sie. Frau Lerche zwinkerte mit den Augen: „Ach, Ihnen schmeckt's wohl heute nicht wie sonst? Ja, ja, im Gebirge holt man sich zu leicht was."

Unter dem Tisch der Familie Tips suchte der mütterliche Schuh aus Krokodilleder die Stiefeln Willibalds, und das Krokodil versetzte dem Kalbleder keinen kleinen Stoß — mit Recht: statt Suppe zu löffeln, ließ Willibald die Augen auf Konstanzes Rückenausschnitt ruhen.

Wodtke nahm einen mächtigen Zug aus seinem Glas.

„Du hast ja heute einen gesegneten Durst, Udo", sagte die Schwester.

„Jawohl!" antwortete Udo, „Gott sei Dank, wunderbar!" und er nahm den Rest des Getränkes zu sich.

„Denke doch wenigstens an deinen Blutdruck, Udo", sagte die Schwester gekränkt.

Überall zeigte sich eine deutliche Verstimmung. Sidonie war sogar gereizt. Auch ihrem Gatten hatte die Erscheinung Konstanzes eingeleuchtet. Er spielte mit dem Kompottlöffel und sah scheu zu ihr hin.

„Iß endlich, Ulrich!"

So harmonisch wie gestern ließ sich das heutige Abendessen nicht an. Und dabei war die Schönheit selbst lebendig mitten unter ihnen . . . Die verstimmte Verwandtschaft sah die Schönheit an, sah den lieben Friedrich Joachim an — der aber hob sein Glas daumenbreit hoch und sprach mit leiser Verneigung: „Sie spielen heute herrlich, liebe gnädige Frau."

„Ich esse doch."

Herr Kortüm nickte: „Sie brauchen nur eine Treppe hinabzugehen — das ist ein Schauspiel."

„Wenn die Treppe breit ist."

Herr Kortüm sah eine Sekunde die Gabel an, dann legte er sie weg und küßte Konstanze langsam die Hand.

Jetzt schwieg die Verwandtschaft gänzlich. Die Göttin der Ruhe ging durch diesen alten Kaminsaal. Einsilbig nahm der Besuch den Rest der Mahlzeit ein, sah sich an, stand auf . . . Konstanze ließ sich von Liese den Pelz holen. Sie wolle ein wenig die Abendluft genießen. Herr Kortüm entschuldigte sich bei ihr für kurze Zeit. Er müßte rasch einen Blick in die Wirtschaft werfen. Die Gäste waren unter sich. Sie tuschelten weiter. Holdermann saß in einer Sofaecke und sah sich durch den Rauch seiner Zigarre die Herrschaften mit Maleraugen an. Dann blickte er zu dem Bild über dem Kamin hinauf. „Er hat recht gehabt", murmelte der Professor. Der gemalte Kortüm stand großartig in seinem goldenen Rahmen da und blickte weit weg über all den lieben Besuch zu seinen Füßen. Hin und wieder zeigte jemand vorsichtig mit dem Finger hinauf zu ihm. Das Tuscheln wurde noch leiser. Unbewegt ragte der ewige Kortüm aus dem Geflüster heraus. „Das macht, er hat nur gemalte Ohren" — Holdermann begann wieder einmal dem Geheimnis seiner Kunst nachzudenken.

Der leibliche Kortüm hatte richtige Ohren. Den ganzen Tag hatte er mit

ihnen gehorcht und keinen Hauch vernehmen können von Kofferpacken, Kursbuch oder Abreise. Bei der Ankunft hatten doch alle gesagt, sie wollten bloß mal eingucken. Draußen lud der Hausknecht eben den Koffer des zuletzt gekommenen Gastes ab, der sich als ein Herr Specht aus Zittau vorstellte. Er sei ein entfernter Verwandter von Frau Schlick und habe sich deshalb erlaubt –

„Das Menü kann ich Ihnen nicht mehr servieren lassen", sagte Herr Kortüm kurz zu diesem entferntesten Verwandten. Er sprach die reine Wahrheit. Die Platten waren wie blank gefegt. In ihrer schlechten Stimmung hatten die Gäste offenbar noch stärker zugelangt als gestern. Herr Kortüm wollte Liese fragen, welcher Tisch denn um Gottes willen die schlechteste Laune habe: „Liese!" rief er in den dunklen Seitenflur.

Ein Schatten bewegte sich, eine Gestalt verschwand. War das nicht dieser junge Tips? Kortüm drehte den Schaltknopf.

„Ja?" fragte Liese, „wollten Se was, Herr Kortüm?"

Er sah Liese scharf an: „Was hat der junge Mensch hier gewollt?"

„Ach, er hat bloß gefragt, wo ich mir de Wasserwellen machen lasse."

„So! Wasserwellen! Für eine Gans wie dich sind Wasserwellen allerdings –" leider mußte er die Rede unterbrechen. Das Haus war eben voll Besuch. Jeder wollte etwas. Jetzt stand dieser Langloff da und winkte ihm, dieser – Kortüm seufzte tief: nein, auf den Kapitän durfte er nicht schimpfen. Der guckte nicht nur ein, der war der einzige Gast in diesem gut besuchten Hause, der bezahlte – „bitte, Herr Kapitän?"

„Ich fahre mit dem Frühzug. Meine Rechnung, Herr Kortüm."

Kortüm bat ihn auf sein Zimmer. Sie rechneten, der Kapitän bezahlte, gab ihm die Hand und sagte: „Na, denn lassen Sie sich's man recht gut gehen, Herr Kortüm."

„Danke, Herr Kapitän. Auch Ihnen wünsche ich das Beste", sagte Kortüm gemessen.

„Und wenn wir uns wiedersehen, ist hier woll allerlei anders, nöch?"

„Mein Haus ist dann fertig."

„Und die Hochzeit ja woll auch" – Langloff faltete die Quittung sorgfältig und steckte sie ein.

„Bitte?" fragte Kortüm verständnislos.

„Allen Respekt", sagte der Kapitän, er suchte in seiner Tasche: „Der Gepäckschein – ach so, hier ist er ja. Alle Hochachtung, Herr Kortüm. Hoffentlich paßt sie in den Betrieb hier. Das ist immer der Hauptpunkt."

Kortüm stand langsam vom Schreibtisch auf.

„Also meine besten Wünsche, haha!"

Eine Weile war Stille im Zimmer. Nur Langloffs Geldstücke klimperten. Ohne es zu wissen, fuhr Kortüm mit den Fingern in den Silbermünzen herum. Endlich sagte er: „Von wem sprechen Sie?..."

Langloff lachte gemütlich: „Frau Tips sagt, sie heißt Frau Schröter –"

Plötzlich schwieg der Kapitän. Kortüm sagte kein Wort, aber er sah grau im

Gesicht aus, ließ achtlos einen Haufen Fünfmarkstücke auf die Tischplatte fallen und kam auf Langloff zu.

„Je, Herr Kortüm, wenn's Ihre Verwandten sagen, dachte ich, man dürfte schon drüber sprechen."

Kortüm wandte sich und ging zum Fenster. Er sah hinaus, rührte sich nicht, hörte auch nicht, als Langloff sagte: „Na, denn alles Gute!"

Kortüm starrte in die Nacht. Er öffnete langsam das Fenster. Der Kolmberg deckte die Ferne zu, die Kortüm so liebte. Aber der Himmel gab dem Auge Raum. Hinter weißgeränderten Wolken stand der Mond. Eine stille Nacht. Kein Wind. Und dennoch sagte Herr Kortüm: „Wie ruhig war das in der Gruft unterm Marienchor. Nur ich und mein Vetter Torstenson — aber ... der war ja tot."

Dies war der zweite Abend.

14. Erdbeben

Herr Kortüm und Monich saßen nebeneinander auf dem Bettrand in Kortüms Schlafzimmer. Eine Kerze brannte im Leuchter.

„Na na", murmelte Monich. Er hatte seine kleine dicke Hand auf Kortüms Knie gelegt. Von Zeit zu Zeit klappte er ein wenig auf das Knie: „Na na", machte er.

„Ob sie es weiß?"

„Beteiligte wissen nie nischt."

„Ich weiß es doch."

„Wenn der Toppgucker, der hier in allen Ecken rumkroch, wenn der Langloff dir nischt gesagt hätte — de Verwandtschaft hätte dir beschtimmt nischt gesagt."

„Die muß raus."

„Das is keene Frage, Kortüm: raus."

„Aber wie, Monich?"

„Das is äm de Frage, Kortüm!"

„Vielleicht fahren sie auch morgen mit dem Frühzug."

„Von alleene reisen die nich ab. Nu erscht recht nich. Nu wolln die das erscht bereden. Nu gehn die in Besenrode ungene rum un in Espersch —"

„Allmächtiger! Noch diese Nacht müssen sie raus! Ehe der Morgen kommt! Ehe sie reden können."

„Vorher! Richt'g. Aber wie denne, Kortüm?"

Sie schwiegen. Das Licht flackerte.

„Wenn man ... hm, sie müßten einen Schreck kriegen, Monich. Wenn du nun — ich meine natürlich nur zum Schein — wenn du nun ein wenig Feuer machtest. Eine Gardine etwa. Bloß für den Schreck, weißt du?"

„Nee, Kortüm. For mich als Hauptmann der freiwilligen Feierwehr schickt sich das nich."

„Doch kein richtiges Feuer! Es soll nur so aussehen —"

„Gogle nur erscht! De weeßt nie, was draus wärd. Eens, zwee, drei, un 's is fert'g. Denk bloß an de Gruft, Kortüm."

Längeres Schweigen.

„Du, Kortüm, mußt du als Gastgeber nich ämal nunter gucken?"

„Ich – ich würde sie" – Kortüm knirschte mit den Zähnen – „ich würde ihnen den Schöpflöffel um die Ohren schmettern" –

„Na, denn bleib lieber hier, Kortüm", sagte Monich und klappte ihm beruhigend aufs Knie: „Na na ..."

Monich fiel etwas ein: „Kortüm, wenn de nu ä bißchen was ins Essen tätst ... bloß ä bißchen un nischt Schlimmes? Bloß, daß se schnell ämal fort müssen?"

„Monich! Wie könnte ich, ein Gastwirt ..."

„Siehste – das is wie bei mir mit 'n Gogeln."

„Aber morgen gehn sie im Lande herum und sagen, ich und Frau Schröter – ich wage es nicht auszusprechen!" schrie Herr Kortüm.

„Also raus müssen se!" sagte Monich.

„Diese Nacht noch!"

Sie brüteten weiter. Wenn unten die Saaltür aufging, hörte man Klappern und Klirren des Geschirres. Dann war wieder Stille. Der Gastwirt und sein Freund aber gingen der Reihe nach alle Plagen des menschlichen Geschlechts durch. Kein Elend der Erde und kein Strafgericht Gottes, das sie nicht auf seine sofortige Anwendbarkeit prüften. Wenn sie in ihrer Verzweiflung auch nur einen Bruchteil der Untaten verübten, die sie hier in heimlicher Zwiesprache bei kärglichem Licht flüsternd erwogen – Feuer, Wasser, Krankheit – sie hätten bis ans Ende ihrer Tage am Schandpfahl gestanden. Und – sie waren im Recht! Sie fanden es bloß nicht. Herr Kortüm befand sich in unmittelbarer Gefahr, seine Freundin zu verlieren, Konstanze Schröter, die große Schauspielerin, und mit ihr die Empfehlung, den Schutz und die Hilfe. Auf diesem Fels von Vertrauen stand sein Flügelhaus, stand sein Name. Er war ein verlorener Mann. Einen Augenblick dachte Kortüm an seinen Freund Stichling, der immer Auswege wußte und doch Rechtens zu handeln verstand. Ach, Stichling war weit, und die Nacht war kurz. Mit dem ersten Frühlicht hauchte, rauschte, stob, plusterte aus allen Fenstern, Kellerlöchern, Bodenluken des Schottenhauses das Gerücht ins Land. Gerücht, das Herrn Kortüm verderben mußte. Lüge! Aber unwiderlegbare Lüge. Denn sobald er nur zu widerlegen begann, war es schon zu spät, weil jeglicher Angesprochene lächeln mußte – auch wenn er gar nicht wollte. Und eben dieses Lächeln, das mußte ihm die Freundschaft Konstanzes kosten – was ist das: Recht auf Erden! Kortüms Schottenhaus war oft nahe genug am Fall, aber in all der Zeit wäre ein Herr Kortüm übrig gewesen! Vielleicht ein toter, aber doch ein toter Herr Kortüm. Jetzt? Wenn sich Konstanze langsam umwenden würde? Die Treppe hinabgehen? Zwischen dem Lächeln der Leute? Kortüm sah schon die Zeitungsausschnitte vor sich flattern wie Schneefall – sie – belächelt?!

„Monich! Denke schneller nach!!"

Alles erwogen sie; Feuer, Wasser, Krankheit, Gespenster, Schüsse im nächt-

lichen Haus – „Kortüm, dadrmit kriegste die nich raus. Die blei'm, un je mehr los is, desto fester blei'm se kläb'n. Da muß schon 's Haus wackeln –"

„Das Haus wackeln, Monich –"

„Un de Erde bä'm –"

„Die Erde beben, Monich –"

„Aber der liebe Gott sin mir alle beede nich, und mit der Astronomie könn'n mir uns nich bemeng'n, nich wahr, Kortüm ..." Monich klopfte seinem alten Freund traurig aufs Knie und ließ den Kopf hängen. Menschliche Hilfe versagte hier ...

Und doch sah Herr Kortüm grade in diesem Augenblick nicht verloren aus. Er hatte die Augenbrauen hochgezogen, blickte seitwärts, ohne etwas zu sehen, ließ den Mund offenstehen ... er dachte nach ... Kortüm nahm vorsichtig Monichs Hand von seinem Knie und legte sie aufs Bett, stand auf, ganz steif, als ob er seine Gedanken nicht mit einer jähen Bewegung durcheinanderbringen wollte. Er ging auf den Zehen und kniewippend in der Schlafstube auf und ab. Monich sah ihn an. In der Kammer ging Kortüm. Und an der Wand ging Kortüms Schatten. Wenn das Licht flackerte, zuckte der Schatten, reckte sich gespenstisch aus, drohend, ausgreifend ...

Unermüdlich ging Kortüm hin und her.

Monich wurde aufmerksam: „Is dir was eingefalln?"

Kortüm winkte ihm nur kurz mit der Hand, wandelte hin, wandelte her. Sein Schatten ging mit und verzerrte Kortüm zu einem Spuk an der Wand.

Monich betrachtete den Schatten seines Freundes: „So äne Not ...", seufzte er.

„Ist Lorenz in der vorderen Gaststube?" fragte Kortüm und blieb stehen.

„Die ham doch heite Schkat. Wo soll er 'n sonst sitzen?"

„Wir müssen ihn gleich rausrufen, Monich."

„Von'n Schkat weg?!"

Kortüm nickte nur und rieb nachdenklich das Kinn. Monich kamen Bedenken: „De hast wohl was vor, Kortüm?"

„Komm."

*

Vor dem Gerüst, das die Nordfront des alten Hauses vergitterte, standen Herr Kortüm, Monich und Maurer Lorenz. Kortüm blickte in die Nacht hinauf, in der die Enden der Gerüste verschwammen: „Hm – sie reichen bis an den Oberstock."

„Sonst lang'n mir doch nich bis nuff. Un Sie wollten doch das alte Haus ooch glei mit abputzen lassen."

Herr Kortüm ging an den Leitern hin, welche die Laufbretter trugen. Er mußte achtgeben, daß er nicht in die Lichtstreifen kam, die aus den Fenstern des Kaminsaales fielen. Ja, da drin redeten sie, redeten, redeten – wieviel redet nur ein einziges Mundwerk in einer einzigen Stunde ... Kortüm wandte sich ab und blickte in den stillen Hof. Da saß der Püsterich. Am Tag noch hatte er ihn ver-

achtet. Jetzt nickte er ihm zu. Der redete wenigstens nicht, plätscherte bloß blankes Wasser heraus. Nein, Herr Kortüm würde ihn nicht hinter Efeu verstecken. Offen hinstellen und aller Welt zeigen soll man ein Wesen, aus dessen Maul die Sauberkeit selber kommt.

Aber die Nacht ist kurz, und morgen springt das Meuchelwort aus diesem Haus hervor, uneinholbar, unentrinnbar — Herr Kortüm sah eine Leiter nach der andern an: „Ja, diese an der Ecke genügt."

„Nee, die alleene nich", begann Lorenz, aber plötzlich rief er: „Wolln Se glei' den Bolzen in Ruhe lassen, Herr Kortüm! Der hält se doch!"

„Wenn ich ihn herausziehe?"

„Fällt se um, verdammich."

„Und?"

„Un? Un?! Na, dann falln die vier Bretter in jeder Etage mit runger, verflucht noch ämal!"

„Und?"

„Heern Se, Herr Kortüm, wenn Se mich bloß von 'n Schkat geholt ham, daß 'ch mich hier draußen in der Nacht ärgern soll —"

„Ich will nur genau wissen, was dann noch wird, Meister" — Kortüm zeigte beharrlich auf den Bolzen.

„Dunnerwetter, dann ham Se zunächst ämal in der Gegend hier kee ganzes Fenster mehr!"

Der Hausherr zählte mit den Fingern zeigend die Fenster: „Acht, elf, dreizehn. Hm. Was ist das ungefähr für ein Objekt, lieber Lorenz?"

Der Maurer drehte sich zu Monich um: „Herr Monich, ich gloobe —" — er zeigte mit dem Daumen über die Schulter zu Herrn Kortüm hin und wiegte bedenklich den Kopf.

„Nu sag's doch schon, was es kost't."

Lorenz blickte nunmehr scharf von einem zum andern, um sich endgültig klar zu werden, ob etwa die beiden gemeinschaftlich einen starken Trunk getan hätten. Monich aber trat an den Maurer heran und zog ihn an der Rockklappe: „Paß uff, Lorenz. Du bist ä orntlicher Mann. Un Herr Kortüm gibt dir Arbeet. Was er will, weeß'ch ooch noch nich. Aber d a s weeß 'ch: hier is Not am Mann. Not, verschtehste mich?"

Diese Rede klang verständig. Betrunken konnten sie also nicht sein. Lorenz rechnete eine Weile. Dann nannte er eine erkleckliche Zahl. Jetzt rechnete Herr Kortüm, aber nur kurz: „Monich", sagte er, „das ist noch nicht so viel wie zwei weitere Gasttage. Lorenz, sagen Sie mir: kann dieser Bolzen herausgezogen werden, ohne daß ein Mensch zu Schaden kommt?"

„Nu, Herr Kortüm, wenn o'm grade eener aus 'n Fenster guckt un die Bretter falln uff 'n Kopp, da kenn'n schon Beschädigungen eintreten."

Herr Kortüm machte eine große Armbewegung waagrecht durch die Luft. Scheinbar rechnete er mit solchen Beschädigungen nicht: „Ich meine, ob der brave Mann, der diesen Bolzen sachgemäß lockert, zu Schaden kommen kann."

„Das kommt druff an, wer'sch macht."

„Und wenn Sie es machen?"

„Ihe? Mei' eechnes Gerüste soll ich einschmeißen? Ich als Maurer kann doch nich —"

„Siehste, Kortüm? Das is wie mit 'n Gogeln, wenn ich gogle, un mit'n Essen, wenn du was 'neinschmierst: ä Fachmann muß es sin, un ä Fachmann kann doch nicht in sei eechnes Fach —"

„Ich würde Ihnen hiermit sogleich den neuen Auftrag erteilen, das Gerüst übermorgen wieder in üblicher Weise herzurichten."

„Na, Dunnerwetter —"

„Wollen Sie?"

„Na, zum — hm — passiern kann nischt ... aber, zum —" schließlich war es wieder ein kleiner Sonderauftrag. Und Herrn Kortüm kannte man ja in der Gegend ...

Ein Bauherr schloß hier mit seinem Unternehmer zu beiderseitiger Zufriedenheit schließlich einen Vertrag, wie Lorenz noch keinen geschlossen hatte, da solche Arbeiten auf den Fachschulen nicht in Betracht gezogen werden.

„Punkt vier Uhr dreißig morgen früh, Lorenz."

*

Und Punkt vier Uhr dreißig früh am andern Tag, als der Danielast mit allen seinen Seitenzweigen im Schlafe lag, geschah ein Schlag im Schottenhause, daß die Wände bebten. Fensterscheiben prasselten klirrend in die Zimmer. Türen flogen auf. Rufe gellten durch die Flure. Das elektrische Licht ging nicht an. Es war stockdunkel.

Aber der Kortümstamm war wach, der liebe Friedrich Joachim und Monich, sein Freund. Kortüm wandte sich zu der nicht vom Unheil betroffenen Südfront, Monich dagegen übernahm die Nordfront. Er war solche nächtliche Panik gewohnt. Wenn es brannte, mußte er auch zunächst die Menschen zur Vernunft bringen.

Liese kam schreiend die Treppe herabgerannt.

„Du mußt lauter schrein, Mächen!" rief Monich, „de Welt geht unter."

Liese schrie noch lauter.

„So is es gut."

Herr Kortüm trug vorsichtig einen brennenden Kerzenleuchter in der Hand.

„Darf ich die gnädige Frau sprechen?" sagte er gemessen zu Konstanzes Jungfer, die im Türspalt flatterte.

Konstanze erschien schon. Beinah hätte Herr Kortüm gesagt: „Auch Lachsrosa steht Ihnen." Sie zog den faltigen Mantel enger und vernahm in dem schrecklichen Getöse, das von der anderen Seite herüberschallte, Kortüms ruhige Worte: „Es ist nichts, Gnädigste —"

„Nichts soll das sein?!"

„Gar nichts. Eine Leiter ist umgefallen. Aber nur auf der anderen Seite" — er machte eine wegwerfende Handbewegung nach jener Seite — „und viel-

leicht noch einige nahezu wertlose Bretter. Leider kann im Augenblick das elektrische Licht nicht benutzt werden. Ich erlaubte mir deshalb, Ihnen diesen Leuchter zu bringen. Bitte."

„Aber Herr Kortüm. Das klang ja schrecklich. Und wie die Leute schreien."

„Lassen Sie sie schreien. Während der Zeit können die Leute nicht reden. Bitte legen Sie sich zur Ruhe. Es ist nichts. Ich bürge Ihnen, Kortüm" — er verbeugte sich leicht.

Sie schüttelte den Kopf, immer noch etwas ängstlich: „Dann bin ich neugierig auf morgen früh —"

„Ich auch. Gute Nacht, liebe gnädige Frau."

Monich hatte auf der Nordseite schwereren Dienst. Er verfügte auch über keinen Leuchter. Hier war Nacht. Nacht und Lärm. „Ulrich!" hörte man rufen. „Willibald!" „Udo!"

Monich begab sich mitten ins Gedränge, um zu helfen, wo er konnte. „Licht!" flehte Frau Tips. „Feuer!" antwortete Monich. „Meine Hosen sind voll Glasscherben!" ließ sich Wodtkes zornige Stimme vernehmen. „Nich barfuß gehen!" rief Monich. Seine ungereimten Worte trugen nicht zur Beruhigung bei, sie vermehrten eher die Verwirrung. „Seid ihr hier verrückt geworden?" fuhr ihn Holdermann an, der mit ihm zusammenprallte. „Pst", machte Monich, „legen Se sich gemütlich wieder uffs Ohr. Sie geht das nischt an, was mir hier vorham." „Ja, aber —" „Pst. Hier is alles in Ordnung. Verlassen Se sich uff mich. Mei Name is Monich."

„Hierher!" „Sind Sie's?" „Ihre Hand!" „Oh Gott!" Plötzlich sah sich der hilfsbereite Monich von flatternden Gestalten umgeben. Er sah zunächst nur Schatten in der Nacht, aber sie beängstigten den beherzten Mann — — das mußten Weiber sein ... genau sah er's nicht ... diese Wesen trugen infolge des Schreckens nicht Kleidung, die sonst üblich ist — „Verflucht", sagte Monich — sie waren es, die Küppen, die Schlick, die Lerche, die Tips. Erschrocken wandte sich Monich rückwärts. Aber hinter ihm stand Sidonie. Monich versuchte seitwärts durchzubrechen. Zu spät. Der Kreis hatte sich geschlossen. Jetzt war das Hilferufen an ihm: „Kortüm!" Sofort nahm der flatternde Ring um ihn die Losung auf: „Kortüm!" „Herr Kortüm!!" schrie das ganze Haus. Rasch duckte sich Monich und wollte entwischen. Sidonie sah es, griff nach ihm: „Was ist hier los!" „Ich will bloß erscht ä bißchen Licht suchen!"

Sidonie hielt ihn sicher am Rock: „Antworten!"

Hier gäbe es manchmal Erdstöße, stotterte Monich. Alles, was Kortüm ihm eingelernt hatte, brachte er hervor: „Das is äne verdammt vulkanische Gegend hier, un Erdbä'm sin kee Schpaß!"

Das solle er andern weismachen, rief die resolute Sidonie — „Unsinn!"

Erdbeben seien kein Unsinn, grollte Wodtkes Stimme in der Finsternis. Er hatte eben die letzten Scherben aus seinen Kleidungsstücken gesammelt, soweit dies ohne Licht möglich war, und begann nun erst, das Nötigste anzuziehen.

Es wurde Zeit, daß Herr Kortüm im Süden fertig war und sich nach Norden wandte. Sein Licht hatte er auf der Südseite abgegeben. Heller wurde es bei

seiner Ankunft nicht, aber deutlicher. Monich war frei. Kortüm stand im Kreise, und Kortüm sah die Schatten an und sprach: Gute Häuser, die ins Wanken kämen, seien ein Unglück. Ein Glück sei es aber, wenn solche Ereignisse im Angesicht lieber Angehöriger vor sich gingen – wenn er jetzt allein dastände in seiner Heimsuchung! Gleich nach Sonnaufgang würde Monich, der mehreren Gästen bereits bekannte Leinwandhändler und Hauptmann der freiwilligen Feuerwehr Monich, mit einer Liste herumgehen, in die sich die Spender eintragen möchten – der Kreis um den Sprecher wurde etwas geräumiger, Kortüm konnte sich schon ganz frei bewegen – man hätte ihn, den lieben Friedrich Joachim Kortüm, allerseits so herzlich begrüßt, daß so viel Zuneigung sicher auch in den Spenden wiederzuerkennen sei. Noch ließe sich der Schaden nicht völlig übersehen – der Kreis um Herrn Kortüm hatte sich in eine unregelmäßige Zickzacklinie verwandelt, die Gäste lehnten an den Wänden, am Treppengeländer, hier und da klappte eine Tür – leider, schloß Kortüm seine Rede an die Schatten, leider wäre am schwersten die Küche betroffen. Sie sei mit Scherben übersät. An Kochen sei vorläufig nicht zu denken. Man wisse ja selbst, wie leicht Scherben verschluckt würden und dann den Schlund, den Magen, die Gedärme oder noch edlere Teile verletzten. Aber die Brotkammer sei Gott sei Dank unbeschädigt geblieben. Hunger brauche keiner zu leiden. Er würde reichlich Brot vorsetzen können, gutes, selbstgebackenes Thüringer Landschwarzbrot ...

Kortüm sah sich um, Monich sah sich um – sie standen allein. Die Türen hatten sich lautlos geschlossen. Es war ja auch langsam immer heller geworden. Eben ging überm Sachsstein die Sonne auf.

Wie sah es hier aus! Ein Pantoffel lag da. Dort ein Handtäschchen. Taschentücher, ein Spitzenumhang, ein Pelzkragen und oh – Monich bückte sich und hob das Kleidungsstück auf ... rosa Kunstseide ... „Hm", sagte Herr Kortüm und sah das Fundobjekt mit zurückgelegtem Kopf von oben an ... „hm".

Monich hielt die Kunstseide hoch. Es meldete sich kein Inhaber – er sah Kortüm an: „Weg sin se."

Herr Kortüm aber hob die Augenbrauen und machte ein hochmütiges Gesicht: „Siehst du, Monich, ich habe den Punkt getroffen."

Der alte Freund zählte kopfschüttelnd an den Fingern auf: „Krach nich, Schadenfeier nich, Gift in der Soße nich, keene Scherben un keene Finsternis un Erdbä'm ooch nich –"

„Aber Geld, Monich."

Monig schlug sich leise auf den Bauch: „Un de Magengegend, Kortüm."

15. Das erste Richtfest

„Da haste 's" – Monich legte die Liste der Spender auf den Tisch.

Herr Specht aus Zittau hatte eine Mark gezeichnet. Die anderen Gäste erledigten ihre Zahlungen bargeldlos –

„– ham se gesagt", setzte Monich hinzu. „Un nu, Kortüm, wo se abgefahrn

sin un mir sin alleene, nu setze mal ä Punsch an — viel Materie un wenig Wasser, verschtehste?"

„Allein sind wir nicht, Monich. Was sollte aus dem Richtfest werden! Frau Schröter ist anwesend, Herr Professor Holdermann —" er stand auf und sah sich nach den Grundbestandteilen des Getränkes um. Bald dampfte es lieblich aus dem Bunzlauer Topf. Aber Herr Kortüm ließ Monich allein trinken. Ihn erfüllte in dieser Stunde jene erlösende Heiterkeit, die der Dankbarkeit nahe verwandt ist.

„Wie du dieses Zeug trinken magst, Monich —"

„Du hast ooch nich so viel durchgemacht wie ich. Du hättst ämal dadrzwischen schtehn solln! Vorne, hingene, links un rechts un überall eene, un wie die Dicke mich zu packen kriegte — das war die mit for ä Groschen Rosaband, Kortüm — Schwerenot."

Ja, Monich brauchte Stärkung. Kortüm entwickelte dafür die Richtfestpläne. In gemeinsamer Arbeit stellten beide ein gediegenes Programm auf, mußten aber zugleich einsehen, daß infolge der letzten Ereignisse das Richtfest wiederum verschoben werden mußte: Liese hatte viel aufzuräumen, der Glaser sollte kommen — Herr Kortüm gab eine Woche zu.

Jeden Morgen überflog der heimgesuchte Gastgeber die Post vergeblich nach bargeldlosen Eingängen. Dafür bekam er ein Schreiben von dem zuletzt eingetroffenen Gast, jenem Herrn Specht aus Zittau, der mit Frau verwitweter Schlick entfernt verwandt war. Dieser arme Mann hatte die weite Reise von Zittau aufs Schottenhaus gemacht, bekam bei der Ankunft kein ordentliches Menü mehr, dann fiel nachts vor seinem Fenster das Gerüst um, und morgens trat er die Reise wieder zurück nach Zittau an. Und gerade dieser besonders entfernte Verwandte hatte nicht nur eine Spende gezeichnet, sondern auch den lebhaftesten Anteil an dem geheimnisvollen Phänomen in jener Nacht genommen. Er habe noch nie ein Erdbeben mitgemacht, hatte er Monich versichert und ihn durch allerlei sachliche Fragen in so schwere Bedrängnis gebracht, daß Monich schließlich sagte: „Ich bin bloß für Feier zuschtändig. In Erdbä'msachen müssen se sich an Herrn Kortüm persönlich wenden." Kortüm aber hatte seinerzeit auf der Weltreise mancherlei gehört und gesehen und war imstande, viele sonst wenig bekannte Einzelheiten farbig zu schildern. Herr Specht schrieb nun, er hoffe, bald wieder einmal aufs Schottenhaus zu kommen. Die Gegend müsse sehr schön sein. Gesehen habe er leider nichts. Desto mehr habe ihn der Erdstoß interessiert, und es sei ihm eine Freude gewesen, beiliegenden kleinen Bericht abzufassen, welcher Herrn Kortüm hoffentlich auch Freude bereiten werde.

Mit spitzen Fingern zog Herr Kortüm ein zusammengefaltetes Zeitungsblatt aus dem Umschlag und begann zu lesen.

„Erdbeben in Thüringen" hieß die Überschrift. „Gelegentlich einer Tagung" — „Tagung!" rief Herr Kortüm empört — „wurden die Teilnehmer in der bekannten Luftkuranstalt des Herrn Kortüm Zeugen eines imposanten Naturschauspiels, das Gott sei Dank ohne Schaden für die Besucher abging und nur den Inhaber des Etablissements schädigte. Die Verluste des Herrn Kortüm wurden

jedoch sofort durch eine Kollekte der Angehörigen gedeckt" – an dieser Stelle machte Herr Kortüm eine kleine Pause, schluckte mehrmals, sagte jedoch nichts und las weiter: „Schon am Abend vorher wurde heftiges Wetterleuchten festgestellt. In der vierten Morgenstunde erfolgte der erste Erdstoß. Als Berichterstatter entsetzt aus dem Schlafe hochfuhr und sich besann, bemerkte er noch deutlich, wie das Handtuch an der Wand hin und her schwankte. Dabei war ein heftiges Getöse wahrnehmbar, dem einzelne kurze Schläge folgten, vermutlich jene von den Erdbebenforschern als Bodenknalle bezeichneten Geräusche, die besonders in Holland beobachtet und dort ‚Mistpöffers' genannt werden. Erfreulicherweise folgte diesem Stoß kein weiterer. Es handelt sich hier also um ein sogenanntes Kurz- oder Einstoßbeben, welches im Gegensatz zu den Lang- oder Mehrstoßbeben nur einmal auftritt, aber dafür um so heftiger. Menschenleben sind nicht zu beklagen."

Herr Kortüm schob das Blatt von sich: „So. Mistpöffers. Nun – man weiß ja, was manchmal berichtet wird ..." Mit Recht gedachte er hier jener Pressestimmen, die ihn nach Eröffnung seines Museums so gekränkt hatten.

„Mistpöffers" – leichtfertig schob er das Blatt noch weiter von sich. Bis an den jenseitigen Tischrand. Dort bewegte es sich eine Weile im Windzug wie ein ungeschickter Schmetterling und verschwand dann.

Wohl verstand Herr Kortüm, eine Sache in Bewegung zu bringen, aber keine befremdende Erfahrung konnte ihn zu der Einsicht bringen, daß eine Bewegung nicht ein Stoß ist und ein Ende, sondern fernhin in Wellen weiterrollt.

Nicht alle Leute nahmen solche Erdbebennachrichten auf die leichte Schulter. Wer von Berufs wegen die Natur der Erdstöße, der Bodenknalle und dergleichen Unheimlichkeiten erforscht, kann sich über keine einschlägige Notiz wegsetzen.

Eines Tages erschien auf dem Schottenhaus ein Mann. Es war schönes sonniges Frühlingswetter. Liese legte gerade die Kaffeedecken auf die Gartentische und hatte viel zu tun. Am Abend sollte das Richtfest gefeiert werden. Sie musterte den Mann. Wie ein richtiger Gast sah er nicht aus. Er trug etwas zu kurze und stark verbeulte Hosen. Sein Rock, der überall mit aufgenähten und zugeknöpften Taschen versehen war, mußte ebenfalls schon manche Reise hinter sich haben. Liese hätte beinahe gesagt: wir brauchen nichts. Aber jetzt blickte sie der knochig ausgetrocknete Mann plötzlich mit zwei scharfen grauen Augen an.

„Ja?" sagte Liese schnell.

Er rückte an der Nickelbrille, deren Bügel nur lose oben auf den Ohrmuscheln lagen – „Ich möchte Herrn Kortüm sprechen."

„Wen darf ich melden?"

„Doktor Windhebel" – er fuhr sich über das kurzgeschnittene eisgraue Haar – „Aber ich habe wenig Zeit."

Herr Kortüm schritt zunächst eilig heran, dann begann er langsamer zu gehen. Er schätzte den Mann auf Nordzimmer ohne Bad. Höchstens. „Bitte?"

„Windhebel. Vom Seismographen am Landesobservatorium."

„Aha", sagte Herr Kortüm höflich – er hatte trotzdem keine Ahnung, wo der Mann herzukommen vorgab. Wenn er nur nicht mit mir verwandt sein will,

dachte Kortüm. Fortlaufen und im Lexikon nachschlagen konnte er nicht, um zu begreifen, in welche geradezu verzweifelte Verwandtschaft er rettungslos zu geraten begann — ohne Übertreibung in die des lieben Gottes, der, als Herr der Erde, auch als der Herr der Erdbeben zu gelten hat. Wenigstens der bisherigen; seit dem Kortümbeben wird man wohl mit einer neuen Ära der Erdbeben rechnen müssen.

„Aha", hatte Herr Kortüm gesagt, und der Mann antwortete: „Ich gehe zunächst durch Erdgeschoß und Kellerräume."

„Verzeihung — in meinen Keller?"

Doktor Windhebel betrat bereits das Haus. Er stand in der Halle, ließ den Blick über das Mauerwerk schweifen. An einem Mauerriß blieb er stehen, bohrte mit einem Bleistiftende darin und sagte: „Alt?"

Gott bewahre mich, dachte Kortüm — der Kerl kommt von einem Bauamt: „Sehr alt", versicherte er, „außerordentlich alt" — ich brauche nur das Richtfest anzusetzen, fuhr er still für sich fort, und schon erscheinen Hindernisse — — Windhebel streifte ihn mit einem Blick. Er ging weiter. Jetzt blieb der Gelehrte vor dem Kaminbild stehen: „Das sind Sie", sagte er.

Herr Kortüm richtete sich auf, nahm die Stellung des Porträts an, um den Vergleich zu erleichtern —

„Lohnt das?" fragte der Doktor. Erstarrt sah ihn Kortüm an. Aber der Mann sagte nur „na", rückte an der Nickelbrille und schritt weiter. Den Vorratskeller durchwanderte er in Kortüms Gesellschaft, den Kohlenkeller, den Weinkeller. Er betrachtete das Mauerwerk. Da kann er gucken, wie er will, dachte Kortüm stolz — die Mauern sind gut. Er hatte recht. Wohlgefügt und wohlerhalten standen sie da. Durchs ganze Haus ging Doktor Windhebel, bis ins Museum hinauf. Hier verweilte er etwas länger, suchte nicht mehr nach Mauerrissen und sah Herrn Kortüm öfter von der Seite an. Schließlich wanderte er durch den Garten, warf gelegentlich einen Blick in die seltsame Landkarte, die er bei sich trug und wandte sich zum Hofe. Hier aber blieb der Gelehrte stehen. Erschrocken starrte er den Püsterich an — schritt langsam um ihn herum — dann faltete er seine Karte zusammen, steckte das Merkbüchlein ein und sah Herrn Kortüm nunmehr von vorne an.

„Ja —" begann er.

„Bitte?" sagte Herr Kortüm.

„Wir gehen besser auf die andre Seite. Da haben wir Sonne."

Herr Kortüm folgte ihm. Windhebel setzte sich an einen Gartentisch, machte ein Gesicht wie ein Arzt, der sich klargeworden ist, rückte die Brille und sagte mit einer Behaglichkeit, die man ihm nicht zugetraut hätte: „So. Nun erzählen Sie mir genau der Reihe nach Ihre Wahrnehmungen."

Aber Herr Kortüm hatte jetzt das Benehmen dieses Mannes satt und sprach: „Wollen Sie mir bitte sagen, was Sie hierherführt?"

„Ich sagte es doch. Haben Sie es nicht gehört?" — Windhebel nahm die Brille ab und rieb sich langsam und gründlich die Augen. Dabei sprach er: „Unsere Apparate haben keine Spur von einem Erdbeben am Achtzehnten dieses Monats verzeichnet."

Herr Kortüm setzte sich schnell und lächelte: „Hm. Jawohl."

„Es liegt also eine Störung vor" — Windhebel zog das Zeitungsblatt heraus —

„Natürlich", sagte Herr Kortüm höflich.

„Das nimmt uns wunder", fuhr Windhebel fort.

Herr Kortüm nickte verständnisvoll.

„Und deshalb komme ich selbst."

„Sehr angenehm."

Plötzlich setzte Doktor Windhebel die Nickelbrille auf und sah Herrn Kortüm an: „Diesen Bericht haben Sie abgefaßt?"

„Ich fasse nie Berichte ab."

„Aber Sie kennen den Schreiber?"

„Flüchtig."

„Also bitte, Herr Kortüm."

Nun begann eine Schilderung auf Leben und Tod. Klar konnte man Kortüms Darstellung nicht nennen. Das hätte Monich besser gemacht. Kortüm ließ wichtige Dinge weg, weniger wichtige, zum Beispiel das Rosafundobjekt, schilderte er mit einer Treue, die einer wissenschaftlicheren Sache würdig war. Und Monichs Erlebnisse mit den Witwen legte er dar, daß Windhebel den Wunsch äußerte, jenen Herrn Monich möchte er auch noch kennenlernen. Wodtkes Glasscherben spielten keine kleine Rolle, und zuletzt handelte es sich nur noch darum, ob sechs oder acht Bretter heruntergefallen waren.

„Ausgezeichnet", sagte Windhebel. „Es wird richtig sein, erst ein wenig zu frühstücken. Was haben Sie?"

Einen vorzüglichen Schinken in Burgunder mit Perlzwiebeln empfahl ihm Herr Kortüm — „Ich werde ihn selbst zubereiten", sagte er und eilte, ohne weiteres abzuwarten, in die Küche.

Windhebel sah ihm über die Nickelbrille nach: „Da läuft er. Ist das dagewesen? Ein Erdbeben simulieren?"

Fachlich war sein Auftrag hier oben erledigt. Nach Tisch konnte Windhebel guten Gewissens zum Bahnhof gehen, und Herr Kortüm wünschte nichts sehnlicher. Aber trotz der Menschenverachtung, in die Leute seines Berufes nur zu leicht verfallen, ärgerte sich der Erdbebenforscher: immerhin war er doch ein weltbekannter Fachmann, und ihm hier eine solche Geschichte aufzutischen . . . an der aber zum Teufel irgendwo was Wahres sein mußte . . . Windhebel steckte achtlos die erste Gabel Essen in den Mund. Dann aß er langsamer. Zuletzt ließ er Bissen um Bissen auf der Zunge zergehen. Nein — kein Wort gegen diesen Schinken! Herr Kortüm mußte ihn mit unendlicher Liebe gekocht haben — ja: diesen Schinken hat also ein Erdbebensimulant gekocht — vortrefflich gekocht in gutem französischem Burgunder. Wer aber so kochen kann — wer ein solches Anwesen besitzt — Windhebel sah sich um — und in einer so friedsamen Landschaft wohnt — — und dann lügt, diese Landschaft stehe nicht mehr fest — ein solcher Mann muß seine Gründe haben.

„Und solche Gründe gehen noch über den Schinken und über das Erdbeben",

sagte Windhebel und klopfte an den Tellerrand. Liese brachte die Rechnung. Aber der Gast sprach: „Ich bleibe heute hier. Ein Zimmer."

Er schlenderte durch den Garten, durch die Halle. Herrn Kortüm traf er leider nirgends.

„Der arbeet't jetzt", sagte Liese.

„Arbeitet. So." — Windhebel blickte zu Kortüms Bildnis auf. Holdermann war ein großer Porträtmaler und verstand, die Seele eines Menschen zu offenbaren. Aber die letzten Dinge in Sachen Kortüm blieben trotz des guten Bildes dem Doktor Windhebel, dessen Augenmerk beruflich ja vor allem auf die Probleme des Zugrundegehens gerichtet war, vorläufig noch dunkel. Er sah nach der Uhr: „Ich werde mir das Museum dieses Mannes etwas näher ansehen." Museen waren sonst seine Sache nicht: Sammeln lohnt nicht, pflegte er zu sagen — Windhebel wußte besser als andre um den Unbestand der Dinge — auch derjenigen Dinge, die sogar der Jurist unverfroren als Immobilien bezeichnet. Ach, es war ja alles so mobil . . . in Anschauung der wandelbaren Ewigkeitswerte rings um ihn herum im Weltall glaubte Windhebel nur noch an eines: an das Erdbeben. Er sah das Glas nicht an, aus dem er trank. Aber w a s er trank und w a s er aß, das wußte der Gelehrte gut — im Augenblick hielt ja die Kruste noch über dem feuerflüssigen Innern dieses Erdballes.

Stück für Stück des Kortümmuseums besah er, und so wenig ihm sonst gefiel auf Erden — dieses Museum war nach seinem Sinn! Hier war a l l e s zerbrochen, n i c h t s mehr ganz und bei Kräften und in Form — eine lehrreiche Sammlung!

„Ich werde diesen Herrn Kortüm öfter besuchen", beschloß Doktor Windhebel.

Da ertönte Musik. Dorfmusik. Er trat ans Fenster. Im Hofe unten standen Männer, die auf Trompeten bliesen, trommelten und Geigen strichen. Rostbratwürste dampften auf einem Herd. Ein bekränztes Bierfaß wurde auf einer Schubkarre herangefahren. Und da stand er ja auch selber, mitten unter den Leuten, dieser Herr Kortüm. Er hatte den Kopf in den Nacken gelegt und sah in die Höhe. Hoch auf dem Dachgebälk des Neubaues leuchtete ein bunter Kranz mit meterlangen, wehenden Bändern. Die Musikanten setzten ihre Instrumente ab. Ein Zimmermann erschien zwischen den Dachbalken, hielt ein Weinglas in der Hand und begann zu sprechen. Windhebel öffnete das Fenster. Viel verstand er nicht. Aber als der Zimmermann plötzlich das Weinglas austrank und an den Balken warf, daß es zersplitterte, nickte der Gelehrte.

(Schluß folgt)

Randbemerkungen

Als die gute Tante Karin Michaelis uns das Gruseln beibringen wollte, erzählte sie vom gefährlichen Alter der Frau. Die Sache scheint aber nicht zu stimmen, da das Thema längst wieder in Vergessenheit geraten ist. Kunstwerke hingegen haben tatsächlich nicht nur eine, sondern zwei gefährliche Altersperioden. Sie fallen entweder ans Ende der ersten Saison oder treten nach Ablauf eines Menschenalters ein. Sobald einem Romane mit wirkungsvollem Einband und Titel ein paar lobpreisende Besprechungen zuteil wurden, raufen sich die Abonnenten der Leihbibliotheken um das Buch. Nach einem halben Jahre warten fünf oder sechs zerschlissene Exemplare vergeblich auf den Leser. Man darf fragen, ob Bücher, Bilder oder Theaterstücke, die so unheimlich rasch verwelken, als Schöpfungen der Kunst gelten können. Das gefährliche Alter eines Kunstwerkes ist das dreißigste Jahr. Sagt auch die nächste Generation „Ja!" dazu, dann ist es um die verhängnisvolle Klippe herumgekommen; getrost kann ihm die kleine Ewigkeit zweier weiterer Generationen prophezeit werden.

Das Werk Johannes V. Jensens wird so lange dauern. „Mr. Wombwell", die Auswahl einiger seiner heimischen Himmerland-Erzählungen, schmal und billig, ist eine der kostbarsten Gaben des vergangenen Weihnachtsbüchermarktes. Junge Menschen, denen man die Geschichten in die Hand drückte, waren so begeistert, so hingerissen, wie wir es vor dreißig Jahren gewesen sind, als dieser geniale Däne in dem Buche „Die Welt ist tief" seine Stimme, die im Tonfall und Ausdruck durchaus seine Stimme war, zum ersten Male erhob. „Und so sauste ich in die Welt hinein, in der ich zu Hause bin, in die donnernden Wälder der Zivilisation aus Eisen und Stein." Mit diesen Worten klang der herrliche, erkenntnisvolle, selbstironische Bericht über die Urwälder Indiens aus, deren verwunschene Ungebändigtheit dem Leser unmittelbar auf den Leib rückte. Der männliche und sehr gescheite Johannes Vigo Jensen hat sich die Fähigkeit des großen Indianerstaunens, diese unschuldsvolle Gabe der Kinder und Wilden, bewahrt. Er sieht alle Dinge mit unverbildeten Sinnen gleichsam zum ersten Male an und gewahrt Eigenschaften, für die er Ausdrücke von hämmernder Schlagkraft, für die er verblüffend kennzeichnende Beiwörter, einprägsame Bilder und Vergleiche formt. Die schlichten Erzählungen haben die symbolhafte Gewalt uralter Sagen. Die Schlußfolgerung aus sachlicher Beobachtung wächst steil ins Irrationale empor. Hier soll nicht aus heiterem Himmel ein umfassender Lobgesang auf den großen Dänen angestimmt werden. In aller Bescheidenheit wollten wir bloß einmal anfragen, wie das eigentlich mit dem literarischen Nobelpreis ist, für den Jensen einige Male vergeblich vorgeschlagen wurde. Das Meisterwerk des Russen Iwan Bunin — um mit Absicht nicht den unbeträchtlichsten Preisträger herauszugreifen — die Novelle „Der Herr aus San Franzisco", reicht knapp an viele Erzählungen Jensens heran. Kaum an „Arabella", diese keusche und zarte Dichtung, die im besoffensten Hafenviertel Singapores von einem Steuermann und einer Bordellwirtin handelt. Nicht an „Louison", diese von silbergrauer Pariser Luft durchwehte jugendfrohe Geschichte, oder an „Dolores", an die man in Spanien an jeder Straßenecke erinnert wird. Auch nicht an „Olivia Marianne", einen Skizzenband, in dem Batavia — „Sukabumi und Bandung: klingt das nicht wie ein Griff in ein Saiteninstrument?" — mit allen Sinnen bereit aufgenommen und künstlerisch wiedergeboren wurde. Von der in Sibirien spielenden Erzählung „Frau Dominick" ganz zu schweigen. In den historischen Romanen, aus denen das Raunen verschollener Zeiten herüberhallt, fällt der eigensinnige und eigenwillige Denker und Gelehrte Jensen dem visionären Gestalter leider immer wieder hemmend in die Arme.

*

Auf dem Waschzettel des Verlages S. Fischer ist zu lesen, die Geschichte

„Mr. Wombwell", die in Dänemark als das Meisterwerk Jensens gilt, sei in Deutschland bisher unbekannt. Hier stehe ich von der Bank auf und weise dem Herrn Lehrer eine deutsche Übertragung vom Jahre 1924 vor, enthalten im Sammelband „Dolores", erschienen im Verlag S. Fischer. Wer mir nicht glaubt, möge sich vorsichtig bei meinen Freunden erkundigen. Aber auch die vorsichtigste Anfrage wird eine wütende, geradezu gehässige Bejahung zur Folge haben. In jenen vorgerückten Stunden nämlich, wo das Gespräch vom Niveau absackt und das Bedürfnis sich einstellt, einen kräftigen Bissen zwischen die Zähne zu bekommen, um geistig die Sache einigermaßen wieder einzurenken, habe ich mich wohl allzuoft verleiten lassen, aus Wombwell vorzulesen. Diesem einfachen Berichte von einem amerikanischen Wanderzirkus, der im Himmerlande ein Gastspiel gibt. Man las die Seiten über die Errichtung des Portales. „Aber seine Aufstellung glich mehr einem Bombardement, einer Sprengung und Beschießung, als einer Arbeit in Friedenszeit." Man las die von inniger Heimatliebe erfüllten Stellen, wo übereinandergetürmte träge Sommerwolken die blühenden und duftenden Wiesen des dänischen Himmerlandes hoch überglänzen. Schade, daß man nicht Dänisch kann. Beide Übersetzungen, die vom Jahre 1936 und jene von 1924, weichen im Wortlaut und in der Sprachmelodie untereinander ab. Die Wahrheit liegt bestimmt wieder einmal in der Mitte. Nachdem ich mit „Wombwell" keine Gegenliebe mehr finde, lese ich in solchen Stimmungen das „Lied von der Glocke" vor. Das ist nicht Snobismus mit umgekehrten Vorzeichen. Selbstverständlich protestieren alle Anwesenden. „Wir sind doch nicht in Sexta." Man lasse sich nicht beirren! Wenn Sie geendet haben, werden Sie sich vor begeisterten Zurufen kaum retten können. Die zur Zeit grassierenden romanhaften Biographien, die die beliebten Tatsachenberichte abgelöst haben, verschonen keinen einigermaßen bekannten Menschen. Dabei fällt auf, daß viele der verarbeiteten Größen den „Faust" angeblich auswendig kannten. Schön und gut. Allerlei Hochachtung. Inzwischen lauere ich auf den berühmten Mann, der zur Abwechselung die „Pandora" vollkommen beherrscht. Rühmt ein Festredner statt der gangbarsten großen Klassikernamen Altdorfer, Cranach, Pierro della Francesca oder Hercules Seghers, erwähnt er statt der Madonnen Raffaels die Zeichnungen, statt der „Nachtwache" den Kasseler „Segen Jacobs": der Mann ist echt, denn er fühlt und glaubt, was er sagt. Sollte zufällig jemand da sein, der den Schlußakt vom „Wallenstein", in dem die losgelassenen Elemente rumoren, wo die vom Sturm angepackte Wetterfahne sich kreischend in den Angeln dreht, die Sterne wankend ihre Bahn verlassen und eine Todesstimmung waltet, still, feierlich, bedrückend, sollte jemand den Akt fast auswendig kennen: wer immer er auch sei, er ist unser Kamerad und Weggenosse.

Plietzsch.

Literarische Rundschau

„Pro Imperatore"

So lautete der Titel eines Aufsatzes, der im Februar 1909 in der „Deutschen Rundschau" erschienen ist. Sein Verfasser war der Graf von Leyden, der Bruder der Lady Blennerhassett, einer ständigen Mitarbeiterin der „Deutschen Rundschau", die neben anderen klugen Büchern eine ausgezeichnete Biographie des Kardinals Newman schrieb. In diesem damals viel beachteten Aufsatz versuchte der frühere Diplomat, nachdem die hohen und trüben Wogen der Erregung aus den Novembertagen 1908 über das Daily-Telegraph-Interview und die Aussprache des Fürsten von Bülow — der es seinen „Denkwürdigkeiten" vorbehielt, die eigene Erbärmlichkeit auf dem Wege der Selbstanzeige allen klarzumachen — mit Kaiser Wilhelm II. etwas abgeebbt waren, in der wohlerzogenen Sprache jener Zeit die historische Wahrheit freizulegen von den Wolken böswilliger Fälschung und Verdächtigung aus Unwissenheit. „Nur die letztere [die Krone] muß" — so hieß es in dem Artikel — „das Bleibende, das Unentbehrliche sein, ihr Träger wie die Institution selbst in Herz und Vernunft des Volkes obenanstehen. Die Kämpfe des Tages, in denen die Gesetze der Vornehmheit so leicht verletzt werden, müssen an der Krone vorübergleiten können." Es war einer der wenigen Versuche, fern von jedem Byzantinismus das richtige Bild des Kaisers — weder in der magischen Beleuchtung einer lakaienhaften Presse noch in dem systematischen Verdächtigungsnebel anderer Kreise — dem deutschen Volke zu zeigen. Für den Herausgeber der „Deutschen Rundschau" war die Aufnahme des Artikels die endgültige Liquidierung der unüberwundenen Spannung durch die Beschlagnahme der Zeitschrift bei der durch Geffken bewirkten Veröffentlichung des Tagebuchs von Kaiser Friedrich.

*

Es ist für die Menschen unserer Tage nicht ganz einfach, sich eine klare Vorstellung von der Größe der Verunglimpfungen der höchsten Stelle in der deutschen Öffentlichkeit zu machen, die damals bei der schrankenlosen Pressefreiheit trotz des Majestätsbeleidigungsparagraphen und einer zum mindesten in manchen Landesteilen übereifrigen Staatsanwaltschaft möglich war. Solche Möglichkeit war um so erstaunlicher, als wir uns damals im Deutschen Reiche, wenn man den Aussagen der kaiserfeindlichen Presse Glauben schenken sollte, auf dem Höhepunkt des „persönlichen Regiments" befanden. Aus dieser Atmosphäre führt eine schnurgerade Linie, die freilich niemals mit der geschichtlichen Wahrheit zum Decken zu bringen war, zu der Flut von Haß und Schmutz, die im Nachkriegsdeutschland sich über den wehrlosen, in der Verbannung schweigenden früheren Kaiser ergoß. In dieser Zeit war es ein aussichtsloses Beginnen, gegen die Meute aus Gründen einfacher menschlicher Ritterlichkeit einem tragischen Schicksal gegenüber anzutreten. Die wenigen, aus anständigem Herzen geborenen Versuche, einer Festlegung der Verfälschung eines ganzen Lebens entgegenzutreten, mußten ergebnislos bleiben. In jener Zeit erhielt der Schreiber dieser Zeilen einen Brief mit einem Aufsatz desselben Grafen von Leyden, der in dieser Arbeit unter Bezugnahme auf seinen früheren Artikel für den gestürzten Kaiser am gleichen Platze eintreten wollte. Der Aufsatz war ritterlicher, als er klug war, und konnte nicht erscheinen, weil der alte Diplomat die massive Sprache und den Jargon der über uns hereingebrochenen Zeit nicht verstand.

Es ist ein alter Grundsatz des Frontsoldaten, daß es gegen Granaten und Trommelfeuer keinen Heldenmut, sondern nur Deckung gibt. So muß auch der Kenner menschlicher Herzen in ihrer ganzen Gebrechlichkeit — trotz selbstverständlicher Bejahung der unabdingbaren männlichen Verpflichtung, für die Wahrheit alles, selbst den eigenen Kopf einsetzen zu müssen — sich in Zeiten, wo der Irrsinn auf der Straße rast, sagen, daß heroisches Ein-

treten ohne Erfolgsmöglichkeit nichts als eine ehrenwerte Dummheit ist. Er darf es in der Sicherheit, daß das menschliche Getriebe in seiner Torheit und seinem Irren sich von selber reguliert auf ein erträgliches Maß und daß manche Dinge ohne die Hilfe der Zeit niemals auf ihre richtige Größenordnung zurückgeführt werden können.

*

Vor zwei Jahren erschien das Buch eines Engländers „Fabulous Monster“ im Verlage von Edward Arnold & Co. in London. Verfasser ist J. Daniel Chamier.

Der seltsame Titel bedarf der Erklärung. Chamier selber sagt darüber: „Das Einhorn wird in der Heraldik und in den alten Sagen als Symbol der Reinheit und uneigennütziger Gesinnung verwendet; meine Ansichten über Einhörner habe ich aber eigentlich mehr einem phantasievollen Buche von Lord Dunsany ‚The King of Elfland’s Daughter‘ entnommen, dessen Titelbild ein Einhorn zeigt, das von verfolgenden Hunden zu Boden gerissen wird. Dort ist von den Einhörnern gesagt, daß sie von jenseits der Grenze kommen, die das Elfenland von den ‚Gefilden, die wir kennen‘, trennt; wenn sie aber herüberkommen, so werden sie natürlich zu Tode gehetzt. Diese Vorstellung vom Einhorn brachte mich dann auf die Idee des Buchtitels und auf das Motiv vom ‚Kampf um die Krone‘. Auch fanden sich einige Einhörner in der Bibel, die sich dem Gedankengut einfügten.“

Über diesem Buche steht als ungeschriebenes Motto der Aufsatztitel des Grafen von Leyden. Chamier ist ein Mann von einigen vierzig Jahren, ein nach jeder Richtung hin unabhängiger Engländer, dem seine äußere Lage es gestattet, seinen Neigungen zu leben, und dem sein eigenes Gesetz es befiehlt, die Wahrheit zu suchen. Aus der widerspruchsvollen Literatur über den früheren deutschen Kaiser — Chamier kennt sie ganz, auch die Bücher, die er im Literaturverzeichnis nicht nennt — ergab sich für ihn die innere Verpflichtung, durch ein genaues Studium der Quellen zu einem wahrhaften und ungefälschten Bild Wilhelms II. zu streben. Er ist unbefangen und ohne ein thema pobandum an seine schwierige Aufgabe herangegangen, sine ira et studio, und hat so die Gefahr vermieden, nicht als ernster Forscher gewertet zu werden. Sein Stil bekräftigt in jeder Zeile, daß hier ein freier Geist von sehr klarer und sehr überlegener Haltung und ausgesprochener Eigenart am Werke war. Die englische Öffentlichkeit hat seine Arbeit anerkannt, und auch die englische Wissenschaft hat sich mit der Zurückhaltung der Zunft unter Hervorhebung unterlaufener kleiner Unrichtigkeiten nicht negativ zu diesem Werke gestellt. Irgendeine Verbindung mit Doorn und dem Hause Hohenzollern hat nicht bestanden. So ist hier ein neuer wesentlicher Beitrag zur Kriegsschuldfrage geliefert, an dem vorüberzugehen die Pflicht gegen das eigene Volk verbietet.

Von diesem Buche ist jetzt unter dem Titel „Ein Fabeltier unserer Zeit“ im Amalthea-Verlag, Wien, eine deutsche Übersetzung erschienen. Die Übersetzerin, die selber über eine gründliche Kenntnis der Materie verfügt und übrigens in vollem Einverständnis mit dem Verfasser einige der landläufigen, noch nicht ausgerotteten Unrichtigkeiten und Verdrehungen der historischen Wahrheit in Anmerkungen berichtigt, bleibt ungenannt. Es ist Fräulein Dora von Beseler, die bei dem reichsdeutschen Verlag wegen Herausgabe der Übersetzung vergeblich angeklopft hat.

Es handelt sich in diesem Buche und in seiner deutschen Übersetzung nur um den Dienst an der geschichtlichen Wahrheit, dem kein Mensch von Gewissen sich zu entziehen das Recht hat. Darüber hinaus aber ist dieses Buch ein Beitrag von eminenter Wichtigkeit zur menschlichen Psychologie überhaupt.

Wir geben in folgendem lediglich die Ansicht des englischen Autors wieder, dessen ritterliche und männliche Haltung gegenüber einem Feinde Englands und gegenüber den Staatslenkern des eigenen Volkes jede Achtung verdient.

*

Wenn der Satz wahr ist, daß jeder den andern nur begreift bis zur Höhe des eigenen Bewußtseins, so ist die These noch wahrer, daß die eigene Güte und Anständigkeit es verhindern, unzulängliche und

minderwertige Personen auch der nächsten Umgebung ganz zu durchschauen. Nach Chamier ist Wilhelms II. Erleben die Geschichte eines immer wieder getäuschten Vertrauens. Er erklärt den Kaiser — in ganz anderer Form, als Pamphletisten es getan haben — aus seiner körperlichen Veranlagung und seiner strengen Jugend, die beide nicht vermochten, die eigentümlich stark ausgeprägte Individualität selbst unter dem stärksten äußeren Druck wirklich zu verändern, so daß die durch das eigene Gesetz bedingte Eigenart sich konsequent entwickelt hat.

Zu klar in seiner Art, zu schlicht und zu aufrichtig, war der Kronprinz und junge Kaiser niemals in der Lage, die zum Teil rein atmosphärische Wirkung seiner Person und seiner hohen Stellung auf die Umwelt richtig einzuschätzen und ihr dann in die Zügel zu fallen, wenn Interessen des Thrones und der Kaiseridee es verlangt hätten. Dieser Mann ist im Gegensatz zu den Verdrehungen niemals ein Schauspieler gewesen, weil seine Natur das ausschloß. Er hat, wenn er wiederum eine neue Enttäuschung erlebt hat, oft in zu heftiger Ablehnung reagiert, ohne aber aus solchen Erfahrungen den Glauben an die Menschen seiner Umgebung zu verlieren, weil er sich treu bleiben mußte. Aus dieser Echtheit seiner Art entstand bei Unbefangenen und auch bei Widerstrebenden der Eindruck, daß immer um ihn, selbst bei der Entfaltung des größten Zeremoniells, etwas Unterschiedliches und etwas Menschliches war, das zu persönlicher Stellungnahme zwang. Der Kenner der wilhelminischen Zeit weiß längst, was der Engländer erneut mit Dokumenten nachweist, daß es kaum eine größere Unrichtigkeit gegeben hat als die Behauptung vom „persönlichen Regiment". Denn der Kaiser folgte gerade in den Punkten, die man ihm als maßlose Ausbrüche des persönlichen Regiments vorwarf: in der Krüger-Depesche, in dem Marokko-Abenteuer, in dem Daily-Telegraph-Interview, in geradezu phantastischer konstitutioneller Loyalität wider seine eigene bessere Überzeugung seinen verfassungsmäßigen Ratgebern. Er schützte sie nachher gegenüber der empörten Öffentlichkeit, während die Verantwortlichen sich kein Gewissen daraus machten, das Oberhaupt des Deutschen Reiches nicht nur nicht zu verteidigen, sondern die Hetze der Öffentlichkeit noch zu schüren. Er hat „die gewohnte Rolle des Sündenbocks" mit Anstand getragen. Zu gleicher Zeit aber wird auch aus dem Buche Chamiers klar, daß in der politischen Atmosphäre, in der nun einmal die Unaufrichtigkeit herrscht, eine solche Natur zum Mittel- und Kristallisationspunkt der Feindseligkeit einer ganzen Welt werden muß, wenn nicht treue Hände mit Gewalt den Schleier zerreißen, der sich in schicksalsmäßigem Ablauf um eine solche Persönlichkeit nach menschlichen Gesetzen weben muß.

„Der Grund, weshalb die Systeme, die wir dulden und aufrechterhalten, nicht einsichtsvoller beurteilt werden, ist darin zu suchen, daß wir unser geringes Maß von Intelligenz darauf verwenden, die Männer, die das Opfer dieser Systeme sind, anzuklagen . . . Solange Deutschland Wilhelm II. für einen phänomenalen Stümper hält, solange wir ihn für einen gekrönten Schurken halten, der das internationale Arkadien mit seinen unmoralischen oder wahnwitzigen ehrgeizigen Bestrebungen gestört habe — so lange wird es nicht möglich sein, aus seiner Geschichte eine fruchtbare Nutzanwendung zu ziehen. Dann bietet sie uns nichts als das süße Gift der Selbstzufriedenheit und der Zufriedenheit mit den äußerst unbefriedigenden Tatsachen. Wenn wir uns bereit finden werden, in ihm einen ehrlichen, fähigen, intelligenten Herrscher zu sehen, der das bestehende System, so wie er es vorfand, übernommen und das Beste daraus zu machen versucht hat, dann werden wir in der Lage sein, aus dem Experiment Vorteil zu ziehen, das sich vor unseren Augen abgespielt hat. Das erste Metall, das in der Ära des Weltfriedens aus den eingeschmolzenen Kanonen gewonnen wird, sollte in eine Statue Wilhelms von Hohenzollern gegossen werden, wegen seiner Verdienste um die Menschheit, die er sich dadurch erworben hat, daß er in seiner Person, in einem Augenblick, als die Frage in der Luft lag, die Nutzlosigkeit einer Versicherung gegen Untergang im Kriege während des gegenwärtigen Zustandes der Völkergesellschaft dargetan hat."

In 24 Kapiteln voll innerer Spannung

bei aller Klarheit der Darstellung und immer gewahrter Distanz läßt Chamier das Leben des Kaisers von seiner Jugend bis in die Gegenwart abrollen und umgeht keine Schwierigkeit, sondern ringt mit jeder — auch der heikelsten — Einzelheit, bis er sie — klargestellt — in das Gesamtbild einordnet.
Chamier ist ein Engländer, der sehr klar über seine eigenen Landsleute ist und ohne jede insulare Beschränktheit das gesamte Weltgeschehen beurteilt. Als ein Zeichen seiner ritterlichen und vornehmen Gesinnung sei nicht vergessen, daß er „das standhafte und treue Herz" des früheren Kaisers rückhaltlos anerkennt, „das kein Mitleid mit sich selbst kannte nach seinem Sturze und die Frage, ob er anders hätte handeln können, mit einem festen Nein beantwortete", und es niemand gestattet hat, ihn auch in der schwersten Zeit innerlich von den Deutschen zu scheiden. Chamier übt eine harte Kritik an den Deutschen, weil sie nach der Erkenntnis durch die Archive, daß das Unheil, das so lange „als notwendige Folge der persönlichen Einmischung des Kaisers in die Politik und seiner Ideen über Kavallerie-Angriffe" prophezeit worden war, in Wirklichkeit eine andere Ursache gehabt haben müsse, nun, anstatt der Wahrheit die Ehre zu geben, wieder eine neue, ebenso verlogene Theorie über die „Weltfremdheit" des Kaisers aufstellten.

*

Sechzehn Jahre waren verflossen, seit unter Führung des Herrn Lloyd George ganz England und die Welt von dem Rufe widerhallten: „Hang the Kaiser!" Nach sechzehn Jahren konnte die Schrift dieses anständigen Engländers erscheinen. Ein nachdenklicher Beitrag zu der Geschichte des menschlichen Narrengeschlechts, das — ohne Streben nach der Wahrheit — in noch nicht einem Menschenalter seine „tiefe" Überzeugung und sein Hosianna wie sein Crucifige über den Feind ebenso wie über den Freund von gestern und heute mit der gleichen Leidenschaft in sein Gegenteil verkehrt, wie es so oft getan hat und wieder tun wird, so lange es eine Menschheit geben wird! Rudolf Pechel.

Gladstones Briefe an seine Frau

Neben einigen die Jugendzeit bis zur Heirat veranschaulichenden Briefen an Verwandte, vor allem den Vater, bilden den Hauptinhalt des soeben erschienenen, von A. Tylney Basset herausgegebenen Bandes (Methuen & Co., London 1936) die Briefe, die Gladstone 55 Jahre hindurch, von 1840 bis 1894, an seine Frau Catharine gerichtet hat. Aus einer ungeheuren Fülle ist es eine Auslese, denn die völlige Gemeinschaft, die das Verhältnis der beiden Gatten gekennzeichnet hat, äußerte sich auch darin, daß sie sich, waren sie nicht beieinander, täglich schrieben, unter Umständen sogar mehr als einmal. Ihre Ehe ist eine ungewöhnlich glückliche gewesen, mit tiefer Dankbarkeit bekennt Gladstone immer wieder, was er dieser Frau schuldete, der er nach dreißig Jahren des Zusammenlebens zu ihrem Geburtstag das Dichterwort schrieb: „Und immer seiest du gesegnet, die du zum Segnen lebst." Bei ihrer Anteilnahme auch am politischen Geschehen hat er sie dauernd über die wichtigsten Ereignisse unterrichtet, ihr in unbedingtem und vollkommen gerechtfertigtem Vertrauen auf ihre Verschwiegenheit die geheimsten Dinge mitgeteilt, gelegentlich selbst Akten übersandt. Sogar die Grundzahlen des von ihm aufgestellten Etats übermittelt er ihr, bevor er sie dem Kabinett zur Beratung vorlegt. Die Aussprache mit ihr und ihr Rat ist ihm für sein eigenes politisches Handeln unentbehrlich gewesen.
So geht man mit hohen Erwartungen an dieses Buch und wird enttäuscht. Zu den Klassikern des Briefes kann Gladstone nicht gerechnet werden, diesem hinreißenden Redner war die Fähigkeit nicht gegeben, mit der Feder sein Innenleben auszudrücken. Es sind eigentlich bloß die äußeren Ereignisse dieses dramatisch bewegten Lebens, die in den Briefen vorüberziehen, und in dieser Beziehung vermögen sie bei der Fülle der schon erschlossenen Quellen kaum mehr große Aufschlüsse zu bringen. Die neue Veröffentlichung ist damit ein glänzendes Zeugnis für den Takt und die Urteilsfähigkeit John Morleys, der dieses Material für seine Gladstone-Biographie bereits benutzt und seinen wichtigsten Inhalt darin verarbeitet hat. Ganz selten, daß die Briefe Ein-

blick in die geistigen Triebkräfte gewähren. Eine dieser Ausnahmen ist es, wenn 1874 seine Grundanschauung aufblitzt: „Ich bin überzeugt, daß die Wohlfahrt der Menschheit heute nicht vom Staat oder der Welt der Politik abhängt; das wirkliche Kampffeld ist die Welt des Gedankens, in der ein tödlicher Angriff mit großer Zielsicherheit und in weitem Umfang auf den höchsten Schatz der Menschheit im Gange ist, den Glauben an Gott und die christlichen Evangelien." Oder wenn er aus Anlaß der montenegrinischen Wirren 1880 seine außenpolitischen Absichten umreißt: „Das hohe Ziel, das auf dem Spiele steht, ist der erfolgreiche Einsatz des europäischen Konzerts für Gerechtigkeit, Frieden und Freiheit. Dies ist stets das außenpolitische Ideal meines Lebens gewesen, und wird es richtig durchgeführt, so wird es das auffälligste bisher erlebte Beispiel, der beste Fall erreichten Erfolges sein."

Ganz selten auch, daß sein Urteil über die Persönlichkeiten anderer Staatsmänner erkennbar wird. Am ehesten geschieht dies noch in den früheren Briefen. So hat er z. B. Wellingtons Wesen auf die gute Formel gebracht, er sei „auffallend einfach und unaffektiert, ganz entschieden ein Mann von wenigen Worten, Feind jedes inhaltslosen, weitschweifigen Geredes, der die Sprache ausschließlich für ihren natürlichen Zweck benutzt, einen Gedanken auszudrücken". Ebenso trifft er bei Sir Robert Peel den Nagel auf den Kopf: „Ich halte ihn im Vergleich zur Allgemeinheit nicht für einen schweigsamen Mann, nur ist er kein so fortwährender Sprecher, wie die Welt es von großen Männern zu ihrer Unterhaltung erwartet. Das erklärt auch zum Teil die Vorstellung von Kälte, die so oft von ihm besteht und die nach meiner Meinung das genaue Gegenteil seines Charakters ist, obwohl auch seine Zurückhaltung und seine Nachdenklichkeit dazu beigetragen haben mögen, den gleichen Eindruck hervorzurufen." Überraschend gering ist die Rolle, die sein großer Gegenspieler Disraeli in den Briefen spielt. Von seinen späteren Helfern spricht er sich eigentlich nur über seinen Außenminister Lord Granville aus: „Zum Glück läßt es sich so prachtvoll mit ihm zusammenarbeiten. Eine absolutere Harmonie kann es nicht geben. Unsre Überlegungen gehen immer nur auf die Form, über die Sache sind wir stets einig." Hiermit bestätigt Gladstone also, wie berechtigt es ist, die Verantwortung für den katastrophalen außenpolitischen Mißerfolg der beiden Kabinette von 1868–1874 und 1880–1885 auf ihrer beider Schultern gemeinsam zu legen. In diesem Zusammenhang verdient auch die Tatsache besonders hervorgehoben zu werden, daß unmittelbar nach dem Sieg über die ägyptischen Nationalisten 1882 Gladstone die Hoffnung aussprach, die Räumung des Landes werde in einer oder zwei Wochen beginnen können. Daß er sich aber, wie dies Zeugnis beweist, in seiner außenpolitischen Zielsetzung derart von den Realitäten entfernte, ist der Hauptgrund gewesen, warum bei den andern Mächten kein Vertrauen auf eine klare und feste Linie der britischen Politik aufkam.

Königin Viktorias Briefe zeigen, mit welcher Abneigung sie Gladstone gegenübergestanden und wie bitter es ihr gewesen ist, seinen Händen die Verantwortung anvertrauen zu müssen. Über die Stärke dieses Gefühls ist sich der Premierminister offenbar nicht so ganz klar gewesen. 1892 glaubt er einen starken Wandel seit 1886 feststellen zu müssen, wenn sie ihm „sorgfältig höflich und nicht anders" entgegentritt. Immerhin berichtet er im folgenden Jahre von dem „formalen und drohenden" Charakter einer Audienz. Sicher hat neben der Verschiedenheit der Naturen viel dazu beigetragen, um diese Kluft aufzureißen, die deutliche Mißbilligung, die Gladstone dem Entschluß der Königin hatte zuteil werden lassen, sich nach dem Tode des Prinzgemahls so lange Zeit hindurch vollständig jeden öffentlichen Auftretens zu enthalten. Mit Recht sah er hierin eine ernste Gefahr für das monarchische Prinzip, „es lastet wie ein Alpdruck auf mir". Aber mit einem Einspruch traf er die empfindlichste Stelle Viktorias, die Verehrung, die sie dem Gemahl über den Tod hinaus bewahrte.

Für uns Deutsche ist besonders interessant das Urteil der Königin über ihre älteste Tochter, die spätere Kaiserin Friedrich. Gladstone berichtet seiner Frau (1873): „Sie pries ihre Talente, sagte, sie beherrsche vollständig ihren Gemahl, kümmere

sich nicht ein bißchen um ihre (der Königin) Meinungen, habe sich früher nur um die ihres Vaters gekümmert. Die Königin war recht bedenklich wegen ihrer extremen politischen Anschauungen und ‚extrem rationalistischen Auffassungen' in religiösen Dingen. Die Königin schien zu meinen, sie glaube eigentlich an nichts. Ich nehme an, sie hat das von der Kaiserin [Augusta]." Beachtung verdienen auch die Berichte über seine mehrfachen Besuche bei Döllinger, den er durch Lord Acton kennengelernt hat. Die Beschreibung eines Abends bei ihm möchte ich mir nicht versagen mitzuteilen: „Zwei Stunden war ich dort in der Mitte von fünf deutschen Professoren, die sehr interessant diskutierten. Ich konnte nur teilweise folgen und noch weniger mich beteiligen, da keiner von ihnen außer Döllinger irgendeine Sprache außer der eigenen einigermaßen geläufig zu sprechen schien. Niemals habe ich Männer gesehen, die wie sie in einer Weise zusammen redeten, daß sie sich gegenseitig unverständlich machten — immer außer Döllinger, einer viel kultivierteren Persönlichkeit als die anderen. Aber von ihnen redeten ständig zwei, manchmal drei und einmal alle vier gleichzeitig, sehr laut, wobei keiner versuchte, die Aufmerksamkeit der andern zu erzwingen, sondern jeder dem Lauf der eignen Gedanken folgte. Einer von ihnen war Dr. Görres, der in der napoleonischen Zeit eine Zeitschrift herausgegeben hat, die viel dazu beigetragen hat, Deutschland zu den Waffen zu rufen. Leider sprach er noch unverständlicher als die anderen." Bezeichnend aber ist, das Gladstone es für nötig hält, wiederholt seine Frau zu beunruhigen, diese Diskussionen seien ganz ungefährlich und nicht von der Absicht getragen, ihn zum Katholizismus zu bekehren. Solchen Einzelheiten begegnen wir mit Dank, aber im ganzen ist, wie gesagt, die Bereicherung nur geringfügig, die wir dem Buche entnehmen.

Wolfgang Windelband.

Dokumente des Irdischen

Wir laden mit dieser Besprechung einiger Bücher, von denen zehn von dreizehn mit dichterischen Mitteln betriebene Geschichtsschreibung sind, zu einer unterhaltsamen Geschichtsstunde ein. Wenngleich es sich um Werke dichterischer Erhellung historischer und halbhistorischer Geschehnisse handelt, die der wissenschaftlichen, sachlichen Forschung ebenso fernstehen wie dem nach Schopenhauer für die Geschichte angemessensten, wahrhaft philosophischen Stil, nämlich dem ironischen, so erscheint es doch gerechtfertigt, sie wegen ihres gleichnishaften und also dokumentarischen Charakters Dokumente des Irdischen zu nennen, des Irdischen, darin das Überwirkliche eingeschlossen ist.

Ein in seiner wundervollen Farbigkeit bezauberndes Bild der europäischen Welt des siebzehnten Jahrhunderts entwirft mit einer hohen Kraft der Verlebendigung Margarete Boie in ihrer Beschreibung des Lebens einer Tochter Christians IV. von Dänemark „Eleonora Christine und Corfiz Ulfeldt" (Stalling, Oldenburg 1936. 352 Seiten). Es ist die Geschichte einer beispiellosen, vorbildlichen Ehe am dänischen Hofe, die durch die Wirrnis des unruhigen Jahrhunderts nach einem glanzvollen, von Rausch und Süße erfüllten Aufstieg zu einem unerhörten, erschütternden Leidenswege wurde. Die ungeheure Liebeskraft dieser schönen, anmutigen und geistvollen dänischen Prinzessin mit dem wahrhaft unerschrockenen, unbeirrbaren Herzen überdauerte den Ruhm und Reichtum ihres Mannes, des genialen, tragisch zerbrechenden Staatsmannes Corfiz Ulfeldt ebenso wie sein bitteres, armseliges Sterben und ihre eigene harte, dreiundzwanzig Jahre währende Gefangenschaft im Blauen Turm. Den berühmten, wie Gestirne dauernden Liebespaaren der Weltgeschichte reiht Margarete Boie mit ihrem schönen und beglückenden Werk ein neues an, das gleich der Locke der Berenike fortan am Himmel der Liebenden leuchten mag.

Von heimlichen Idyllen, Tragödien und Intrigenspielen im Schatten der Weltgeschichte erzählt Frederick W. Dunbar in seinem Band historischer Novellen „Im Tanz um die Sonne" (Quelle & Meyer, Leipzig 1936. 325 Seiten). Der durch sein ausgezeichnetes Werk über die Königin Christine bekanntgewordene Erzähler enthüllt mit einer überraschend genauen, intimen Kenntnis der höfischen Welt und einer bestechenden künstlerischen Kraft in

der gestrengen, gefällig gemeisterten Form der Novelle Geschehnisse an preußischen, spanischen, englischen und österreichischen Höfen der neueren Geschichte, die das Menschliche hinter dem betörenden Gewebe aus Prunk und Maske, Spiel und Widerspiel zeigen.

Mit einer unerbittlichen, noch den leisesten Regungen des menschlichen Herzens nachspürenden und sie spürbar machenden Psychologie zeigt Ottomar Enking in seinem großartigen, wie eine düstere Ballade von Schuld und Verstrickung des Menschlichen mahnenden Roman „Tilsche Schellwegen" (Hinstorffsche Verlagsbuchhandlung, Wismar 1936. 317 Seiten), wie ein junges Weib, mit keinen anderen als echt fraulichen, und darum wohl doch irgendwie zauberischen Kräften begabt, durch Klatsch, Aberglauben und Hexenwahn zu vermeintlichen Hexenkünsten getrieben wird und darum brennen muß. Aus Überlieferungen der Chronik von Fischland, die von einem geheimnisumwitterten Küster melden, daß er eine Frau Tilsche Schellwegen als Hexe anzeigte, erstand dem Dichter das Bild dieser düsteren, geheimnissüchtigen Welt nach dem Dreißigjährigen Kriege, darin dieser umhergetriebene Küster nach Faustens Beispiel einen Pakt mit den höllischen Gewalten schließt und Tilsche Schellwegen in seine Macht, gleichsam schon die höhere Stufe der Zauberei, bringen will. Da das Weib ihm in seine Geisterwelt nicht folgen kann – es sieht in dem herrischen, besessenen Küster nur seinen vom Teufel bescheerten Geliebten – zeigt er die hilflose Genossin seiner Träume dem Gericht an. Das Schicksal des nach Mecklenburg verschlagenen Faust und seiner unzulänglichen Helena läuft vor dem berückend echt verdichteten landschaftlichen Hintergrund zwischen Ostsee und Saaler Bodden ab. Mit einigem Vergnügen erfuhr der Verfasser dieses Berichts von dem Dichter das anscheinend historische Geschehen, daß eine Vorfahrin seines Namens vor dreihundert Jahren wegen höllischer Künste angeklagt war und im Gefängnis vom Teufel geholt wurde. Da der landschaftliche Raum, in dem dies geschah, seine Heimat ist, wird er künftighin mit nicht geringem Stolz auf diese „Hexe" in seiner Ahnenreihe weisen.

Kurt Arnold Findeisen, dem wir einige sehr schöne Romane um Musik und Musiker danken, läßt seinen früher zweibändigen Schumann-Roman „Die Davidsbündler" in einer neuen, umgestalteten, einbändigen Ausgabe „Du meine Seele, du mein Herz" (Rich. Bong, Berlin 1936. 360 Seiten und 14 Wiedergaben zeitgenössischer Bilder) erscheinen. Das Tatsächliche des tragischen Lebens Schumanns wird von dem Erzähler mit einer ansprechenden Fähigkeit, Musik in Sprache darzustellen, und mit einer von hohem Wohllaut erfüllten, an Schumannsche Klänge gemahnenden Bildkraft in einem fesselnden Liebes- und Lebensroman gegeben.

Nachdrücklich und mit all dem Gewicht, das zu besitzen man wünscht, sei auf das erste Werk Gertrud Fussenegers, einer jungen, erst vierundzwanzigjährigen österreichischen Dichterin – das Wort stehe hier im verpflichtendsten Sinne – hingewiesen, die nach einem wechselvollen, in seinen Erfahrungen und Erduldungen so allgemeingültigen Wege durch Krieg und Nachkrieg in Tirol eine neue Heimat fand und nun die Bilder dieser Berge in einem gleichsam alle Gründe und Abgründe des Menschlichen und seines Bereichs überschauenden Roman von überraschender Bildkraft und Fülle, dichterischer Stärke und Geschlossenheit nachschafft. Ihr Romanwerk aus deutscher Frühzeit „Geschlecht im Advent" (Rütten & Loening, Potsdam 1936. 310 Seiten) berichtet mit dem Atem großer Epik von den Kämpfen Tiroler Bauern- und Herrengeschlechter um Heimat, Leben und Staatsform in der nachkarolingischen Zeit unserer Geschichte. Am schweren, bitteren, Himmel und Hölle des Menschlichen durchmessenden Leben einer Frau von mythisch-königlichem Rang, die den Herrschaftsanspruch ihres Hauses gegen alle Politik und Untreue durchsetzen will und sich vor den ewigen Bindungen ihres Weibtumes beugen muß, erhält das Geschehen Halt und Inhalt. In der Stimme Gertrud Fusseneggers ist eine Kraft der Beschwörung und Verwandlung, die man, fürchtete man nicht mißverständlich zu sein, da man ein sich anscheinend widersprechendes Beiwort bildet, mütterlich-männlich nennen möchte. Es ist eine herbe, fast männ-

liche Mütterlichkeit darin; männlich, da sie zuchtvoll ist, mütterlich, da kundigeres als männliches Wissen darin ist. Und diese Stimme schafft jenen mythisch-legendarischen Klang, den wir bisher nur an Sigrid Undsets „Kristin Lavranstochter" vernahmen.

In der romanhaft verdichteten, anziehenden und liebenswürdigen, wenn auch nicht ganz fraglosen Art, in der sie das Leben Hebbels und Strindbergs nacherzählt hat, zeichnet Klara Hofer den Ablauf von Theodor Körners letztem Lebensjahr auf: „Das letzte Jahr" (Ullstein, Berlin 1936. 278 Seiten). Die Verfasserin gibt eine mit starkem Einfühlungsvermögen gestaltete, psychologisch überzeugend und fesselnd ausgestaltete Bilderfolge von Leben, Liebe und Sterben des Sängers der Lützower Jäger, die das Symbolische seines Schicksals mahnend in Erinnerung bringt. Mit dem Bilde des jungen Eichendorff, dem Klara Hofer das Gesicht eines arroganten Adligen und mißgünstigen, irgendwie gehemmten Literaten gibt, kann man sich allerdings weniger befreunden.

Den Liebeskalender des tollen Herzogs Heinrich von Braunschweig-Wolfenbüttel blättert Ludwig Huna in seinem Roman „Der wilde Herzog" auf (Goten-Verlag, Leipzig 1936. 363 Seiten), darin er die phantastische, rasante, selbst vor einem Scheinbegräbnis nicht zurückschreckende Liebesgeschichte des Herzogs und seines Hoffräuleins Eva von Trott in einer die Reformationszeit ausgezeichnet verlebendigenden Darstellung erzählt.

Otto Erich Kiesel läßt seinem hier vor mehr als einem Jahre angezeigten Eulenspiegelbuch „Unterwegs nach Mölln" einen zweiten Band folgen „... und so starb Till" (Broschek & Co., Hamburg 1936. 176 Seiten mit Zeichnungen von O. Rodewald). In jener schon damals gerühmten dichterischen, wissenden, Gut und Böse versöhnenden Lebensschau faßt er noch einmal die letzte, von Schelmerei, Guttat und Lächeln erfüllte Wegstrecke Tills in eine männlich-zarte Nänie.

Man kann nur den Schatten Stefan Georges beschwören, um einen Begriff davon zu geben, mit welcher sprachlichen und geistigen Zucht, mit welcher noblen Sparsamkeit des Wortes, der Aussage und des Gefühls, mit welcher aristokratischen Ausschließlichkeit Victor Meyer-Eckhardt das Amt, nicht das Handwerk des Erzählers, übt. Von ihm, der den gehaltvollsten, geistigsten und kundigsten Revolutionsroman schuf, „Die Möbel des Herrn Berthélemy", der die edelste aller Winckelmann-Imaginationen faßte, „Die Gemme", erscheint nach langem Schweigen, darin, wie wir nun sehen, kostbare Frucht wuchs und reifte, ein Band heroischer Novellen „Stern über dem Chaos" (Quelle & Meyer, Leipzig 1936. 335 Seiten. RM 5,–), vor deren klassischer Strenge, verzaubernder Schönheit und erregender Fülle das Herz in rascheren Gang gerät. Diese Novellen, in Klang und Farbe, Haltung und Gebärde wie Fall und Rauschen kostbaren, farbensatten Brokats – Novelle von einem Geschehen zur Zeit der Kaiserkrönung Ottos I. „Ultra Montes", Novelle vom Kreuzzug „Die Geschichte von den zwei Gürteln oder die Abenteuer des Johannes Meier von Soest", Novelle aus dem Florenz des dreizehnten Jahrhunderts „Die drei Hochzeiten der Donna Saracina Donati" – sind nach dem berühmten Vorbild des Falken in der neunten Novelle des fünften Tages im Decamerone des Boccaccio gleichsam „überfalkisch"; sind überwältigende Ergebnisse einer beispiellosen Kunstübung, einer mönchischharten Arbeit an unserer Sprache; sind schlechthin unerhörte Beweise für die Kraft des deutschen Stiles – dem alles zu sagen gegeben ist.

Um das ätherisch-romantische Leben der unglücklichen Caroline von Günderode schrieb Vera Prill einen anmutig-beschwingten und nachdenklichen Schlüsselroman „Mein Bruder, der Windhauch" (Dom-Verlag, Berlin 1936. 199 Seiten), in dem die Namen der Beteiligten, die Günderode, Bettina, Clemens Brentano, Savigny, Mme. de Stael, der des todbringenden unzulänglichen Geliebten Professor Creuzer, in durchsichtige Pseudonyme gehüllt sind. Das liebenswerte Buch der Verfasserin ist ein schönes Zeugnis für das unaufhörliche Fortwirken des Geistesgutes der frühen deutschen Romantik; ist ein Kranz auf den von dreizehn Jahrzehnten ausgewaschenen, zerfallenden Denkstein in Winkel am Rhein:

„Erde, du meine Mutter, und mein Ernährer, der Lufthauch / Heiliges Feuer, mir Freund, und du, o Bruder, der Bergstrom / Und mein Vater, der Äther, ich sage euch allen mit Ehrfurcht freundlichen Dank...!"

*

Vom Schicksal der „Liquidierten" in Rußland erzählt mit dem Gehalt eines Kunstwerks und dem Gewicht eines unerbittlichen Tatsachenberichts Erika Müller-Hennig in „Auf der Steppenseite" (Hanseatische Verlagsanstalt, Hamburg 1936. 216 Seiten). Eine erschütternde, peinigende, wie höllische Fieberphantasien quälende Bildfolge vom Wege eines deutschrussischen Geschwisterpaares durch verödetes, vom Hunger beherrschtes Land rollt vor dem atemlos gebannten Leser ab, der aus einem Albtraum zu erwachen glaubt, dessen Freßorgie in Menschenleichen er nicht leicht vergessen wird, wenn er das Buch schließt.

*

In „Sibylle", Geschichten um Vater und Tochter (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart 1936. 275 Seiten), erzählt Ellen Soeding vom Leben eines prächtigen, „an Leib und Seele rechtwinkligen" jungen Mädchens, dem überm Heranwachsen vom Unverstand der Erwachsenen und von der Trägheit ihrer unterernährten Herzen mancherlei Leid und Unruhe kommt. Die Welt des Kindes wird immer wieder von der sturen Prinzipienreiterei seiner Erzieher erschüttert, die sich alle erdenkliche Mühe geben, aus diesem Mädchen eine farblose höhere Tochter zu machen. Wie ein Stern leuchtet über dem verdüsterten Himmel dieser früh gefährdeten Mädchenwelt das Bild des Vaters, eines Mannes, der die große und schwere Aufgabe, ein Mann zu sein, wahrlich gelöst hat. Der anscheinend seltenen, aber so natürlichen Kameradschaft zwischen Vater und Tochter — welcher rechte Vater wünschte nicht, seiner Tochter, seiner wiedergekehrten Geliebten gleichsam, Halt und Inhalt ihrer frühen Reiche zu sein! — hat Ellen Soeding ein schönes Denkmal gesetzt. Man liest das Buch von Sibylle und ihrem Vater mit wachsender innerer Beteiligung, aber auch mit immer wiederkehrender Erschütterung, und lächelnd und doch voll tödlichen Ernstes öffnet sich die Welt des Kindes, bis der Atem, der unterwegs schon oft enger wurde, vollends stocken will vor dem Tode des herrlichsten aller Väter, mit dem der Krieg den Punkt setzte hinter das erste Reich Sibylles.

Fragloser, glücklicher, ein rechtes Kindheitsparadies, ist das Reich der Kinder Berta und Mischka in dem Roman „Das Haus einer Kindheit" von Wladimir von Hartlieb (Zsolnay, Berlin u. Wien 1936. 273 S.). Aus den verblassenden Linien eines alten Familienfotos zaubert der Dichter die frühe Welt Bertas und ihres Ritters Mischka; beschwört er betörend, voll der Schönheit und Süße unverlierbarer Erinnerungen, ein an Glück, Spiel und kindlichem Abenteuer reiche Jugend im Ungarn der Vorkriegszeit. Ein Mädchenhaus und ein Märchenreich öffnen sich vor dem Leser, und Duft und Farbe einer Idylle, einer seelisch und leiblich sehr nährenden Idylle, spinnen ihn ein. Mit einer weltmännischen und kulturgesättigten Gebärde, nobel und urban, spricht Wladimir von Hartlieb von diesem verlorenen Paradies. Es ist ein entzückendes Buch einer Kindheit voll vieler Wunder und Verzauberungen und zugleich ein Meisterwerk einer obenhin causeurhaften, aber doch verpflichtenden und gestrengen Dichtung. Und ganz nebenher, auf vier, fünf Seiten, gibt der Dichter einen Abriß der etwa siebentausend Jahre umfassenden Kulturgeschichte der Rose... ein zauberisches Stück deutscher Prosa und ein Zauberwerk an Verdichtung und Gelehrsamkeit. E. K. Wiechmann.

Memoiren als Umweltskizzen

Die ewige, unlösbare Antinomie unseres Daseins, welche wir mit den Begriffen Welt und Ich oder etwas eingeengter Natur und Seele umschreiben, ist in den einzelnen Menschengeistern keineswegs immer harmonisch auspolarisiert. Es gibt solche, die die Welt und die Wahrheit mehr draußen, und solche, die sie mehr drinnen suchen. Die einen deuten und akzentuieren von außen nach innen, die andern von innen nach außen. In der Malerei z. B. könnte dieser Gegensatz etwa an Claude Lorrain einerseits, der nur Landschaften malte und selbst die kleinen Menschenfiguren darin von an-

dern einsetzen ließ, verdeutlicht werden; auf der anderen Seite vielleicht an Lenbach, dessen Porträts sich schließlich fast nur noch zu Augen verdichteten. Nicht viel anders verhält es sich mit dem Porträtieren in Worten, wie es in der Dichtung und noch Wirklichkeitsbezogener in der Memoirenliteratur geübt wird. Auch hier scheiden sich die Geister in eigentliche Porträtisten und Landschaftsmaler, wenn auch in der Mehrzahl der Fälle die dem Leben angemessene Mischung beider Blickweisen überwiegen mag. Um so interessanter dann, wenn aber doch einmal eine dieser Blickrichtungen in betonter Einseitigkeit zutage tritt wie in dem unlängst erschienenen Erinnerungsbuch Jakob von Uexkülls „Niegeschaute Welten. Die Umwelten meiner Freunde" (Berlin, S. Fischer Verlag. 302 Seiten). Uexküll, der baltische Biologe und Begründer einer vertieften Umweltforschung, sucht mit diesem Buche nicht nur seine Erinnerungen lebendig zu machen. Er ist noch nicht alt genug, um damit nicht gleichzeitig ein wissenschaftliches Experiment zu verknüpfen: seine in der Tierpsychologie so erfolgreiche Methode auch einmal auf den Menschen anzuwenden. Nur nicht wie dort in genereller, sondern in individueller Form und dadurch nolens volens eben doch nicht wissenschaftlich, sondern künstlerisch. Was Uexküll beabsichtigt, könnte man wieder mit einer Parallele zur Malerei am besten verdeutlichen. Er will das Porträt eines Menschen nicht nur als Kopf-Brust-Bild wiedergeben, ja ihm genügt nicht einmal der ganze Mensch, sondern es gehört für ihn noch das Zimmer, das Haus, der Garten, die Sphäre, in welcher er lebt und welche er aus sich herauslebt, in einer fast ontologischen Weise zum einzelnen Menschen. Dies nun aber nicht als langsame Verflüchtigungen seines Wesens, sondern umgekehrt als deutlichste Emanationen, welche fast noch sinnfälliger dastehen als der einzelne Mensch selber. Uexküll malt also nicht erst das Porträt und deutet dann den Hintergrund an (oder läßt ihn ganz fort), sondern beginnt mit dem Hintergrund und verdichtet aus ihm die Person in einem allerdings weit innigeren Kausalzusammenhange, als etwa während der Zeit der Romantik Porträts mit landschaftlichem Hintergrunde oder gar um die Jahrhundertwende Photographien mit Landschaftsstaffage beliebt waren. Trotzdem behält diese Theorie natürlich ihre Einseitigkeit und Übertreibung. Man kann den Fisch nicht aus dem Wasser erklären wollen, wenn auch nie gänzlich ohne das Wasser. Nur sind dies Korrekturen, welche der Leser bei sich im stillen vornehmen mag, ohne daß ihm deswegen der seltene Genuß dieses ganz köstlichen, munteren und geistvollen Buches getrübt würde. Schon die einleitende Betrachtung „Was heißt Umwelt" ist ein Stückchen gaya szienza, der wissenschaftlichste Teil des ganzen Buches und doch mit beglückender Evidenz mehr hinerzählt als geschrieben. Die dann folgenden Erinnerungsblätter beginnen mit der baltischen Heimat Uexkülls und zaubern das Bild einer endgültig versunkenen deutschen Kulturdiaspora herauf. Darunter Namen und Menschen, welche teils heute nur noch in Baltenkreisen selber bekannt sind, teils aber auch in die allgemeine deutsche Kulturgeschichte weisen. So vor allem Graf Alexander Keyserling, der Freund Bismarcks, dem wohl das liebevollste und fesselndste Porträt des ganzen Buches zuteil wurde unter dem Motto: die Umwelt des Weisen (nicht des „Lehrers" der Weisheit, wie man vielleicht, um Verwechslungen zu verhüten, hinzufügen muß). Ungefähr von der Mitte des Buches ab verschiebt sich dann der allgemeine Rahmen, die größere objektive Umwelt des Verfassers mehr nach Mitteleuropa. Fürst Philipp Eulenburg und sein tragisches Schicksal werden berührt, Bunsen taucht auf, von der Heydt, Therese von Rothschild, Adelheid von Mühler, Charlotte von Schwerin-Putzlar, Rainer Maria und Klara Rilke, bis die Erzählung mit einer allgemeineren Schilderung der „Umwelt des Neapolitaners" ausklingt. So oft hierbei nun auch das Wort und die Kategorie „Umwelt" im Erzählungszusammenhange auftauchen; Uexküll müßte dieser geborene Geschichten- und Anekdotensammler sein, er müßte nicht die treffliche Menschenbeobachtung und Situationserfassung besitzen, wenn solche wissenschaftlichen Hintergedanken seine Plaudereien lähmen sollten oder auch nur in störender Weise als Steckenpferd fühlbar wären. Dies Erinnerungsbuch ist vom Geist der Synthese viel mehr als von dem der Ana-

lyse diktiert und darum eines der schönsten Lebensbücher, welches in Zukunft sicherlich viel zitiert und exzerpiert werden wird. Es enthält außerdem eine lange Reihe kulturgeschichtlich wertvoller Bilder und ist auch sonst würdig ausgestattet.

Joachim Günther.

Bücher zur Kunst

In den „Silbernen Büchern" sind zwei neue Bände erschienen: Michelangelo, „Sixtina-Köpfe" und Albrecht Dürer, „Blumen und Tiere" (Berlin, Woldemar Klein, die Silbernen Bücher). Zu Michelangelos Köpfen schrieb E. A. Brinckmann eine Einleitung, die bis ins Letzte Michelangelos Wesen und Kunst und die kunst- und geistesgeschichtliche Bedeutung seines Werkes erklärt. Die zehn farbigen Tafeln, zu denen noch vier Schwarzweißabbildungen kommen, unter denen besonders die Wiedergabe des ganzen Deckengemäldes auf einem großen Blatte hervorzuheben ist, ist ebenso vollendet wie die der zehn farbigen Tafeln und sechs Abbildungen nach Originalzeichnungen Albrecht Dürers, die Kurt Gerstenberg einführt und erklärt. Es ist wirklich eine vorbehaltlos anzuerkennende Leistung, daß zu dem niedrigen Preise von RM 2,80 diese farbigen Reproduktionen gegeben werden, die schlechthin meisterhaft sind. Den gleichen Vorzug genießen die zehn farbigen Tafeln der Innenräume in Rheinsberg, des Stadtschlosses in Potsdam, Sanssouci und des neuen Palais nach Aquarellen von Professor Alfred Thon, sowie die acht Holzschnitte im Text von W. Masjutin in dem Bande „Fridericianische Schlösser", der in der Reihe „Farbige Baukunst" erschien. Alfred Thon schrieb auch die Einführung (RM 3,40).

Zu den Kunstbüchern rechnen wir getrost das Buch von Karl Foerster—Albert Steiner, „Blumen auf Europas Zinnen" (Erlenbach-Zürich, Rotapfel-Verlag. RM 5,80). Denn diese 60 Aufnahmen nach der Natur von Albert Steiner aus der unerschöpflichen Schönheitsfülle der Alpenblumen und unserer Hochgebirgswelt, von denen Karl Foerster mit so tiefem Verständnis spricht, daß dem Leser und Betrachter sich diese kleinen Wunder der Bergwelt bis ins letzte erschließen, sind so meisterhaft, daß sie durchaus als Kunstwerke gewürdigt zu werden verdienen.

In „Meyers Kleinen Handbüchern" sind erschienen Hans Naumann, „Der staufische Ritter", eine Geschichte und kulturpolitische Darstellung des wahren Rittertums und seiner Kultur, Hans Freyer, „Die politische Insel", eine ideengeschichtliche Darstellung und Geschichte der Utopie von Plato bis zur Gegenwart und „Paracelsus" von Karl Sudhoff, der ein Lebensbild des großen deutschen Arztes zeichnet. Diese neue Reihe des Bibliographischen Instituts (Leipzig) will einen neuen Typ des kleinen wissenschaftlichen Handbuches darstellen, der sich an junge Akademiker und gebildete Laien wendet. (Jeder Band RM 2,60).

Neue Jagdbücher

Die beiden Bücher gehen nicht nur den Jäger an, dem freilich die beiden vorzüglichen Weidmänner, die Verfasser dieser Bücher, viel Neues zu sagen haben, sondern wegen ihres menschlichen Ranges und in dem einen Buch auch politischer Erkenntnisse halber auch alle andern. Das Buch von Lothar Graf Hoensbroech „Wanderjahre eines Jägers" (Neudamm, J. Neumann. 68 Bildtafeln. RM 6,50), der in der deutschen Jägerei einen geachteten Platz einnimmt, konnte schon in 2. Auflage erscheinen. Der Reiz seiner Schilderungen von Jagden in der Heimat und auf seltenes Wild im Nördlichen Eismeer, in Norwegen, in Rußland, den Karpathen, Ungarn und Tirol ist stark. Denn Graf Hoenbroech spricht nicht nur als Jäger, sondern als ein verstehender Freund der Natur und ihres Schöpfers. — Wolf von Buhrmeister-Eymern hingegen gibt in seinem Buche „15000 km nach Osten" (Ebenda. 30 Textbilder von M. Kiefer. RM. 6,—) neben dem Bericht über seine Jagdabenteuer im sibirischen Urwald auch politisch bedeutsame Erkenntnisse. Die Sowjetunion hatte Wolf von Buhrmeister-Eymern als Spezialisten für Forstwirtschaft berufen, und so sah er in der Zeit seiner Tätigkeit in Rußland 1926—1933 mehr als andere. In Kamtschatka und im Ussuri-

gebiet erlebte er Jagden auf Tiger, Leoparden, Elche, Schwarzwild, Bären und auf alles Wild, das diese hieran einst so reiche Gegend aufweist. Sie war reich, sie wird binnen kurzem jagdlich wie waldwirtschaftlich völlig zerstört sein, denn mit der gleichen Rücksichtslosigkeit gegen die Gesetze menschlichen Lebens verstoßen die Russen auch gegen die Gesetze der Natur: zugunsten militärischer Zwecke wird der Wald restlos vernichtet, und mit ihm geht das Wild zugrunde oder wechselt in andere bessere Länder.

Die Großen Deutschen im Bild

Bei dem Bericht über die unvergeßliche und aufrüttelnde Ausstellung der staatlichen Museen „Große Deutsche in Bildnissen ihrer Zeit" im Kronprinzenpalais wurde hier der Wunsch geäußert, das in dieser Ausstellung und in dem Katalog vereinigte Erkenntnismaterial zum deutschen Wesen in einer Form festgehalten zu sehen, die würdig ein bleibendes Denkmal schüfe. Dieser Wunsch ist jetzt in hervorragender Weise erfüllt worden in dem Bande „Die Großen Deutschen im Bild", herausgegeben von Alfred Hentzen und Niels von Holst. (Berlin, Propyläen-Verlag. 460 Abbildungen. RM 10,–.) Die beiden Herausgeber haben sich auf eine knappe Einleitung beschränkt und haben dankenswerterweise für das Buch die Anordnung der Ausstellung nach Berufskategorien aufgegeben und die zeitlich-historische Anordnung gewählt. So zieht hier, beginnend mit Karl dem Großen, endend mit Manfred von Richthofen, die lange Reihe von 460 großen deutschen Menschen an uns vorüber, die dem zu Erkenntnis Fähigen mehr vom wahren deutschen Wesen in seinen Gipfelpunkten zu sagen weiß als jedes geschriebene Werk. Hier ist ein reicher Besitz, der unverlierbar bleiben sollte, zusammengefaßt; den Lebenden wächst die Aufgabe zu, ihn sich zu erwerben und auszuwerten. Dieser Band bringt die Krönung des hier angezeigten Sammelwerkes „Die Großen Deutschen", die neue deutsche Biographie, die Willy Andreas und Wilhelm von Scholz herausgaben.

Deutsche Erzähler des 19. Jahrhunderts

Der Verlag Philipp Reclam jun. Leipzig gibt, geleitet von dem richtigen Gefühl für geistige und künstlerische Werte und dem Verantwortungsbewußtsein gegenüber der deutschen Substanz eine neue illustrierte Buchreihe heraus, in der wirkliche Meister deutscher Erzählung zu Worte kommen, dem Empfinden auch weiterer Kreise nahegebracht durch Künstler von Einfühlungsvermögen. Bisher sind erschienen Gottfried Kellers Novellen, und zwar „Kleider machen Leute"; „Romeo und Julia auf dem Dorfe"; „Die drei gerechten Kammacher"; „Der Landvogt von Greifensee" und „Das Fähnlein der sieben Aufrechten", mit 32 Holzschnitten von Karl Mahr, der ganz Kellers Humor und das Wesen seiner Schweizer Landsleute wahrt. Zu Adalbert Stifters Erzählungen: „Der Hochwald"; „Brigitta"; „Der Waldsteig"; „Granit"; „Bergkristall", schuf der Sudetendeutsche Max Geyer 40 Federzeichnungen, die innerste Verbundenheit mit dem Geist Stifters und der Landschaft seiner Erzählungen zeigen. Otto Quante gibt in seinen Illustrationen zu Theodor Storms Novellen, die fünf der vollendetsten Schöpfungen Storms vereinen, 35 Zeichnungen von ganz spezifisch schleswig-holsteinischem Gehalt. – Zu Jeremias Gotthelfs Erzählungen, in die sowohl „Elsie, die seltsame Magd" wie auch neben vier weiteren vielleicht die stärkste Erzählung des endlich in seiner vollen Bedeutung erkannten Schweizers „Die schwarze Spinne" aufgenommen ist, hat der Siebenbürger Fritz Kimm 32 Federzeichnungen geschaffen, die sich auf der Höhe der Dichtungen Gotthelfs halten. Jeder Band dieser geschmackvoll ausgestatteten Reihe in Leineneinband kostet nur RM 3,75.

Der beste Führer durch die Kriegsflotten

Alle Fragen, die sich auf die Stärke der einzelnen Mächte zur See beziehen, stehen seit langem im Vordergrund des öffent-

lichen Interesses, noch verstärkt durch die jüngsten Ereignisse in Spanien. Da wird es leicht sein, für den zuverlässigen Führer durch die Kriegsflotten der Welt „Weyhers Taschenbuch der Kriegsflotten", der sich in den verflossenen 30 Jahren so viele Freunde erworben hat und nun im 31. Jahrgang vorliegt, neue Interessenten zu werben. (München, J. F. Lehmann. RM 10,—.) Jetzt gibt ihn Leutnant zur See a. D. Alexander Bredt heraus. Der „Weyher", dessen Name längst ein feststehender Begriff geworden ist, bringt in seiner neuen Ausgabe 815 Schiffsbilder und Skizzen, ein Titelblatt und 4 farbige Flaggentafeln, die in übersichtlicher Form unterrichten und mit großer Vollständigkeit alles das enthalten, was an bewaffneten Kräften auf dem Wasser schwimmt, auch unter Berücksichtigung der Neubauten, so daß ein klares Bild von dem wirklichen Kräfteverhältnis gegeben wird. An diesem Taschenbuch wird ständig gearbeitet, denn jeder Jahrgang bringt wirklich Neues. So sind in die Flottenlisten die Angaben über Maschinenanlagen, Werften und Bautermine aufgenommen, und durch eine neue Form des Listenschemas ist eine noch größere Übersichtlichkeit erreicht. Wesentlich ist der Abschnitt Marinepolitik mit seinen graphischen Darstellungen. Das ist ein Buch, das man vorbehaltlos empfehlen kann.

„Germanische Welt vor tausend Jahren"

Der Verlag Eugen Diederichs, Jena, bemüht sich weiter in Wahrung seiner großen Tradition, das altgermanische Gut dem deutschen Gesamtvolke zugänglich zu machen. So hat er jetzt aus der großen Sammlung Thule drei der stärksten Isländer-Sagas zu einem Bande von 550 Seiten in einer Volksausgabe vereinigt zu dem sehr niedrigen Preise von RM 4,80. Der Band enthält die Sagas vom Skalden Egil, den „Lachswassertal-Leuten" und „Grettir dem Geächteten" unter Zugrundelegung der bekannten Übersetzungen von Felix Mildner, Rudolf Meißner und P. Herrmann in der Neubearbeitung durch Konstantin Reichardt, der ein Nachwort schrieb. Eine farbige Übersichtskarte über die Wikingerzüge und Entdeckungsfahrten der Nordgermanen und zwei Schwarzweiß-Übersichten zur Saga von den Lachswassertal-Leuten und zu den Schauplätzen der Grettir-Saga sind eingefügt. Das ist ein Buch, das sich ganz besonders zu Geschenkzwecken eignet.

Biologie für alle

Professor Dr. v. Frisch, der Direktor des Münchner Zoologischen Instituts, hat unter dem Titel „Du und das Leben" auf 346 Seiten mit zugefügtem ausführlichem Namen- und Sachverzeichnis eine wahrhaft moderne Biologie für jedermann geschrieben (Berlin, Ullstein. 212 Textzeichnungen und 4 farbige Tafeln. RM 6,80). Der gewaltige Stoff ist gegliedert in die Abschnitte 1. Leben, Sterben und Unsterblichkeit; 2. Die Organe des Körpers und ihre Leistungen; 3. Beziehungen zur Umwelt; 4. Fortpflanzung; 5. Entwicklung; 6. Vererbung; 7. Die Entwicklung der Arten im Laufe der Erdgeschichte. v. Frisch hat es meisterhaft verstanden, sein reiches Wissen und seine Erkenntnisse, die von dem Einzelfall und seiner Erklärung in die letzten Zusammenhänge und Geheimnisse führen, in einer ansprechenden, lebendigen und gemeinverständlichen Form darzubieten. Das ist um so begrüßenswerter, als hier in mustergültiger Form Fragen beantwortet werden, die jeder sich stellen muß. Und das Schöne an dem Buche ist, daß es, getreu dem vorangesetzten Motto, durch den Blick in die lebende Natur und ihren gewaltigen Stoff Bescheidenheit lehrt.

Eine entzückende Geschichte

Ruth Schaumann hat wieder einmal ihre reife Meisterschaft wie ihr feines und liebereiches Herz mit Feder und Pinsel neu bewährt in dem unendlich reizvollen Buche „Lorenz und Elisabeth", die sie für die Jugend erzählt und gemalt haben will, mit der sie aber auch den Erwachsenen in gleicher Weise eine große Freude beschert (München, Kösel & Pustet. 70 Seiten, 6 ganzseitige farbige Bilder und 33 Federzeichnungen im Text. RM 3,80). Sie nennt es eine „schattige Geschichte", das Leben der geliebten kleinen Elisabeth Schat-

tenfroh, die in ihrer Stummheit und Gelähmtheit die Gedanken und Wünsche ihrer bunten Phantasie aus dem schwarzen Schattenpapier Gestalt gewinnen läßt. Ursprünglich hieß die Familie des biederen Schustermeisters Schadenfroh, ein Name, gegen den die ordentliche Gesinnung seines Trägers protestierte und ihn deshalb ändern ließ, wodurch dann freilich kraft der heimlichen Symbolik der Namen zunächst ein unheilvoller Ablauf der Schicksale der Familie Schattenfroh beginnt. Die kleine Elisabeth liebt alles Dunkle: den schwarzen Kater Holunder, die schwarzen Beeren am Holunderbaum wie die schwarzen Schuhe, die ihr Schustervater ihr fertigte. In ungestümer Kinderliebe ist dem feinen kleinen Persönchen der Junker Lorenz von Lichtenberg ergeben, der auf Stand und Reichtum verzichten und zeitlebens ein Schusterjunge bleiben will, wenn Elisabeth dadurch die Sprache wiedergewinnen könnte. Und das Licht siegt über den Schatten: die kleine Elisabeth findet ihre Sprache wieder, als sie dem Junker Lorenz, der ihren kleinen Bruder aus dem brennenden Vaterhause retten will, im Augenblick der höchsten Not den Weg aus der versengenden Glut weist. Es ist soviel Dichterisches, soviel im besten Sinne Hintergründiges in dieser Erzählung, daß auch der Erwachsene sie mit tiefer Anteilnahme liest, um so mehr als Ruth Schaumann in prachtvoller Fortsetzung romantischer Erzählungskunst Prosa und Verse zu einem wundervollen bunten Bilde verwebt.

Das Weltgeschehen am Mittelmeer

Margret Boveri ist den deutschen Lesern durch ihre Mitarbeit an hervorragender Stelle im „Berliner Tageblatt" bekannt, und man tritt mit starken Erwartungen an ihr Buch „Das Weltgeschehen am Mittelmeer" heran, eine Erwartung, die nicht enttäuscht wird (Zürich, Atlantis-Verlag. RM 7,50. 480 Seiten, eine mehrfarbige Karte als Anhang und viele Kartenskizzen im Text). Diese Frau verfügt nicht nur über die Fähigkeit, klar, knapp und mit Schwung schreiben zu können, sondern ihr eignet auch, wie nur wenigen Frauen, ein ausgesprochenes flair für die wahren politischen Zusammenhänge. Das Ziel, das sie sich setzte, daß dieses Buch nicht Reisebeschreibung, nicht Wissenschaft, nicht Hymnus, nicht Geographie und Geschichte, sondern etwas Neues in der guten Mischung aller dieser Elemente sein sollte, hat sie erreicht. Sie gibt wirklich das ganze Mittelmeer in einer genialisch geschauten Einheit aller der Elemente, die in Vergangenheit und Gegenwart, in Natur und Politik dieses einzigartige Gebilde prägten. Das Buch kommt zur rechten Stunde, denn einige der Kapitel wie „Spanien und der Bürgerkrieg", „Italien und England in Nordafrika" und „Der Stratege besetzt die Bühne" münden unmittelbar in die politischen Spannungen unserer Tage. Wer hier aus wirklicher Kenntnis ein Wort mitreden möchte, wird an dem Buche dieser ungewöhnlich begabten Frau nicht vorbeikommen. Rudolf Pechel.

Verzeichnis der Mitarbeiter

Dr. Ernst Samhaber, Berlin — Otto Freiherr v. Taube, Gauting bei München — Dr. Eugen Diesel, Bornstedt in der Mark — Walter Görlitz, Rostock — Dr. Dietrich Seckel, Hiroshima, Japan — Professor Kurt Kluge, Berlin — Professor Dr. Wolfgang Windelband, Berlin — Edwin K. Wiechmann, Bernau bei Berlin — Joachim Günther, Hohenneuendorf bei Berlin.

Hauptschriftleiter: Dr. Rudolf Pechel, Berlin-Grunewald • Verlag und Anzeigenannahme: Deutsche Rundschau G.m.b.H., Berlin W 30, Mackensenstraße 11 • Verantwortlicher Anzeigenleiter: Hans Kraus, Berlin-Charlottenburg • DA. IV, 1936: 10000 • Zur Zeit ist Anzeigen-Preisliste Nr. 4 gültig • Druck: Reclam-Druck Leipzig • Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist untersagt • Übersetzungsrechte vorbehalten • Die Bezugspreise (Einzelheft 1,50 RM, Jahresabonnement 15 RM) ermäßigen sich für das Ausland (mit Ausnahme der Schweiz und Palästina) um 25 %.

KURT WIEDENFELD

Wissenschaft und Politik in der Volkswirtschaft

Mit der Geschichtswissenschaft teilt die Volkswirtschaftslehre das Schicksal, daß sie notwendig und unentrinnbar in steter Bezogenheit zu den allgemeinen, politischen Gegebenheiten der Staaten und Völker sich bewegt und demgemäß in ihren Arbeiten weder vom Raum noch von der Zeit des einzelnen Wissenschafters sich vollständig trennen läßt. Dies gilt sogar von denjenigen Teilen, die zumeist als theoretische Volkswirtschaftslehre oder Sozialökonomik zusammenfassend bezeichnet werden. Wer kann denn etwa restlos — d. h. über die nur gedankenmäßig und isolierend gewonnene Konstruktion eines völlig freien Marktverkehrs hinaus — die Vorgänge der Preisbildung zu erfassen unternehmen, ohne dabei das Einwirken staatlicher Maßnahmen und das so mannigfache Wirtschaftsverhalten der verschiedenen Völker und innerhalb desselben Volkes der verschiedenen Schichten mit maßgeblichem Gewicht in die Betrachtung einzustellen? Vollends gilt es von der angewandten Volkswirtschaftslehre, die es stets mit dem Ganzen einer Wirtschaftsgestaltung zu tun hat, mag sie im Sonderfall der wissenschaftlichen Untersuchung und Darstellung nur mit einem eng umgrenzten Wirtschaftszweige oder aber mit der Wirtschaft eines ganzen Volkes oder endlich mit dem Weltmarkt sich beschäftigen: auch vom Staat und seiner Verwaltung, seinen Einrichtungen und seinen Gesetzen ebenso wie von den wirtschaftlich tätigen Menschen her sind nordamerikanische und europäische, englische und deutsche Wirtschaft im Ganzen und in ihren Teilen je etwas anderes, und noch niemals und nirgends hat der Weltmarkt sich ohne jede staatliche Einschränkung und völlig gleichartig in das Wirtschaftsleben der verschiedenen Völker hineinschieben können. Selbst dann also, wenn die wissenschaftliche Darlegung nicht unmittelbar auf das Erfassen staatlicher Wirtschaftsmaßnahmen und ihrer Wirkungen abgestellt ist, läßt sich die (früher allgemein übliche und auch heute noch viel angewendete) Bezeichnung der angewandten Volkswirtschaftslehre als „Volkswirtschaftspolitik" und ihrer Unterabschnitte als Agrar-, Gewerbe-, Verkehrs- usw. Politik sehr wohl rechtfertigen: einen durchaus wesentlichen, niemals zu entbehrenden Bestandteil und geradezu das Rückgrat jeder Untersuchung bilden die Fragen des staatlichen Eingreifens immer; der Teil darf in der Bezeichnung für das Ganze stehen.

Aus dem engen Zusammenhang, der zwischen Wirtschaftsleben und Politik besteht, ergeben sich nun aber für die „Wissenschaft vom Wirtschaftsleben" recht empfindliche Schwierigkeiten. Vor allem muß jeder, der an solch wissenschaftlicher Arbeit sich abmüht, und so namentlich der Berufsgelehrte, sich darüber klar sein, daß auch seine Wissenschaft nicht den Anspruch erheben kann, für die Politik des Staates und Volkes die Ziele zu setzen. Dem steht entgegen, daß der Staat

mehr iſt als eine Zuſammenfaſſung der Wirtſchaft für ſein Gebiet und ſeine Angehörigen. Gewiß iſt die wirtſchaftliche Kraft, die in ſeinem Lande und in deſſen Bevölkerung ſteckt, für jeden Staat eine der maßgeblichen Unterlagen ſeiner politiſchen Machtmöglichkeiten, und pflegliche Behandlung der wirtſchaftlichen Intereſſen wird vom ſtaatlichen Geſamtintereſſe allein ſchon deswegen gefordert, weil nach dem bekannten Wort Friedrichs des Großen „die Finanzen das Rückgrat des Staates ſind". Es iſt auch zuzugeben, daß dieſe Rückſichten um ſo ſtärker in den Vordergrund gelangen müſſen, je ſchwerer die wirtſchaftliche Not auf dem Volke und dadurch auf dem Staate oder auch umgekehrt dank ſtaatlicher Not auf dem Volke laſtet. Andererſeits zeigt jedoch alle Geſchichte, daß die Wirtſchaftskraft eines Volkes nur dann ſich voll zu entfalten vermag, wenn ein ſtarker Staat dahinter ſteht und ſtaatliche Strebungen auch die Wirtſchaft beleben; und dieſes umgekehrte Verhältnis zwiſchen Staat und Wirtſchaft iſt ſtets von entſcheidender Bedeutung. Es rückt alſo die Wirtſchaft niemals in die Bedeutung eines ſtaatlichen „Schickſals" ein. Stets behalten vielmehr — nach einem Worte Bismarcks — die Imponderabilien die letzte Entſcheidung, der auch die Wirtſchaftspolitik ſich zu fügen hat.

Mit der Wirtſchaftspolitik die Wirtſchaftswiſſenſchaft. Und dieſe um ſo mehr, als ſie ſich auf der Ebene der Imponderabilien nur beobachtend und regiſtrierend, jedoch nicht geſtaltend zu bewegen vermag. Sie hat es nun einmal ausſchließlich mit dem Beweisbaren oder wenigſtens Begründbaren zu tun; und mögen oft genug auch in der Volkswirtſchaftslehre gefühlsmäßige Wertungen der einzelnen Gelehrten den einen und andern Vorgang verſchieden in den urſächlichen Zuſammenhang eines Geſamtablaufs einreihen — immer handelt es ſich um das Aufhellen ſolcher Zuſammenhänge, um eine Wertung alſo zum Zwecke des Erkennens und nicht um Wertungen zum Zwecke des Handelns und der Willensbeſtimmung. Gerade die Dirigierung des Willens iſt jedoch das Weſen jener Imponderabilien, die Bismarck gemeint hat: aus der Tiefe der Staatsauffaſſung und der Weltanſchauung ſtammend, keines Beweiſes fähig und bedürftig, geben ſie dem Staatsmann, dem Politiker die Richtſchnur ſeines Wollens und Handelns. Die Wiſſenſchaft dagegen, als das Arbeitsfeld des Erkenntnisſtrebens, hat ſie einfach als ſtaatliche Gegebenheiten anzuerkennen, die gleichſam von außen her an ſie herangetragen werden und auch ſtändig außerhalb ihrer Unterſuchungen, ihrer Fragen und ihrer Zweifel verbleiben müſſen.

Es kommt hinzu, daß es in der Volkswirtſchaftslehre notwendig an jener Geſchloſſenheit und Einheitlichkeit mangelt, die für alles politiſche Handeln die unerläßliche Unterlage abgibt. Jene iſt nicht eine Naturwiſſenſchaft, die es mit feſt beſtimmten Stoffen und ſachlichen Kräften zu tun hat — mit Gegenſtänden alſo, die ſich ewig gleich bleiben und ſo Schritt für Schritt dem Erkennen ſich erſchließen laſſen. Objekt der Volkswirtſchaftslehre iſt das menſchliche Verhalten mit ſeiner unendlichen, von tauſend Beweggründen wirtſchaftlicher und — meiſt ausſchlaggebend — nichtwirtſchaftlicher Art beſtimmter Mannigfaltigkeit; und nur am lebenden Volkskörper, nie im wiſſenſchaftlichen Experiment iſt es zu erforſchen. Da kann es nicht ausbleiben, daß ein einzelner Vorgang und eine ganze Ent-

wicklungsreihe von verschiedenen Forschern verschieden gesehen und in ihren Ursachen wie ihren Folgen verschieden beurteilt werden. Die Volkswirtschaftslehre kann daher auch niemals dem Politiker, wie es die Naturwissenschaft und Technik dem Praktiker der Wirtschaft leisten, zu einem fertigen Rezept für sein Handeln verhelfen; sie breitet nur von Fall zu Fall die Gründe ihrer Auffassung aus und muß es dem Politiker überlassen, wie weit er ihnen eine auch ihn bindende Beweiskraft zuschreibt — was beinahe immer das Gefühl zur letzten Entscheidung aufruft.

Heißt dies, daß keinerlei Beziehung zwischen Volkswirtschaftslehre und Politik besteht oder gar bestehen darf? Nichts wäre falscher als ein solcher Schluß. Schon der einzelne Gelehrte steht als Angehöriger seines Staates und Volkes viel zu eng am staatlichen Bereich, als daß er nicht — bewußt oder unbewußt — irgendwie von der politischen Linie berührt wird; und auch in seine wissenschaftliche Arbeit, wenn sie an staatliche Fragen nur ganz von ferne heranführt, muß die gefühlsmäßige Einstellung zum Staate über alle erstrebte Objektivität hinweg immer hineinspielen, da auch Gelehrtentum nur auf menschlicher Grundlage sich aufbaut, und die Einwirkung ist vielleicht sogar um so stärker, je weniger Bewußtheit dahinter steht. In unserem Zusammenhang ungleich wichtiger ist jedoch, daß auch die Volkswirtschaftslehre selbst mit ihrem rein wissenschaftlichen Aufgabenkreis in die Politik hineingreift und demgemäß auch umgekehrt von ihr ständig Anregungen empfängt. Gerade weil nur das Seiende, das Gewordene und das Werdende, nicht aber das Sein-Sollende wissenschaftlich erkannt und vom Zweifel her behandelt werden kann, darum vermag die Volkswirtschaftslehre ständig der Politik gute Dienste zu leisten, ihren Entschlüssen gewisse Unterlagen zu geben und ihr Fragen zu stellen.

Die erste Aufgabe, welche die „Wissenschaft vom Wirtschaftsleben" für die Wirtschaftspolitik und überhaupt die Gestaltung dieses Wirtschafslebens zu lösen hat, liegt in der Feststellung der Ausgangslage. Die tatsächlichen Zustände, wie sie zu einem gegebenen Zeitpunkt bestehen, rein empirisch erfassen zu wollen, ist in den hochentwickelten Staaten schon für eng begrenzte Landschaften und festumrissene Wirtschaftszweige nicht mehr möglich. Allenthalben wirken von außen her andersgeartete Einflüsse ein, die in ihrer Eigenart und Kraft nur mit Hilfe systematischer Untersuchung richtig eingeschätzt und richtig behandelt werden können. Sogar innerhalb einer Landschaft, vollends durch das mannigfach gestaltete Gebiet eines großen Staates hindurch, von den Beziehungen zur übrigen Welt noch gar nicht zu reden, sind die wirtschaftlichen Einzelfäden so eng miteinander verknüpft und so schwer erkennbar ineinander verfilzt, daß es der wissenschaftlichen Sezierarbeit bedarf, sie je für sich zunächst einmal bloßzulegen und dann zum Gesamtgefüge wiederum zusammenzustellen. Auf dem Gebiete der Wirtschaft ist diese Aufgabe mit besonderer Bedachtsamkeit und mit weiter Umschau anzugreifen; spielen doch hier neben den materiell-sachlichen Verhältnissen stets auch die menschlich-psychischen Kräfte eine sehr maßgebliche, oft genug die entscheidende Rolle — was die schwere Gefahr einer unzulässigen Verallgemeinerung solcher

Erfahrungen, wie sie dem einzelnen Wirtschafter und auch dem einzelnen Politiker in aller Regel nur gegeben sind, nur allzu leicht ins unerträgliche steigert.

In einem Lande wie Deutschland ist diese Gefahr besonders groß. Schon unsere Landwirtschaft ist in ihren Produktions- und Absatzbedingungen und entsprechend in ihren Produktionsrichtungen so mannigfaltig gestaltet, daß sie sich jeder Schablone entzieht. Und in unserer Industrie — schon dieser Ausdruck bedeutet eigentlich eine unzulässige Zusammenfassung — herrscht nicht nur ein so buntes Vielerlei, wie in keinem anderen Lande der Welt; wir haben vielmehr auch noch gerade diejenigen Industriezweige als die wichtigsten Bestandteile unseres industriellen Körpers zu betrachten, in denen je eine große Zahl von verhältnismäßig kleinen Unternehmungen in voller Selbständigkeit ihre Arbeit verrichten und vielfach sogar kein einzelner Betrieb dem anderen gleicht. Für unsere Volkswirtschaft ist kennzeichnend, daß wir keinen einzigen Industriezweig etwa als eine deutsche Standard-Industrie ansprechen können, und daß daher alle statistischen Aufzeichnungen, die ja notwendig die feineren Unterschiede vernachlässigen müssen, nur als recht rohe Abbildungen der Wirklichkeit gelten dürfen. Was besagt denn z. B. die Zahl der beschäftigten Arbeitskräfte, die wir mangels besserer Unterlagen für die Gruppierung der Betriebsgrößen zu verwenden pflegen, und selbst die Hinzufügung der Maschinenkräfte für den Vergleich der wirklichen Leistungsfähigkeit etwa der Schwereisen- und der Kleineisen-Industrie oder gar der Feinmechanik? Die Fehlmeinung, daß in Deutschland allgemein der Großbetrieb und die Unternehmungskonzerne die Herrschaft an sich gerissen hätten und in scharfem Vordringen begriffen wären, hat nur aufkommen können, weil die ganz wenigen Wirtschaftszweige, in denen diese Tendenz in der Tat zu beobachten ist, mit ihren großen Ziffern die statistische Zusammenfassung maßgeblich bestimmen. Teilt man, wie notwendig, die Statistik auf und geht man gar noch tiefer in die Einzelheiten hinein, so bleibt von dieser Tendenz so gut wie nichts übrig. Wie soll aber der Praktiker der Politik zu einer Kenntnis dieser entscheidend wichtigen Feinheiten und von ihr zu ihrer entsprechenden Berücksichtigung gelangen, wenn ihr Vorhandensein und ihr Wesen, ihre Bedeutung ihm nicht von der volkswirtschaftlichen Wissenschaft übermittelt werden?

Die Aufgabe der Wissenschaft, die wirtschaftlichen Gegebenheiten des Heute in ihren Tatbeständen und in ihren ursächlichen Zusammenhängen aufzuklären, gewinnt noch dadurch an praktisch-politischer Bedeutung, daß ein Zurückgreifen in die Vergangenheit unerläßlich ist. Schon die einzelne Unternehmung und sogar der einzelne Betrieb, die Stätte des gesonderten technischen Vorgangs, sind in aller Regel mit ihrem Gegenwartszustand nur aus der Vergangenheit heraus voll zu verstehen. Erst recht gilt dies von den wirtschaftlichen Verhältnissen eines ganzen Landes und Volkes, in denen ja die vorwärtsdrängenden Kräfte des Heute ständig mit den Beharrungsmächten des Gestern und Vorgestern im Kampfe liegen. Vollends aber lassen sich die psychischen Unterlagen der Gegenwart, schon weil sie nicht unmittelbar in die Erscheinung treten, so gut wie immer ausschließlich aus längeren Entwicklungsreihen ablesen. Die angewandte Volkswirtschafts-

lehre, wie sie selbst auf historischem Unterbau nur sich erheben kann, muß auch dieses Wissen für die Praxis bereitstellen.

Ein zweiter Aufgabenkreis ist von der Politik her für die Wissenschaft darin gegeben, daß diese die Mittel und Wege zu erforschen und zu prüfen hat, die von den Verhältnissen des Heute zu den politisch bestimmten Zielen von morgen und übermorgen zu führen geeignet sind. Mit dem Gefühl allein, mit der Intuition ist es auch hier nicht getan. Der Politiker darf vielmehr einem Heerführer verglichen werden, der sich vor die Aufgabe gestellt sieht, von bestimmter Stelle seine Truppe möglichst schnell nach einem anderen Orte hinüberzuführen. Sein Wille, dieser Aufgabe gerecht zu werden, muß aus heißem Herzen kommen und alle Kräfte anspannen, die ihm und seinen Leuten gegeben sind. Aber wehe ihm und seiner Truppe, wenn er nicht mit eiskaltem Kopfe die Karten prüft und aus ihnen die geeigneten, nicht immer die kürzesten Wege herausliest. Und erst recht wehe ihm und seiner Truppe, wenn diese Karten nicht in eiskalter Wissenschaft und ohne besondere Zielsetzung hergestellt sind. Gewiß ist auch wissenschaftliche Arbeit dem menschlichen Irrtum und dem unbewußten Einfluß eines heißen Herzens keineswegs entrückt. Die Schulung jedoch, die aus der einseitigen Betonung des Erkenntnisstrebens sich ergibt, macht vielleicht doch ihren Jünger ein wenig weniger als den Tat- und Willensmenschen abhängig von der Gefahr, von vornherein den Wunsch zum Vater des Erkennens zu machen.

So darf, um auch aus dem eigenen Bereich der Volkswirtschaftslehre ein Beispiel zu geben, in diesem Zusammenhang daran erinnert werden, daß deutsche Wirtschaftswissenschafter (allerdings nicht einhellig) rechtzeitig auf die schweren Schädigungen hingewiesen haben, die sich nach dem Weltkrieg für Deutschlands Wirtschaft und Staat aus der Aufnahme ausländischer Kredite im Zusammenhang mit den Tributzahlungen ergeben müßten, daß also der damals gewählte Weg zu der erstrebten Gesundung nicht führen könne. Auch den Autarkie-Bestrebungen und der Bagatellisierung der Ausfuhr hat die Wissenschaft entgegengehalten, daß für ein solches Ziel die deutsche Rohstoffbasis zu schmal sei und Deutschland daher, um Rohstoffe von außen einführen zu können, seine Fabrikatenausfuhr so weit fördern sollte, wie das Ausland nur irgend aufnahmefähig und aufnahmewillig sei. Beides Gedankengänge, die längst schon von der Politik als richtig anerkannt und zur Richtschnur ihres praktischen Handelns gemacht worden sind.

Hiermit ist bereits der dritte Aufgabenkreis berührt, den es zu erwähnen gilt: die Aufgabe nämlich der Wissenschaft, der Politik die Frage vorzulegen, ob nicht vielleicht mit dem Ziele, das sie auf wirtschaftlichem Gebiet ansteuert, und mit dem Wege, den sie hierzu betreten muß, sich abseits liegende Wirkungen verbinden, die mit den letzten, den staatlichen Zielen in Widerspruch stehen oder wenigstens deren Erreichung erschweren. Hier kann besonders wichtig werden, daß die Wissenschaft immer in allererster Linie darauf ausgeht, die Tatsachen des Heute in ihrem Gewordensein zu erhellen und deshalb all den Kräften nachzuspüren, die in der Volkswirtschaft des gegebenen Raumes und der gegebenen Zeit wirksam sind. Dies kann zu dem Hinweis führen, daß diese oder jene Kraftkomponenten, die

nach außen wenig hervortreten oder auch ganz im ſtillen wirken, zu wenig berück- ſichtigt und doch vielleicht fähig ſeien, die Maßnahmen der Wirtſchaftspolitik in eine unerwünſchte Richtung umzubiegen. Andererſeits darf jedoch hieraus die Wiſſenſchaft nicht den Anſpruch ableiten, auf die von ihr aufgeworfene Frage nun auch ſelbſt die Antwort zu erteilen. Weil vielmehr die Frage ſich an die Zukunft richtet und, dieſe Zukunft zu geſtalten, Aufgabe der Politik und niemals die der Wiſſenſchaft iſt, darum muß auch hier bei der Wiſſenſchaft Beſcheidung herrſchen. Nicht das Erkennen der Zuſammenhänge, ſondern der auf die Tat gerichtete Wille hat die Antwort zu geben, ob trotz der Nebenwirkungen das Ziel und der Weg weiter verfolgt werden ſollen.

Und ſo bleibt es dabei, daß Politik und Wiſſenſchaft zwar hin und her Füh- lungsfäden entſenden, je mit ihren Aufgaben jedoch auf verſchiedenen Ebenen ſich bewegen müſſen. Der Politiker alſo, der ſich etwa in wiſſenſchaftlicher Art die Grundlagen ſeines Handelns zurechtlegt, muß ſich bewußt bleiben, daß er mit ſolchem Tun nur ſeine berufliche Tätigkeit vorbereitet, und daß es für ihn darauf ankommt, auf ſein Ziel hin die Brücke anzuſetzen, die das Erkennen und das Wollen verbinden ſoll. Und der Wiſſenſchaftler, der ſich politiſch betätigt, muß ſich bewußt bleiben, daß er damit aus dem Rahmen ſeiner Berufsarbeit heraus- tritt und deshalb Gefahr läuft, ſchon das Erkennen von ſeinen Zielen her be- ſtimmen zu laſſen; und er iſt, namentlich wenn er ſeine politiſche Zielauffaſſung in ſeiner wiſſenſchaftlichen Betätigung mit anklingen läßt, von ſeiner Wahrheits- pflicht darauf geſtellt, deutlich die Grenze erkennen zu laſſen, an der er das Gebiet des Beweisbaren verläßt. Für Staat und Volk würde es gleich verhängnisvoll ſein, wenn die Politik ſich ihre Entſchlußkraft von des Gedankens Bläſſe und wenn die Wiſſenſchaft ihre Gedankenarbeit von der kräftigeren Farbe der Ent- ſchließung ankränkeln ließe.

SOPHIE FREIFRAU VON WANGENHEIM

Das ewige Antlitz des Engländers

"O never say that I was false of heart."
Shakespeare.

Von dem Engländer uralter Vergangenheit bis zu dem der heutigen Zeit ist es nur ein Schritt. Klima, Bodenbeschaffenheit und Lage haben den englischen Werdegang stark beeinflußt. Die See mit ihren unendlichen Weiten, die Stürme des Ozeans mußten den englischen Charakter, seinen Wagemut und die Unternehmungslust stählen, die Feuchtigkeit des Klimas förderte Viehzucht und Weidewirtschaft, deren Produkte von unendlicher Wichtigkeit für den englischen Handel waren, die Bodenschätze, im besonderen die Kohle, wurden von größter Bedeutung für den Aufbau der Industrie. Vor allem aber der Insellage verdankt England die Eigenart seiner Entwicklung.

Aus der Verschmelzung der normannischen Herrenschicht mit den angelsächsischen und keltischen Bewohnern des Landes erwuchs das heutige Volk der Engländer, das trotz der Zusammensetzung aus den verschiedensten Volksstämmen als einheitliches Ganzes erscheint.

Die ursprünglich ackerbautreibende Bevölkerung wandte sich durch die geographische Lage des Landes schon zeitig der Seefahrt und dem Handel zu, doch gelangte beides erst zu Zeiten Elisabeths zu größerer Blüte und erreichte zur Zeit Cromwells die ersten Ausmaße von Bedeutung, geschützt durch die Bestimmungen der Navigationsakte. Naturgemäß folgte der Ausbreitung des Handels der Aufbau der englischen Handels- und Kriegsflotte und die Erforschung und Aneignung ferner Länder, teils auf friedlichem, teils auf blutigem Wege. So führte der Weg allmählich zum Britischen Weltreich, von diesem zum Empire und schließlich zum Commonwealth of Nations, verankert im Westminster Statute, zu einem Reich, das heute durch den Krongedanken als einziges wesentliches Band zusammengehalten wird.

Für uns kommt es hier darauf an, festzustellen, wie sich die in wenigen Strichen skizzierte Entwicklung auf den Engländer und den englischen Charakter ausgewirkt hat und welche stets wiederkehrenden Züge dabei feststellbar sind, und zu versuchen, sie auf einen Generalnenner zu bringen.

Abgeschlossen von der anderen Welt durch die insulare Lage ergab sich in dem sich langsam entwickelnden Nordländer Britanniens eine konservative Geisteshaltung. Den Umstürzen der kontinentalen Welt fernbleibend, war der Engländer allen gewaltsamen Eingriffen abhold, er hatte Zeit, anzuflicken, zu überarbeiten, er brauchte nicht einzureißen. Wir finden vielfältige Beweise dafür, in Kunst, Literatur und Rechtsgeschichte. Die Kontinuität der Entwicklung wurde nicht unterbrochen. Seit vielen hundert Jahren betrat kein fremder Soldat englischen

Boden. Die Revolution unter Cromwell — deren große Bedeutung für die innere und äußere Entwicklung Englands unbestritten ist — bedeutete im Empfinden des Engländers nur ein Intermezzo, eine Zwischenlösung.

Die Eroberungslust des Wikings, die Rücksichtslosigkeit des Handelskonkurrenten, der unbändige Freiheitsdrang und die Verschlossenheit und Schüchternheit des einsamen Seefahrers, verbunden mit der Sentimentalität eines Kindes sind Eigenschaften, die sich in der englischen Seele fast zwangsläufig entwickeln mußten. Der Engländer bedurfte als wagemutiger Kaufmann der Anpassungsfähigkeit an fremde Verhältnisse, er mußte praktisch, nüchtern, zweckmäßig handeln, davon hing sein Gedeihen in fremden Landen ab. Er verband diese Eigenschaften mit der Frömmigkeit des Nordländers auf die ihm eigene Weise.

Mit der Luft der Heimat wurde jeder Engländer schon bei der Geburt so stark imprägniert, daß er sie, mochte er noch so früh in fremde Lande streben, nie vergaß; das Ziel seiner Sehnsucht war "Old England" — "the earth that I love — this earth, this land, this England" — zu dem er im Alter sich zurückfand, auf den Landsitz, in den Klub, ins Parlament und zu "Hearth and Home". Doch mit der unendlichen Liebe zu Heimat und Volk war das Selbstbewußtsein dessen eng verknüpft, der die Welt zu seinen Füßen zwang und dem heute 27 v. H. der festen Eroberfläche zu eigen sind und 25 v. H. der gesamten Menschheit untertänig. Ist es ein Wunder, wenn schon früh im Engländer ein Gefühl seiner besonderen Mission in der Welt erwachte? Die ersten Ansätze dazu stammen bereits aus dem Mittelalter.

Die Einführung der Reformation in England wurde für die ganze englische Entwicklung am bedeutsamsten. Die Vereinigung von Religion und praktischem Leben, die Calvin erstrebte, also die unbedingte Einheit des wirtschaftlich-sozialen und des religiösen Lebens entsprachen der englischen Mentalität. Die englische Form des Calvinismus wurde der Puritanismus. Nach der Lehre Calvins war der irdische Erfolg das Wesentliche für die Bewährung. Der Erfolg, aufgebaut auf der Arbeit, wurde zum Selbstzweck. Der Unterschied zwischen dem Calvinismus und dem Puritanismus lag darin, daß der Engländer es verstand, seine Religiosität auf das engste mit britischem Nationalismus zu verbinden. „Aus den rassischen Kräften des englischen Volkes, aus den klimatischen Verhältnissen und der insularen Lage des Landes, sowie aus der harten Entwicklung zur geeinten Nation wurden die Grundlagen für den Puritanismus geschaffen, der zum bedeutsamsten Ausgangspunkt der englischen Politik wurde und ein kraftvolles Weltreich entstehen ließ. Das puritanische Selbstgefühl wurde zu einem der kräftigsten Hebel der politischen Ausdehnung Englands. ... Eine ... Art von Staatsreligion gibt es in England, die den Menschen nichts glauben läßt, was nicht gleichzeitig dem Staat und der Seele dient."*

Wir sehen, wie die religiösen Gedanken sich im praktischen Leben umsetzen, wie sich der Auserwähltheitsgedanke des Engländers manifestiert, wie der wirt-

* J. Stoye: USA. lernt um. (W. Goldmann, Leipzig)

schaftliche Egoismus, der Abenteurersinn und der Unternehmungsgeist religiöse Weihe erhielten und gleichzeitig – nach Felix Salomon* – „der Religion kraftvolle Arme zu ihrer Verteidigung zugeführt wurden". In einer Eingabe der Kaufmannschaft an die Königin Elisabeth findet sich der Satz: die Vorsehung habe Ländereien zur Nutzung für die englische Nation vorbehalten. Es zeigt sich im Engländer schon frühzeitig die Neigung, die alttestamentarische Situation des auserwählten Volkes auf sich zu übertragen.

Erst im 17. Jahrhundert jedoch kam in England die Reformation voll zum Durchbruch und mit ihr die stärkste wechselseitige Durchdringung religiös-reformatorischer und nationalpolitischer Inhalte.

Milton sagt in seiner Areopagitica (1644): „Ich sehe im Geiste eine edle und mächtige Nation sich gleich einem starken Manne aus dem Schlafe erheben und ihre von simsonischer Kraft erfüllten Locken schütteln; ich sehe sie gleich einem Adler ihre mächtige Jugend zum Fluge gewöhnen und die geblendeten Augen stärken an den Strahlen der vollen Mittagssonne, ihr lange mißbrauchtes Gesicht an dem Leuchten der himmlischen Klarheit läutern, ... blickt hin auf diese gewaltige Hauptstadt, eine Stadt der Zuflucht, das Wohnhaus der Freiheit, umgeben und umschlossen von Gottes Schutze.... Es ist die Freiheit, Lords und Gemeine, welche eure eigene beherzte und glückliche Politik uns verschafft, die Freiheit, welche die Amme aller großen Geister ist." – In einer Streitschrift führt Milton aus: „Gott hat euch, die erste der Nationen, von den größten Übeln des Lebens ruhmvoll erlöst, von Tyrannei und Aberglauben"...

Der hervorragendste Exponent der puritanischen Geistesrichtung ist Cromwell; in ihm tritt das praktisch-nüchterne Denken des Staatsmannes in enge Verbindung mit dem religiösen Denken des Puritaners, beides ist wechselseitig voneinander durchdrungen. Er lebt in der gewissen Zuversicht, von der unbedingten Vereinbarkeit des Glaubens mit der nationalen Wohlfahrt, er ist der Auffassung, daß die christliche und die politische Aufgabe in Übereinstimmung zu bringen sind. Er führt in der Ansprache an den Parlamentsausschuß, in der er die Ablehnung der Königskrone begründet, aus, daß Gott zwei besondere Anliegen in der Welt habe: das eine ist, das der Religion, das andere, für das er Sorge trägt, ist die bürgerliche Freiheit und das Interesse der Nation.... Wenn übrigens jemand das Interesse der Christen und das der Nation für unvereinbar hält, oder „für zwei verschiedene Dinge", so wünsche ich, meine Seele möchte nie in seine Geheimnisse eintreten.... Auf diese beiden Anliegen, wenn Gott mich für würdig erachtet, will ich leben und sterben. Und ich muß sagen, wenn ich vor einem höheren Tribunal als irgendeinem irdischen sollte Rechenschaft ablegen, wenn ich gefragt würde, warum ich mich völlig auf den letzten Krieg eingelassen habe, so könnte ich keine Antwort geben, die nicht sündhaft wäre, wenn sie nicht diese beiden Zwecke in sich begriffe. An einer anderen Stelle sagt Cromwell in einer Rede: „Was sind alle unsere Geschichten und Überlieferungen von Taten früherer Zeiten anderes als Gott, der sich selbst offenbart." Stets betont

* F. Salomon: Englische Geschichte. (Verlag K. F. Köhler, Leipzig)

er, daß es sich um die Wohlfahrt des englischen Volkes handele. Er setzt Gott und England gleich.

Oncken führt sehr richtig aus: „Die Wege einer großen Nation führen durch mannigfache Stufen und Lebensformen hindurch: sie wechseln und lösen sich ab und widersprechen einander: erst ihre Summe umfaßt das Ganze der nationalen Werte."

Das religiöse Zeitalter ging in dieser Form für England vorüber. Das Zeitalter des Rationalismus – der Hobbes, Descartes, Spinoza – brach an. Die Religiosität wurde den Bedürfnissen der Praxis angepaßt. Es erschienen Bücher, betitelt „Der religiöse Kaufmann", „Der religiöse Weber" und andere. Salomon sagt: „Die Whigs hörten auf, Presbyterianer zu sein, der calvinistische Feuergeist wurde vom Deismus und Moralismus gedämpft und erstickt." Der Whiggismus blieb beim Tode Georgs I. – 1727 – als Macht zurück.

Die große Umwälzung der wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse, deren Stichworte Industrierevolution und amerikanische und französische Revolution sind, zog England in ihren Strudel. Die erste Tatsache veränderte die englischen Lebensbedingungen, die beiden anderen vermittelten neue Ideen. Neue Klassen strebten in England empor. Das kapitalistische Unternehmertum trat in den Vordergrund. Das bedeutete einen großen Zuwachs liberalen Geistes. Die früher religiösen Motive waren langsam in parteipolitische Systeme aufgenommen worden. Man argumentierte jetzt anders: "Life, liberty and the pursuit of happiness."

Auf wirtschaftlichem Gebiet trat Adam Smith hervor, dessen "Wealth of Nations" 1774 erschien. Er vertrat naturrechtliche Forderungen vereint mit wirtschaftlichen. Der Begründer des modernen Utilitarismus, Jeremias Bentham, stellte Anfang des 19. Jahrhunderts die Glückseligkeitstheorie auf, d. h. die Forderung des möglichst großen Glückes für alle, bei möglichst großer Freiheit für den Einzelnen. Er schlug die Brücke zwischen dem Liberalismus und der Demokratie. Es folgten die Free Trader Cobden und Brigth, deren Vorläufer Huskisson war. In einer Rede über den Freihandel sagt Cobden: „Ich sehe in der Freihandelspolitik das, was in der moralischen Welt die gleiche Wirkung haben wird, wie das Gewicht des Schwergewichtes im Weltall: sie wird die Menschen aneinanderbringen, den Egoismus der Rasse, des Glaubens, der Sprache beseitigen und alle einigen in den Banden ewigen Friedens." Es war die Zeit der "Laissez-faire", der die unausbleibliche Reaktion folgte.

Burke hatte bereits Ende des 18. Jahrhunderts das Wort der "trusteeship of nations" unterjochten Völkern gegenüber geprägt, zwar traten diese Gedanken während der Laissez-faire-Periode zurück, doch setzten sie sich in späterer Zeit erneut durch und spielen in der heutigen englischen Kolonialpolitik die Rolle von einst.

Auf sozialem Gebiete betätigten sich Anfang des 19. Jahrhunderts Männer wie Wilberforce mit der Forderung zur Abschaffung des Sklavenhandels, Robert Owen in der Fabrikfürsorge und viele andere. Der Methodismus, dessen Begründer John Wesley war, hatte eine Neubelegung des englischen Dissenter-

tums zur Folge, das sich jetzt sozialen Aufgaben zuwandte. Dies sind in Stichworten einige wenige Männer, die dem englischen puritanischen Geiste in irgendeiner Form in verschiedenster Prägung verbunden waren und deren wirtschaftliche, philosophische und moralische Gedanken das England der damaligen Zeit erfüllten. Doch sei ausdrücklich betont, daß der Engländer allen programmatischen Bindungen abhold ist. Es handelt sich hier um die Atmosphäre.

Nennen wir als letzten – in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts – den Staatsmann Gladstone, dessen Regierungsprogramm war: Reichtum, Frieden, europäisches Konzert, Vermeidung unnötiger Engagements, Gleichberechtigung aller Nationen und eine Politik, inspiriert von der Liebe zur Freiheit.

Die Darwinschen Evolutionstheorien waren ebenfalls auf das Zeitalter von größtem Einfluß. 1859 veröffentlichte Darwin "Origin of Species". Die Theorie des Überlebens des Tüchtigsten legte jede der englischen Parteien in der inneren und äußeren Politik auf ihre Weise aus. Der englische Imperialismus – 1874 einsetzend – bediente sich dieser Lehre für seine Zwecke. „Die zivilisierten Rassen können sich nur im Kampf zu Höchstleistungen entwickeln." (475 Quadratmeilen Land und 88 Millionen Menschen, darunter nur 2 Millionen Weiße, wurden in den letzten 30 Jahren des vorigen Jahrhunderts dem Empire angefügt!)

Lord Wolseley sagt im Soldiers Pocket Book: ... "The nations which survive are (s. Darwin) the fittest, Survival justifies itself. Success is the test of virtue." Korrespondieren diese Gedankengänge nicht mit der puritanischen Lehre, der irdische Erfolg sei entscheidend für die Bewährung?

Wir sind hier dem Wechsel der Erscheinungen gefolgt und kommen zu der Frage: wie sind diese Charakterzüge des Engländers in der jetzigen Zeit nachweisbar? Halten wir uns an englische Quellen: welches ist das Bekenntnis des heutigen Engländers?

Sir Edward Grigg D. S. O., M. C., M. P., der frühere Lord High Commissioner von Kenya veröffentlichte 1936 ein Buch: "The Faith Of An Englishman" (Macmillan, London), in dem er zu dieser Frage Stellung nimmt. Im „Observer" vom 1. November 1936 bezeichnet Wyatt Tilby das Werk als das Bekenntnis eines typischen Engländers, „der sowohl aus Yorkshire wie aus den Ebenen East Anglias oder den feuchten Mooren Devonshires stammen könne, dem man jedoch sofort den englischen Ursprung bei jeder Begegnung auf fremdem Boden, sei es in einem Balkancafé oder in einer sizilianischen Trattoria bei "the back of his head" ansehen könne. In diesem Bekenntnis hat Sir Edward seine Auffassungen der englischen und der europäischen Welt, wie er sie heute sieht, niedergelegt. Seines Dafürhaltens ist der Engländer in erster Linie ein Patriot, ein Mann, der an das Land seiner Geburt glaubt und der eigenen Nation Loyalität bewahrt. England verkörpert für ihn nicht nur die Heimat mit ihren häuslichen und nationalen Tugenden, es hat seiner Ansicht nach einzustehen für klares Handeln, einen aufrichtigen Völkerbund und auch für jene größere Art der Verpflichtung der Förderung der gesamten Zivilisation.

Der praktische Patriotismus ist nach Sir Edwards Auffassung unzulänglich,

es sei denn, daß er mit einem moralischen Ziel verbunden sei. Grigg führt aus: „Wir sind ein puritanisches Volk. Es fehlt uns an Tugend, wenn wir nicht die Überzeugung haben, daß der Kurs, den wir verfolgen, nicht nur weise, sondern auch recht sei. ... Britannien ist tatsächlich nie einig in irgendeiner Sache, es sei denn, daß die Tiefen seines moralischen Bewußtseins aufgerüttelt sind. Erst wenn die berechnende Seite durch die moralische Überzeugung verstärkt wird, weiß England ganz genau, was es zu tun hat. Doch nie im anderen Falle. Wenn diese beiden Gehirnzentren sich im Widerspruch befinden, so verwirrt und empört die Schwäche unserer Zielsetzung die ganze Welt." In der Erwägung, daß England eine Insel ist, kommt Grigg bei der Frage, inwieweit sein Land die allgemeine Aufrüstung mitmachen solle, zu dem Ergebnis, daß bei aller Wertung des Friedens ihm selbstverständlich die Sicherheit und die Entwicklung des Commonwealth höher stehe als der Verfolg eines allgemeinen Friedenszustandes. Er führt dann weiter aus: „Wir können, glaube ich, einen neuen Krieg verhüten, wenigstens im westlichen Europa. Keine andere Macht kann das tun. Das ist das Maß unserer Aufgabe."

Wir finden hier die verschiedensten Anklänge englischer Wesensart. Die ethische Begründung des praktischen Handelns, die unbedingt nationale Einstellung und das Gefühl einer besonderen Mission, alles Züge, die uns aus früher Gesagtem vertraut sind.

Wie gedenkt Sir Edward sein Ziel zu erreichen? Zunächst verlangt er nach tatkräftiger Führung daheim und in den Demokratien des Commonwealth. Als zweites Erfordernis verlangt er die Aufrüstung: „Unsere größte Verantwortung liegt darin, daß wir die Freiheit zu verteidigen haben und es ihr ermöglichen, zu wachsen." Zu diesem Zweck fordert Sir Edward vier Dinge: 1. Die Aufrechterhaltung und Stärkung der eigenen Kraft und Freiheit mit allen verfügbaren Mitteln und unter Förderung aller dafür erforderlichen Voraussetzungen. 2. Den self governing members des Commonwealth den gleichen Beistand für diesen Zweck zu gewähren. 3. Den Schutz der Kolonien, solange sie sich noch in unentwickeltem Zustande befinden (s. Gedanken des trusteeship), und diesen Kolonien durch geduldige und geschickte Staatskunst beizustehen auch im Innern ihres Landes die Freiheit zu errichten. 4. Dies gesamte große System zusammenzuschweißen durch dauernde Hingabe an demokratische Ideale, um den Beweis zu erbringen, daß Nationen und Rassen zusammenarbeiten können in einem aufrichtigen Treueverhältnis zu einem gemeinsamen Ziel, auf daß die Freiheit, die sich so häufig als zersetzende Säure auswirke, in einen bindenden Zement verwandelt werde. Für Grigg bedeuten Frieden und Freiheit wesentliche Bestandteile der Zivilisation. Doch betrachtet er den Frieden nicht als Selbstzweck, sondern nur als Mittel, den Weg zu größerer Lebensfülle zu beschreiten, die einst den Nachkommen, verschönt durch eine Zukunft voller Entdeckungen und Erfindungen, beschieden sein solle. Den Gedanken der Freiheit verfolgt er auf ähnlichem Wege. Er erhofft sie durch konkrete soziale Reformen und den Willen, für die Freiheit bis zum Tode zu kämpfen und sich ihr gedanklich voll hinzugeben.

Haben wir denn aufgehört, an unsere Mission zu glauben, ohne aufzuhören,

uns selbst zu bewundern – "in this milder and mealier age?" Nein, nicht wir haben den Glauben an uns verloren, sondern unsere Nachbarn, die annehmen, daß wir unser Empire möglichst billig behaupten wollen, und daß wir den Völkerbund benutzen, um einen Teil der Versicherungsprämie zu zahlen. Vielleicht taten wir das auch, doch die Berechnung war unbewußt, in uns lebte tatsächlich eine ehrliche Hoffnung, daß der große Krieg den Krieg beendet habe und daß in Zukunft die Nationen in Begriffen der Wohlfahrt und der Zusammenarbeit denken würden und nicht in denen der Macht und des Wettbewerbs. Das klingt heute völlig absurd, es war ein Traum, wenn auch kein unedler, und das Erwachen war bitter. Der Völkerbund, auf den man hoffte, war nicht stärker als sein stärkstes Mitglied, und der Glaube, daß die Wirtschaft die Politik bestimme, ist dahin und erwies sich wieder als das, was er ist "a pestilent and persistent heresy". Die eigene Lektion wurde erst sehr spät gelernt. Die Welt lehnt den 1919 gebildeten Völkerbund als Kriegs- und Friedensinstrument ab, und sowohl der Völkerbundsvertrag wie seine Satzungen müssen drastisch revidiert werden, wenn die Organisation überhaupt lebensfähig bleiben soll als Instrument von wissenschaftlichem und sozialem Nutzen.

Wyatt Tilby fährt im „Observer" fort, daß die Welt inzwischen zu den waffenstarrenden Tagen von einst zurückgekehrt und England aus Gründen der Selbstverteidigung gezwungen sei, zu folgen. Heer und Marine müßten neu aufgebaut werden, sowie eine Luftmacht, der derjenigen keiner anderen Nation nachstehe. Doch bliebe das obige Bekenntnis eines Engländers bestehen, wie auch der Patriotismus, der an die Freiheit der Nation und des Commonwealth glaube und um so fester zu diesen Prinzipien stünde, je mehr die andere Welt sie verleugne. Selten sei diesem englischen Empfinden ein edlerer Ausdruck gegeben worden als in dem Buche von Grigg.

Uns Deutschen geben die vorstehenden Ausführungen einen wertvollen Einblick in die Psyche des Engländers und in die ewig wiederkehrenden Linien im englischen Volkscharakter.

Im Jahre 1936 veröffentlichte Harold Nicolson eine kleine Broschüre "Politics In The Train" (Constable & Co., London). Er ist zur Zeit Mitglied der "National Labour Party", einer noch kleinen Organisation, die jedoch möglicherweise in absehbarer Zeit an Bedeutung gewinnen könnte.

Uns interessiert hier aus dem Inhalt der in unterhaltendem Tone geschriebenen Broschüre das für die englische Mentalität Charakteristische. Nicolson führt zunächst allgemein aus, daß das, was s. E. die Politik als solche bestimme, die nüchternen, konkreten Tatsachen an sich seien für den jeweiligen Einzelfall, zusätzlich der Erkenntnis des scharfen Unterschiedes, der zwischen dem Wünschenswerten und dem Durchführbaren existiere. Er bezeichnet als seinen Gegner "the person of the inelastic mind".

Nicolson entwickelt als das „Programm" für "National Labour": „Unser erstes Prinzip ist, daß wir uns vergegenwärtigen, daß wir es mit Großbritannien und dem britischen Volk zu tun haben, nicht aber mit Rußland, Italien, Frankreich oder Deutschland. Wir haben es mit unserem eigenen Volk zu tun, das einen

sehr merkwürdigen, aber ungeheuer beständigen nationalen Charakter besitzt. Nun wünschen wir nicht, diesen Charakter — den wir lieben und bewundern — in uns fremde ausländische Formen umzugießen; wir wünschen ihn als Grundlage und Korrektiv für unsere gesamte Politik zu benutzen. ... Das britische Volk ist gutmütig, vernünftig, billig denkend, voll Humor und — mit Ausnahme in der Gegend nördlich des Tweed — ungeheuer faul. Argwohn, Groll und Haß liegen ihm nicht; es besitzt einen herrlichen Stolz; es hat eine instinktive politische Urteilsfähigkeit ererbt, es ist nicht im geringsten leichtgläubig; es hat eine Abneigung gegen logische Systeme und langfristige Programme, und es ist allen Übertreibungen abhold.

Aus diesen Eigenschaften können wir gewisse Prinzipien für uns ableiten. Eine fortschrittliche nationale Politik, wenn sie im Einklang mit unserem Volkscharakter geführt werden soll, muß sein: vernünftig, nicht herausfordernd, konstruktiv, offen, unlogisch, experimentell, allmählich sich anpassend, mit alledem aber klar und mutig. Das britische Publikum will weder eingeschüchtert noch gehetzt werden, nur unter größter Anstrengung vermag es mehr als einen neuen Gedanken die Woche zu verdauen; andererseits liebt es das Gefühl "that the Government is getting on with the job"; es zieht eine entschlossene Regierung derjenigen vor, die salbungsvoll nach Popularität hascht; und es ist sehr bereit, sein Vertrauen zu gewähren, solange dieses Vertrauen nicht mißbraucht wird. Der erste Grundsatz einer nationalen Regierung hat daher zu sein, daß sie vor allem britisch und nicht ausländisch gesonnen sein muß. Welches wären nun die zwei hauptsächlichsten Leitgedanken, nach denen eine solche Politik sich zu orientieren hätte? Der erste ist: Internationaler Wiederaufbau, der zweite: Äußerer Friede."

So finden wir auch hier die verbindenden Glieder zu Griggs Äußerungen.

Der alte englische Liberalismus starb an der Jahrhundertwende. Ein neues Volk ist im Werden. Die Spaltung der Regierung in eine Rechte und in eine Linke ist in den verschiedensten Schattierungen überbrückt. Eins aber ist bestehen geblieben in einer Zeit der fortschreitenden Technisierung und Industrialisierung, in der der Druck der Massen sich stets verstärkt. Die Verschmelzung des Ganzen zu einer Einheit geschieht durch das englische Nationalgefühl. "Decidedly British", das ist der Leitgedanke im Empfinden des Einzelnen wie in der inneren und äußeren Politik. Dafür bleibt es gleichgültig, ob gerade die Rechte oder die Linke am Ruder ist, nur das Kolorit wechselt.

Daß die Linie "should above everything be British and not foreign" ist der rote Faden, der durch die englische Geschichte läuft, es ist der hervorstechendste Zug im „ewigen Gesicht des Engländers", einerlei, ob die Gedankengänge, die zum Ausdruck kommen, nun religiös, moralisch oder philosophisch begründet sind.

Bei dieser stets mit nüchternstem Tatsachensinn verfolgten Richtung ist es der Mentalität des Engländers möglich, sowohl zu einem Paktieren mit den „faschistischen Staaten" zu kommen, wie auch, im anderen Falle, sich in weitgehendem Maße einem sowjetistischen Rußland zu nähern. Das Entscheidende sind: die Lebensnotwendigkeiten, der Vorteil und das Gedeihen des eigenen Landes.

Adam Heinrich Müller

(1779–1829)

Der wahre Staatsmann darf nicht allein die zufälligen Zwecke der Gegenwart im Auge haben. Das Leben in einem Staate muß sich als eine unsichtbare Einheit zwischen Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft darstellen. In jeder gegenwärtigen Handlung eines Politikers müssen sich auch Vergangenheit und Zukunft eines Volkes die Hände reichen. Es dürfen daher auch nicht nur die ruhenden Erscheinungen, sondern es müssen daneben Wechsel und Wandel der menschlichen Dinge studiert werden: vielleicht fände sich, daß, wie jeder Vers seinen eigentlichen Takt, so auch jede Nation ihre eigentümliche Bewegung habe, welche vor allen Dingen der Staatsmann, als Kapellmeister, doch auch jeder einzelne Bürger seinesteils empfinden und in welche er, der Natur seines Instrumentes gemäß, eingreifen müsse.

*

In dem steifen Verharren auf dem Buchstaben gewisser Begriffe und Grundsätze liegt das Geheimnis der Treue und der Festigkeit nicht; wie sich ja überhaupt der erhabene Sinn weder des menschlichen noch des politischen Lebens nicht in Worten und Buchstaben abfassen läßt. Nur in der Bewegung kann sich Ruhe und die Treue zeigen; nur in der Beweglichkeit die Festigkeit des Herzens: denn ein Herz ist auf andre Weise ruhig als ein Stein.

*

So wie jedes Geschöpf der Natur in der Mitte der Natur zu stehen meint; wie jede Kreatur, wenn sie die Wahrheit gestehen will, sich einbildet, die ganze Welt bewege sich um sie her; wie keine Seele außer der Natur oder auf ihrer untersten Stufe zu stehen glaubt; wie kein Wurm schlecht von sich denkt: so steht jeder Mensch in der Mitte des bürgerlichen Lebens, von allen Seiten in den Staat verflochten, da; und so wenig er aus sich selbst heraustreten kann, ebensowenig aus dem Staate.

So wie ferner niemand, wenn er sich nicht ziert und den Propheten oder den Tacitus spielen will, im Grunde des Herzens von seiner Zeit schlecht denkt und am Anfang oder am Ende der Welt, an ihrem Morgen oder ihrem Abend, sondern, wie jeder andre, in der Mitte der Zeit und am Mittage der Welt zu leben glaubt: ebenso steht jeder Staatsbürger mitten in der Lebenszeit des Staates und hat h i n t e r sich eine Vergangenheit, die respektiert, v o r sich eine ebenso große Zukunft, für die gesorgt werden soll; aus diesem Zeitzusammenhange kann niemand heraustreten, ohne sich selbst zu widersprechen. Wir alle klagen mitunter über die schlechte Zeit, sehnen uns in unglücklichen Augenblicken wohl gar nach

andern vergangenen oder kommenden Zeiten hin und möchten unsre eignen Ahnherren oder unsre eignen Enkel sein; doch der Widerspruch hierin ist offenbar und bleibt ewig.

Endlich ist der Staat nicht eine bloß künstliche Veranstaltung, nicht eine von den tausend Erfindungen zum Nutzen und Vergnügen des bürgerlichen Lebens, sondern er ist das Ganze dieses bürgerlichen Lebens selbst, notwendig, sobald es nur Menschen gibt, unvermeidlich – in der Natur des Menschen begründet, würde ich sagen, wenn nicht, aus allen richtigen Gesichtspunkten betrachtet, menschliche Existenz und bürgerliche eins und dasselbe wären, und wenn ich also mit jenen Worten nicht etwas sehr Überflüssiges sagen würde.

*

Nicht jeder Bürger, nicht jeder Beamte im Staate kann das Ganze repräsentieren; deshalb müssen die Staatsgeschäfte durch strenge Schranken voneinander abgesondert sein, damit jeder für sein besondres Ressort sich genügend ausbilden könne. – Ferner besteht ja eben darin die besondere Wohltat bestimmter und unabänderlicher Gesetzgebung, daß jedes kommende Geschlecht sich und sein Handeln nach ihr einrichten, die nötigen Kautelen gebrauchen und überhaupt sich stellen könne, daß sein ganzes Betragen gesetzlich erfunden werden müsse.

*

So liegt in dem stolzen Gefühl eigener Freiheit, wofern es nur konsequent ist und sich wahrhaft zu behaupten strebt, zugleich eine tiefe Demut, eine liebevolle Hingebung an das Ganze, eine G e r e c h t i g k e i t , sowohl gegen die auf die Fülle ihrer Kraft und auf die Gewalt des Augenblickes pochende Gegenwart, als gegen die abwesende Generation. Der wahre Ruf der Freiheit muß die Toten erwecken, und die künftigen Geschlechter müssen sich, wenn er erschallt, in ihren dunkelsten Keimen regen. – Dies war ein Ton, den die würdigen Alten kannten: sie empfanden tief, daß mit dieser Freiheit alles von der Erde entweiche, Gerechtigkeit, Gesetz, Kraft, Reichtum und Lebensmut. Die Idee der Freiheit, das ist der kriegerische Geist, der den Staat bis in seine letzten Nerven durchdringt, das ist das Eisen, welches in jedem seiner Blutstropfen fließen soll; dadurch, daß jeder Einzelne durch und durch seine Eigenheit verteidigt und bewaffnet, lernt er die wahren lebendigen wachsenden Schranken kennen, die seiner Wirksamkeit angewiesen sind, und jenseits dieser Schranken den ebenso freien streitlustigen gewaffneten Nachbar achten, lieben und ihm vertrauen. Der Staat ist Tempel der Gerechtigkeit und eine Burg zugleich: templum in modum arcis.

*

Demgegenüber ist das Streben nach einer Universalmonarchie, gewissermaßen nach einem politischen Monopol, zu verurteilen. Die wahre Freiheit Europas zeigt sich in der organischen Entwicklung aller seiner Nationen. Was Europa geworden ist, das hat es dadurch werden können, daß sich die großen nationalen

Staaten nebeneinander entwickelt haben, daß über ihnen die christliche Religion herrschte. In dem wahren stolzen Streben nach Freiheit und Unabhängigkeit liegt zugleich, wie ich gleichfalls gezeigt, Demut und Hingebung gegen die Freiheit der Übrigen, Strenge und Milde: so ist alle Gemeinschaft vor der Idee des Rechtes zugleich eine religiöse Gemeinschaft; sie verlangt Aufopferung, Weggeben des Sichtbaren für das Unsichtbare. Was kann also den großen Umgang der kolossalen Menschen, die ich als Glieder oder Teilnehmer der erhabenen Gemeinschaft der Fünf-Reiche dargestellt habe, besser regulieren als der Glaube, das unsichtbare und doch so mächtige, so bewegliche Gesetz der Religion, unter deren Schutz und in deren immerwährendem, innigem, tätigem Anschauen die Fünf-Reiche groß geworden sind! Hier sind Freiheit, Gesetz, Ehrfurcht vor den Abwesenden; alle Elemente der wahren Weltherrschaft sind hier beisammen. Vor ihr schließen sich die freie Behauptung der eignen Nationalität und die innigste Gemeinschaft unter den Staaten nicht gegenseitig aus.

Ich habe im Laufe dieser Vorlesungen hinreichend erwiesen, daß der Staat nichts anderes sein kann als die Garantie der vollständigen Freiheit durch die vollständige Freiheit, der Persönlichkeit, des Lebens durch das Leben; ferner daß eine äußere Macht, wie die präsumierte Zwangsgewalt unsrer Staaten, 1. nur bindet, anstatt zu verbinden, 2. nur bindet, insofern sie nicht selbst wieder durch eine höhere Zwangsgewalt bezwungen wird.

Aus Adam Müller „Vom Geiste der Gemeinschaft" (Leipzig, Alfred Kröner).

RUDOLF PECHEL

Sprechstunden mit dem Chaos

Kleine Ernte aus einem Buch

„Wer sagt uns denn,
ob du zum Sein entsandt bist? Ob du je das Brot
der irdischen Felder essen wirst? Ach, unser Stern
ist voll Gefahr. Doch wissen wir: durch unser Sein
und unser Nicht-Sein kreist ein Unerkennbares.
Wir nennen's Liebe. Liebe beten wir dir zu."

Hans Carossa,
„An das Ungeborene."

Der letzte Sinn des menschlichen Lebens ist reif werden, um reif zu sein. Aber der Weg dahin ist von Gefahren umwittert und das Ziel nur erreichbar nach Ableistung von Arbeiten an sich selbst, die an Schwere den dem Herakles auferlegten, ehe er zu den Göttern eingehen durfte, nicht nachstehen.

Wer aus der Gnade lebt, der besitzt die Sicherheit des Lebens und des Seins und braucht nicht zu fragen, warum sein Leben so und nicht anders abläuft, und nicht nach seinen Voraussetzungen. Ihm wird auch die alltäglichste Verrichtung der Lebensfunktionen, der Lebensbewegung zur Selbstverständlichkeit und trotzdem zu einer Kraftquelle sich immer erneuernden Glückes.

Aber nur wenigen ist es gegeben, in dieser Form einer gleichsam höheren Vegetation bis ans Ende der Tage zu verharren, und solchen Menschen ist kaum als unabdingbares Ziel auferlegt, reif zu werden. Der zur Reife Bestimmte muß das Fegefeuer des Zweifels kämpfend durchschreiten.

*

Wenn in Zeiten seelischer Erschütterung plötzlich dem Menschen bewußt wird, auf wie fragwürdigem Grunde die Sicherheit des menschlichen Seins gebaut ist und wie außerordentlich gebrechlich und dünn nur die Wände sind, die ein umfriedetes Sein von dem Reiche der Dämonen trennen, dann ist solche Erkenntnis oft der Beginn des Weges zum Untergang, aber öfter die Pforte zum Eingang in ein höheres und reiferes Leben. In der tiefen Erschütterung über den Verrat eines geliebten Menschen, in der Verzweiflung über eigene und fremde Unzulänglichkeiten gegenüber den wirklichen Aufgaben des Lebens in Stunden der Entscheidung fallen die sehr dünnen Wände, die auch den Gesunden vom Wahn trennen. Alles beginnt zu wanken, die Voraussetzungen unserer Existenz sind ebensowenig mehr gültig wie die sittlichen Grundsätze, nach denen wir unser Handeln auszurichten pflegten, und selbst die einfachsten Verrichtungen werden zu schwer lösbaren Problemen, wie bei dem Tausendfuß in der Fabel, den eine boshafte Kreatur

fragte, mit welchem seiner tausend Bewegungsglieder er anträte, und der über dem Nachgrübeln die Sicherheit seines Instinkts verlor und zur ewigen Bewegungslosigkeit verdammt wurde. Auch den sichersten Menschen umgeistern ständig die Dämonen, die die Selbstverständlichkeit seines Seins und seines Handelns, ja alle Grundsätze und Gesetze, nach denen er bewußt und unbewußt lebt, gefährden und fragwürdig machen. Denn wie in einzelnen Volksstämmen, so den Bayern im Innviertel und manchen Ostpreußen, trotz der Jahrhunderte alten Gewöhnung an christliche Gesittung Heidnisches lebt, das keine Verbindung mit dem gewöhnlichen Dasein einging und elementar einbrechen kann in die Scheinwirklichkeit des normalen Lebens, so trägt auch jeder andere Mensch — und der Höchststehende wohl in besonderer Gefährdung — einen Rest vom Chaos in sich, der vielleicht seine stärkste Bindung an das Leben überhaupt bedeutet, weil der Mensch nun eben nach den Gesetzen, nach denen er angetreten, dem Chaos stärker verhaftet ist als dem Göttlichen.

Hier hilft nur das Bewußt- und Innewerden der Gefährdung und der strenge Versuch, diesem Tatbestand des Chaotischen in den Kosmos des eigenen Lebens einzubeziehen. Freilich ist diese Aufgabe schwer zu lösen. Denn so leicht es ist, Wahnsinn vorzutäuschen wie Hamlet, um die Feinde auf eine falsche Spur zu locken und etwas Wichtiges in sich zu verbergen, so schwer ist es, sich vernünftig zu stellen, wenn es innen trübt und geistert. Für den Menschen, der in die Ordnung eines reiferen Seins eingehen will, ist es unausweichliche Forderung, auch in dieser Provinz des eigenen Lebens in etwas auf Ordnung zu halten und die Zwiesprache mit den Dämonen auf einsame Stunden zu beschränken, die durchzustehen freilich sehr angreifend ist, deren Überwindung aber für die übrige Zeit größere Freiheit schafft. Wir sind nicht unumschränkte Herren in der Provinz unserer Seele, in der das Herz befiehlt, noch in der dunklen Provinz, in der zu geistern Gott den Dämonen nicht versagte. Aber wir wissen auch, daß man dort am reichsten ist, wo man am gefährdetsten ist.

★

Schon im Kinde kündigt sich das Chaos an. Wenn es auch noch so stark das Unwiederholbare gewisser Stunden spürt und darum den gegenwärtigen Zustand mit heißem Flehen als ein wenig Dauerndes festhalten möchte, so ist daneben trotzdem der Reiz unwiderstehlich, in einen ruhenden Teich Steine hineinzuwerfen und durch Unruhestiften selber den Gang des Daseins in eine andere und stärkere Bewegung zu bringen.

In Stunden der Schwäche tritt immer wieder die Versuchung auf, dem schwierigen Spiel des Lebens mit seinen Entscheidungen sich durch Flucht oder Tod zu entziehen. Wen aber der Hauch des kommenden Endes seiner Jahre angeweht hat, der weiß, wieviel er seinen Dämonen schuldet, er erkennt sie an und verbannt sie nicht von seinem Tische. Aber er sucht aus ihrem Machtbereich heraus den Weg ins göttlich Freie. Er weiß, daß hinter ihm große Mächte stehen, daß verschiedene Seelen zu einem Sternbild zusammentreten können, wenn es gelingt, eine Mitte zu finden, die sie im Einklang hält. Aber um auf die Stufe der Reife

zu gelangen, darf er sich der Erkenntnis nicht verschließen, daß die Erfüllung dieser Aufgabe die Lösung vom eigenen Glücke bedeutet und daß nur der Selbstüberwinder ohne Pose, der sein persönliches Glücksverlangen beiseitestellt, einen höheren Bestand erhalten kann.

*

Er wird auch nicht die ewige Gefährtin des Menschen, die Schuld an sich und anderen, verleugnen, weil er weiß, daß sie ihn eines Tages in schrecklichster Form einholen wird, wenn er ihr auszuweichen versucht auf der feinen Linie, wo zwei Gesetze aneinanderstoßen. Nur die Sorge, die die Schuld in uns einsenkt, führt zu neuer Erleuchtung und neuer Würde. In täglicher Gewissensforschung gilt es, sich Rechenschaft abzulegen und sich den Dämonen zu stellen, ohne sich ihnen zu unterwerfen. Der Prozeß des Reifens kann sich nicht vollenden ohne den dunklen Grund von Zersetzung und Gärung des Chaos in uns. Mit Angst und Feigheit und aus diesen sich ergebender Flucht ist nichts getan.

Und hier hilft das Leben schlechthin nicht. Denn es belehrt uns nicht, sondern läßt uns einfach wachsen und lockt uns, weil es sich erneuern will und muß, von Gefühl zu Gefühl und immer wieder in neue Tiefen, in die wir nur mit höchster eigener Gefährdung eintauchen können. Die Rechenschaftsablage, wie man zu manchen Handlungen seines Lebens kommt, offenbart dem Sucher mit Ernst, daß die Strömung des inneren Lebens nicht beschrieben werden kann. Der Einsichtsvolle bescheidet sich am Ende und macht's wie der Landschaftsmaler, der eben doch sein Bestes tut, wenn er von einem Fluß die Oberfläche mit Ufer und gespiegeltem Himmel zur Anschauung bringt, ohne die Geschöpfe der Wassertiefe auf der Leinwand erscheinen zu lassen.

Er weiß, daß er in seinem Unbewußten den Gottheiten der Ilias gleicht: sie gaben ihre geliebtesten Schützlinge preis, wenn diesen das über Sterblichen und Göttern waltende Verhängnis nahte und daß auch unsere Irrtümer aus irgendeinem tiefern Wissen hervorgehen und es deshalb lohnt, auch über sie nachzudenken.

*

Das Verhältnis zu den andern Menschen ändert sich grundlegend für den Reifenden, denn man wird geneigt, die Wehrlosigkeit der höchsten Seelenfülle, die einen auch über Tadelnswertes an anderen ruhig hinwegleiten läßt, nicht mehr als Schwäche anzusehen, sondern als den Inbegriff aller Weisheit.

Man fühlt, daß es den Menschen überhaupt nicht bestimmt ist, die Dinge unmittelbar zu erkennen, und man möchte den Gläubigen folgen, die nur durch das kristallene Herz eines Erlösers hindurch den Blick auf sie richten.

Man verliert den zehrenden Trieb, alles und einzig zu sein, alles auf sich zu beziehen, diesen Trübsinn, durch den uns jede Gunst eines liebenden Menschen wertlos wird, sobald wir sie mit einem Dritten teilen müssen. Man wird nicht mehr die Armseligkeit begehen, auf dem Vertrauen eines anderen listig dahinzugleiten wie auf Eis, immer weiter hinaus, immer spähend, ob es wohl halten wird. Er wird den andern in Haß und Liebe völlig ernst nehmen, da er weiß, daß nur dort echte Lebensformen blühen, nur dort Schmerz und Freude wahr

sind, wo der Mensch den Menschen ernst nimmt. Denn nur Liebe und Haß ziehen aus dem Menschen die Konsequenzen. Man bleibt nicht Zuschauer, sondern wird Mitleidender, Mitfreudiger, Mitschuldiger: also eigentlich Lebender.

*

Das Gefühl für die Würde des Menschengeschlechts wird so stark, daß es auch den Feind achtet. Man kann nicht mit den eigenen Gegnern verfahren wie mit einer Masse antlitzloser Larven, ohne selbst larvenhaft zu werden. Man weiß, daß, wie im Verkehr zwischen den einzelnen Menschen, so auch im Verkehr zwischen den Völkern die unausgesprochenen Worte oft mehr entzweien als die bittersten, die man einander sagt, und weiß, daß zur Aussage der ungesprochenen Worte man niemand nötigen soll, weil das Wunder nur geschehen kann, wenn sie unverhofft und frei kommen.

*

Auch die Not und Sorge im Verhältnis zur Jugend lindern sich. Man hofft, daß die Jugend sich aus dem Krampf ihrer Jahre und der ihr von außen gestellten Aufgabe lösen wird nach den Gesetzen des Wachstums, die sich denn doch auf die Länge nicht unterdrücken lassen. Die Jugend wird einmal wieder das richtige Verhältnis zu den Eltern gewinnen, wenn anders sie eine Jugend ist, die das Schicksal einmal zum letzten Einsatz aufrufen wird, wenn sie ihre Verpflichtung zum Geiste nicht endgültig auffsagt.

Einst wird der Tag kommen, wo sie gemeinsam mit der geistgeweihten Jugend aller Völker, frei von Verführungen, Scheinfeinde zu bekämpfen, sich nur noch gegen e i n e n Feind wendet: den alten Dämon der Schwere, der zur Lüge rät. Ein ewiger Aufbruch ist kein Marsch nach einem Ziel, und jeder noch so frische Ansturm muß im Leeren enden, wenn er am Traum der Abgeschiedenen vorüberliefe. „Wo es gilt, Fäden wieder aufzunehmen, die den Händen ermüdeter Väter entfielen, wo es auf lange Bemühungen ankommt, wo demütige Tagwerke um ein fest Gegründetes kreisen, wo die Geltung der Urgesetze bedroht ist, da gibt es Pflicht und Einsatz genug, da ist jedem sein eigenster Weg in die Unendlichkeiten des Lebens bereit." Die Jugend ist nach Hofmannsthal so stark, als sie sich ahnt, und zugleich so zart und schwach, als sie sich gebärdet. Ändern kann man im Grunde keinen Menschen, weil das Knochengerüst des Charakters nicht zu brechen ist — ebensowenig wie man „ein Schaf das Apportieren lehren" kann.

Für die Jugend der Welt kommen neue Aufgaben, denen sie ganz anders gerüstet gegenübertreten muß, als wie man sie jetzt vorbereitet. Es ist denkbar, daß eine einzige technische Erfindung dem technischen Besitz von heute und seiner Aufgabenstellung an den Menschen allen Wert nehmen würde. Dann würden die großen technischen Errungenschaften unserer Tage in irgendeiner Sammlung merkwürdiger Dinge verrosten, belächelt wie jetzt von der Jugend Ritterrüstungen.

Eine solche Jugend wird wissen, daß der Triumphtag ein Gefahrtag ist, weil „wenn jeder pflückt vom Lorbeer und sich selbst bekränzt, wird uns der Hort am ehesten aus der Hand gespielt". Sie wird nicht den Mann, den alle schlagen,

schlagen, sondern die Hände frei halten für künftiges Tun. Sie wird erkennen, daß reif werden heißt: aus falsch gemischtem Leben in ein reineres zu gehen. Sie wird wissen, daß niemand den Reifen mehr verstören und auch der Mächtigste ihn nicht erniedrigen kann.

*

„Mag dies alles übersteigert klingen; aber gerade was niemand gleich einsieht, ist meistens das Wahre."

Diese Gedanken sind ein kleiner, hastig in Scheuern gebrachter Teil des Ertrages, den Hans Carossa in seinem neuen Buche „Geheimnisse des reifen Lebens" (Leipzig, Inselverlag) in verschwenderischer Fülle an den, der zu empfangen bereit ist, verschenkt.

In dem Buche steht der Satz: „Wer glaubt noch an Geschriebenes? Wer wird noch wiedergeboren durch ein heiliges Buch? Vielleicht, in seltenen Fällen, ein sehr junger oder ein sehr alter Mensch; aber die meisten fürchten den befreienden Geist." Hans Carossa soll wissen, daß sein neues Buch für junge und alte Menschen — wie sein anderes Werk — solche Wiedergeburt verrichten kann und verrichtet.

GUSTAV ROLOFF

Die Legende von Florian Geyer

Solange es eine wissenschaftliche Erforschung der Vergangenheit gibt, hat sie mit „Legenden", irrigen Anschauungen über Personen, Zustände und Ereignisse, die in die allgemeinen Vorstellungen eingedrungen sind, zu kämpfen. Thukydides beginnt sein klassisches Werk mit einer Polemik gegen die Leichtgläubigkeit der Menschen, die zu sorglos in der Suche nach der Wahrheit seien und sich gern mit Fabeln abspeisen ließen, und nach Leopold Ranke „kann nur kritisch erforschte Geschichte als Geschichte gelten".

Von grundverschiedenem Charakter können solche Verdunkelungen des wirklichen Tatbestandes sein. Bald sind es Übertreibungen und Mißverständnisse, wie sie sich von selbst bei mündlicher Überlieferung ergeben, bald sind es naive oder bewußte Entstellungen aus Liebe oder Haß, bald werden auch Vorgänge erfunden, um einen alten Brauch oder irgendeine auffallende Erscheinung zu erklären. Im alten Rom galten die Stadtmauern als heilig und unverletzlich: die Sage von der Tötung des Remus durch Romulus, weil er höhnend die Mauern übersprungen hatte, sollte diese Idee veranschaulichen und erklären. Wie der Ursprung der Legenden, ist auch ihre Entstehungszeit verschieden: bald werden sie unmittelbar nach den Ereignissen geboren, bald tauchen sie erst Jahre oder Jahrhunderte nachher auf. So erzählte man sich schon am Abend der Schlacht von Belle-Alliance unter den preußischen Truppen, Napoleon sei den verfolgenden Husaren nur mit knapper Not entkommen, er sei in seiner Kutsche überfallen worden und habe sich mit Pistole und Degen verteidigen müssen, um sich zu retten. In Wirklichkeit hatte der geschlagene Kaiser die ganze Flucht zu Pferde gemacht und war nie in Berührung mit den Verfolgern gekommen. Aber die Tatsache, daß Napoleons Wagen mit Karten und anderem persönlichen Eigentum des Kaisers erbeutet worden war, erregte die Phantasie, und selbst ein Mann wie Gneisenau schenkte den Gerüchten zuerst Glauben. Die Erzählung von dem heldenmütigen Schweizer Arnold von Winkelried dagegen, der bei Sempach (1386) in die Phalanx der österreichischen Ritter einbrach, ist erst anderthalb Jahrhunderte später geschaffen worden. Die deutschen Landsknechte feierten nach der Schlacht bei Bicocca (1522), ihrem ersten großen Siege über die Schweizer, ihre traditionellen Gegner, in Heldenliedern ihren gewaltigen Führer Frundsberg; die Schweizer priesen in Antworten hierauf ihren Hauptmann Arnold von Winkelried, der in dieser Schlacht beim Versuche, in den dichten Spießhaufen der Landsknechte einzudringen, den Heldentod gefunden hatte. Bald verband die Volksphantasie den Tod Winkelrieds nicht mit einer Niederlage, sondern mit einem Siege; naiv versetzte sie seinen Tod in die ruhmreiche Schlacht von Sempach und machte aus den Landsknechten österreichische Ritter, unbekümmert darum, daß diese nie einen Spießhaufen wie die Landsknechte gebildet hatten. Sogar Geschütze und spanische

Musketenschützen, die bei Bicocca die Landsknechte unterstützt hatten, läßt die Sage bei Sempach auftreten und von dem Nationalhelden überwunden werden. Sachliche Möglichkeiten und Unmöglichkeiten kümmern die Volksphantasie nicht, sobald es sich um die Verherrlichung einer Idee oder Persönlichkeit handelt. Eine solche Legende kann von großer suggestiver Kraft sein: Gelehrte wie Ungelehrte haben an Arnold von Winkelried bei Sempach geglaubt, erst die Kritik des 19. Jahrhunderts hat den wahren Winkelried erkannt.

Die Auflösung einer solchen Legende ist keineswegs bloß negativ und unfruchtbar, sie kann vielmehr zu den schönsten und erhebendsten historischen Erkenntnissen führen, sofern ihr ein wahrer Kern zugrunde liegt. So hat das Studium der Winkelriedsage nicht etwa den Ruhmeskranz einer verehrungswürdigen Persönlichkeit entblättert, sie hat den Helden in den wahren Zusammenhang gerückt und ist damit zugleich ihm und allem, was in der Legende auftritt, Personen wie Zuständen, aber von der populären Überlieferung nicht genügend gewürdigt wurde, gerecht geworden. Dem Bewußtsein der Nachwelt ist die Größe und der Reichtum des geschichtlichen Lebens durch die wissenschaftliche Kritik erst vermittelt worden: das Gefühl der Pietät ist nicht geschwächt, sondern gestärkt worden.

*

Eine solche spät geschaffene Legende ist auch die von dem Bauernführer Florian Geyer, die der deutschen Öffentlichkeit durch Gerhart Hauptmanns Drama vertraut geworden ist. Ein Idealist, ergriffen von den religiösen und politischen Strömungen seiner Zeit, wirft der Angehörige eines alten Rittergeschlechts alle Standesanschauungen über Bord und schließt sich den aufständischen Bauern an, um als ihr Führer nicht nur für die bisher Unterdrückten zu fechten, sondern um das ganze Reich umzugestalten. Ein glühender Patriot wie sein Freund Hutten, will er die deutsche Zwietracht beenden und die Macht einem evangelischen Volkskaiser, einem neuen Barbarossa, in die Hand geben. Politisch wie militärisch überragt er alle anderen Bauernführer weit, und ebenso ist seine Truppe, die „Schwarze Schar", die er sich herangezogen hat, an Disziplin und Kampfkraft allen anderen Haufen weit überlegen. Stets gibt Herr Florian die besten Ratschläge, aber zu ihrem eignen Unheil mißachten sie die Bauern in entscheidenden Augenblicken. Trotzdem hält er bis zum letzten bei ihnen aus und fällt nach Vernichtung seiner treuen Schwarzen, ermattet vom Kampfe, auf der Burg seines Schwagers einem Meuchelmörder zum Opfer. Er allein wird von den Feinden der Bauern wirklich gefürchtet: erst nach seinem Tode betrachten sie sich als Sieger und den Aufstand als beendet.

Gerhart Hauptmann hat die Gestalt des idealen Volkshelden — abgesehen von Einzelzügen — nicht geschaffen; in Romanen und Dramen war Florian Geyer seit einem halben Jahrhundert bereits mit größerem oder geringerem Talent behandelt worden. Unter den Zeitgenossen freilich wußte man, wie Max Lenz, Lemcke, Benckert und andere in kritischen Untersuchungen erwiesen haben, von einem solchen Bilde nichts. Aus den Quellenzeugnissen, den Erzählungen der Chronisten und aus Urkunden, kann man nur feststellen, daß Florian Geyer vor

dem Bauernkriege im Dienste des Schwäbischen Bundes und der fränkischen Hohenzollern zu militärischen und noch mehr zu diplomatischen Aufgaben verwendet worden ist, daß er als wohlhabender Mann mehrere Geldgeschäfte mit benachbarten Standesgenossen gemacht und rechtliche Streitigkeiten mit der Würzburger Geistlichkeit gehabt hat. Er trat bei Beginn des Bauernaufstandes zu den Insurgenten über und kam an die Spitze eines fränkischen, aus der Rotenburger Gegend stammenden Bauernhaufens, aber über seine Motive zum Übertritt erfahren wir nichts. Ausschließlich unter dem Zwang der Bauern, wie so mancher andere Adlige, kann er nicht gehandelt haben, denn er zeigt sich später stets als grimmiger Adelsfeind und hat nicht versucht, sein Geschick von dem der Bauern zu trennen. Wahrscheinlich hat er einen Vertrag mit den Bauern geschlossen, denn sein Schloß Giebelstadt ist von den Aufständischen verschont worden, während alle anderen in der Nachbarschaft zerstört worden sind. Falls ihn seine Gesinnung zu den Bauern zog, so hat er zugleich seinen Vorteil zu wahren verstanden. Vielleicht war auch Feindschaft gegen einige Standesgenossen, die aus jenen Geldgeschäften entstanden sein mag, die Triebfeder seines Handelns. Daß er Geld und Geldeswert zu schätzen wußte, zeigt noch ein Vorkommnis aus dem Aufstande: er hat von seinem Rotenburger Freunde, Stephan Menzingen, ein kostbares erbeutetes Meßgewand als Geschenk angenommen, obgleich dem Geber, wie er wußte, kein Besitzrecht daran zustand. Menzingen ist deshalb auch später zur Rechenschaft gezogen worden. Schärfer können wir seine Tätigkeit im Bauernkriege selbst verfolgen. Von einer schwarzen Eliteschar unter seiner Leitung wissen die Quellen nichts. Es gab zwar eine Kerntruppe, aber das waren angeworbene Landsknechte, sie standen in keiner Beziehung zu Florian. Von großen Heldentaten hören wir nichts, nirgends tritt er bei Stürmen und Schlachten hervor, wird vielmehr in wichtigen militärischen Augenblicken zu diplomatischen Verhandlungen mit der Stadt Rotenburg und dem Markgrafen von Ansbach entsendet. Offenbar wollten sich die Bauern die persönlichen Beziehungen und die diplomatische Erfahrung des Ritters zunutze machen, aber als selbständige Persönlichkeit erscheint er nicht. In der Gesandtschaft nach Rotenburg ist er zwar der Hauptwortführer der bäuerlichen Abordnung, aber er ist keinesfalls oberster Führer und durchaus abhängig von der Gemeinschaft der Hauptleute. An den letzten Kämpfen der Bauernschaft ist er nicht beteiligt, sondern weilt in Rotenburg, während seine Mannschaften von dem Truchseß von Waldburg, dem Feldherrn des Schwäbischen Bundes, aufgerieben werden; nach der Entscheidung wird er aus Rotenburg, das seinen Frieden mit den Siegern machen wollte, ausgewiesen und wird auf der Flucht bei Würzburg von Leuten seines ihm verfeindeten Schwagers Grumbach erstochen. Politisch steht er auf seiten der Radikalen und fordert Zerstörung aller adligen Schlösser, von erhabenen politischen Gedanken erzählen die Zeitgenossen nichts. In einer Rede vor dem Rotenburger Rat führt er nur die damals allgemein üblichen Wendungen im Munde, ohne individuelle Färbung, und kein Wort hört man von einer Reichsreform an Haupt und Gliedern. Ausdrücklich lehnt er sogar Bestrebungen über die nächsten bäuerlichen Aufgaben hinaus ab. Die Erzählungen der Chronisten zeigen deutlich, daß

die Zeitgenoſſen geringes Intereſſe an ſeiner Perſönlichkeit nahmen, und in der populären Überlieferung iſt es nicht anders. Nur ſelten wird er kurz unter vielen anderen Bauernführern erwähnt – Götz und namentlich Frundsberg ſind den Volksdichtern des 16. Jahrhunderts weit intereſſantere Männer.

Wie erklärt ſich nun, daß ſich vier Jahrhunderte ſpäter ein ſolcher Nimbus an den Namen eines das Mittelmaß gewiß nicht überſteigenden und bis dahin faſt unbekannten Ritters knüpfen konnte? Die Betrachtung der gelehrten Literatur gibt die Antwort. Sie hat auch in ausführlichen Darſtellungen des Bauernkrieges bis ins 19. Jahrhundert hinein nur ſpärliche Notizen über ihn, oft weniger als in den Quellen ſteht, erſt das Buch von dem Öhringer Präzeptor und Bibliothekar Ferdinand Friedrich Öchsle (Beiträge zur Geſchichte des Bauernkrieges in den ſchwäbiſch-fränkiſchen Grenzlanden, Heilbronn 1830) leitet eine gewiſſe Wendung ein. In dieſer ſonſt ſoliden Arbeit von verſtändigem hiſtoriſchen Urteil finden wir die erſten falſchen Nachrichten und ſtehen damit an dem zunächſt recht beſcheidenen Anfang der Legendenbildung. Florian Geyer iſt hier beteiligt bei der Einnahme von Weinsberg, allerdings nicht bei der Ermordung des Grafen von Helfenſtein, der Tat, die von dieſer Epiſode der Mit- und Nachwelt vornehmlich im Gedächtnis geblieben iſt. „Als die erſte Wut der Bauern geſättigt war", erzählt Öchsle, „hielten ihre Hauptleute und Räte eine Verſammlung, in welcher Florian Geyer, der Frankenbauernhauptmann, ſagte, man ſolle alle Schlöſſer ausbrennen, und ein Edelmann ſollte nicht mehr als eine Tür haben wie ein Bauer." Keine Quelle weiß etwas von dieſer Szene, und es läßt ſich erweiſen, daß Florian zu dem angegebenen Zeitpunkt (16. April 1525) nicht in Weinsberg, ſondern in Tauberbiſchofsheim ſtand. Wie Öchsle zu ſeinem Irrtum gekommen iſt, läßt ſich nur vermuten. Tatſächlich hat Florian Geyer kurz darauf in Würzburg und Rotenburg derartige Reden geführt: es iſt wohl anzunehmen, daß Öchsle dieſe Städte mit Weinsberg verwechſelt hat. Aber mag ſein Irrtum auch anders zu erklären ſein: die Abſicht, Florian Geyer zu verherrlichen, iſt damit nicht verbunden. Denn er hegt keine Vorliebe für ihn, tadelt ihn vielmehr ſpäter ſcharf, daß er in einem entſcheidenden Augenblick einen ſchlechten Beſchluß durchgeſetzt habe. Als die verſchiedenen Haufen aus Franken, vom Neckar und Odenwald ſich bei Würzburg vereinigten (Anfang Mai), ſtanden ſie vor der Frage, ob ſie das feſte biſchöfliche Schloß, den Frauenberg, belagern oder ſich mit der Beſatzung, die die bäuerlichen Grundforderungen annehmen wollte, vertragen ſollten. Ein Vergleich hätte den Bauern die Möglichkeit gegeben, den Aufſtändiſchen im Südweſten und in Thüringen Hilfe zu ſchicken, ehe ſie von ihren Gegnern niedergeworfen waren; legte man ſich mit der Hauptmaſſe der Bauern bei der Belagerung feſt, war zu erwarten, daß die andern Bauernſchaften einzeln beſiegt wurden und die Sieger mit geſammelter Macht auf Würzburg rückten. Götz von Berlichingen, Hipler und andere waren für den Vergleich, „allein Florian Geyers Übermut" gewann im Bunde mit der Feindſchaft der Würzburger Bürger gegen das Schloß die Oberhand. In kurzſichtiger Überſchätzung der bäuerlichen Macht ſagte Florian, die Fürſten fänden im eignen Lande ſo viel zu ſchaffen, daß ſie ſich nicht vereinigen könnten. So wurde das

friedliche Abkommen verworfen und die Erstürmung der Feste beschlossen, die sich bald als unmöglich herausstellte und furchtbare Verluste verursachte.

Während diese Szene unanfechtbar bezeugt ist, hat sich Öchsle an einer anderen Stelle durch eine Quelle zu einem zweiten Irrtum verleiten lassen. Er entnahm einer zeitgenössischen Biographie des Truchsessen die Notiz, Florian Geyer sei dem auf Würzburg marschierenden Heere des Schwäbischen Bundes mit mehreren Tausend Bauern nach Ingolstadt (bei Königshofen) entgegengerückt, aber sie ist falsch. Denn wie wir von dem Rotenburger Chronisten und Stadtschreiber Thomas Zweiffel, einem Augenzeugen, dessen Schrift Öchsle nicht benutzt hat, erfahren, weilte Florian während dieser Tage (3. bis 6. Juni) in Rotenburg, und von der Tätigkeit des angeblichen Führers in der Schlacht bei Ingolstadt, in der die Bauern vernichtet wurden, weiß der Biograph auch nichts zu berichten.

Öchsles Anschauungen finden wir mit geringen Abweichungen in den nächsten Arbeiten über den Bauernkrieg (von Eduard Burkhard, K. Wachner und Joh. Bodent) wieder; überall erscheint Florian Geyer weder als hervorstechende Persönlichkeit noch vollends als großer Führer. Der einzige charakteristische Zug ist ein demagogischer unfruchtbarer Radikalismus, den er mit vielen teilt, und seine Franken zeichnen sich nicht durch Zucht und Tüchtigkeit aus: ihre besondere Neigung zum Sengen und Brennen wird wiederholt hervorgehoben. Sämtliche Verfasser halten sich bis auf die erwähnten unbedeutenden Irrtümer an die Quellen; von einer Legendenbildung durch bewußte Verschiebung der historischen Tatsachen oder gar von der Legende eines herrlichen Volkshelden kann man nicht sprechen.

Als einen ganz anderen Mann lernen wir dagegen Florian Geyer kennen in der wenige Jahre später (1840) erschienenen „Geschichte des Bauernkrieges in Ostfranken" von dem Rotenburger Rektor Heinrich Wilhelm Bensen. Ihm ist Florian „der tüchtigste und treueste der Anführer, der mit frommem Sinn und bewußter Kraft seine Sache führte"; er ist der Hauptmann einer Schar aus der Rotenburger Landschaft, die der „schwarze Haufe" genannt, alle anderen an militärischen Tugenden weit überragt; bald nehmen alle Franken von dieser Kerntruppe die Bezeichnung „schwarz" an. An den meisten Vorgängen ist er beteiligt: mit den Odenwäldern gemeinsam zwingt er die Grafen von Hohenlohe zum Anschluß, dann rückt er vor Weinsberg und erstürmt mit seinen Leuten das Schloß, worauf die Stadt fallen muß. Bei der Ermordung des Helfensteiners wird er nicht genannt, aber nachher hält er dieselbe Rede wie bei Öchsle, den Bensen ausgiebig benutzt; hierauf zieht die Schwarze Truppe nach Heilbronn, das sogleich den Bauern zufällt. Aber während die meisten Hauptleute es sich in der reichen Stadt wohl sein lassen, zieht Florian auf eigne Unternehmungen aus, um seinen Plan, die festen Burgen niederzureißen, auszuführen. So hervorragend erscheint Bensen die Stellung Florians, daß er nach Gründen sucht, warum die Odenwälder ihn bei der Wahl Berlichingens zu ihrem Hauptmann nicht um Rat gefragt haben, und er erklärt diese Unterlassung mit der Abwesenheit seines Helden nach der Einnahme Heilbronns. Vor Würzburg verhindert er „mit harten Worten" wie bei Öchsle die Verständigung mit der Schloßbesatzung, wenige Tage darauf ist er als Führer einer Bauernabordnung in Rotenburg

und veranlaßt den Rat durch eine eindrucksvolle Rede zur Auslieferung von Geschützen und Munition; dann soll er auf den Vorschlag eines Rotenburger Bauernführers an einer Gesandtschaft zum Markgrafen Casimir von Ansbach teilnehmen, um ihn für die Bauernsache zu gewinnen — aber so hoch schätzen die Bauern ihren Florian, daß sie ihm die Reise nicht gestatten, um „ihren besten Führer" nicht ohne Geleit in die Hände des unzuverlässigen Markgrafen zu geben. Von kriegerischen Leistungen des Helden vor der Marienfeste kann zwar Bensen nichts erzählen, aber er läßt durchblicken, daß die Bauern ihn nicht zu verwenden verstanden. Denn in seiner Abwesenheit bestürmen sie das Schloß vergeblich, und als der Truchseß nach Überwältigung der schwäbischen Bauern zum Entsatz heranzog, war es ein besonders schwerer Übelstand, daß „Florian Geyer, auf dessen Tapferkeit und Rednergabe man besonders vertraute", nicht zur Stelle war, sondern einen neuen politischen Auftrag hatte: er war zur Teilnahme am Landtag von Schweinfurt, der mit Casimir und anderen fränkischen Fürsten über eine neue Reichsordnung verhandeln sollte, abgeordnet worden (Ende Mai). Aber in der hereinbrechenden Not zeigt sich Florians Heroismus. Er kam nach dem Schlusse des Schweinfurter Landtags nach Rotenburg (3. Juni abends), begab sich auf die Nachricht vom Herannahen des Truchseß nach Heidingsfeld bei Würzburg und führte am Pfingsttage (4. Juni) seine Schwarzen dem Feinde entgegen, der mittlerweile bei Königshofen (2. Juni) die Odenwälder zersprengt hatte. Bei Ingolstadt, unweit seiner väterlichen Burg Giebelstadt stießen nach einigen Stunden die Heere zusammen; die große Masse der Bauern floh schnell beim Ansturm der feindlichen Reiter; nur eine kleine Schar von 600 Mann unter Geyers Führung schlug alle Angriffe heldenmütig ab, gewann in geordnetem Rückzuge das Schloß Ingolstadt und verteidigte sich bis tief in die Nacht. Die meisten fallen, nur Florian kann sich mit wenigen Getreuen in ein benachbartes Gehölz durchschlagen und unter dem Schutz der Dunkelheit fast allein entkommen. „Indessen den kühnen Mann konnten auch so viele Niederlagen nicht beugen, seine Entschlüsse aufzugeben." Abgeschnitten von Würzburg, wo der Rest der noch zusammenhaltenden Bauern lag, wandte er sich nach Südosten ins Limburgische, um neue Kräfte zu sammeln. „Von hier aus konnte man leicht in das Rotenburger Gebiet einfallen, und wären erst die Scharen, welche den Krieg begonnen hatten, und die großenteils unverletzt geblieben waren, wieder gesammelt gewesen, stand binnen wenigen Tagen ein neues Heer in dem Rücken der verbündeten Fürsten." Das befreundete Rotenburg hätte reichlich Geschütz und Proviant liefern können. Allein der Sieg des Truchseß hatte die Limburger Bauern entmutigt; bei seinen Versuchen, den Aufstand zu erneuern, wurde Florian mit seinen letzten Anhängern bei Limburg überfallen und erstochen (9. Juni). „Das war das Ende der schwarzen Heerschar."

Fast alles in diesem Hymnus ist freie Erfindung! Von den Heldentaten bei Ingolstadt weiß kein Zeitgenosse etwas; wir haben schon gesehen, daß der Held während dieser Zeit in Rotenburg saß, und Bensen ist die Quelle, die dies feststellt, gut bekannt. Zum Überfluß läßt eine kurze Betrachtung von Zeit und Raum erkennen, daß die ganze Erzählung an sich unmöglich ist: am 3. Juni

abends langt Geyer von Schweinfurt in Rotenburg an, muß also den ganzen Tag zu Pferde gewesen sein, vor Anbruch des folgenden Tages ist er schon wieder in dem fünfzig Kilometer entfernten Heidingsfeld an der Spitze des schwarzen Haufens, marschiert wieder mehrere Stunden und kämpft endlich unermüdlich den ganzen Tag und die Nacht hindurch. Das sind Leistungen, die weit über menschliches Können hinausgehen. Nicht weniger phantastisch ist das Ende. Nicht bei einem neuen Unternehmen im Süden von Würzburg, sondern auf der Flucht nördlich des Mains ist Florian getötet worden, und von einer solchen Aufstandsmöglichkeit kann gar keine Rede sein: alle Bauern waren nach der Schlacht von Königshofen entmutigt, meistenteils entwaffnet und entlaufen, nirgends hielten noch größere Trupps zusammen, Rotenburg hatte sich bereits von der Bauernsache abgewandt.

Ebenso entstammt die besondere Schar, die Florian Geyer geführt haben soll, der Phantasie Bensens. Sie wird nirgends in den Quellen erwähnt, nicht einmal „Schwarze" und Franken sind in den Quellen identisch, vielmehr heißen die Franken wie die Odenwälder und die übrigen wiederholt „helle", „lichte" Haufen, oder die Odenwälder so gut wie die Franken die „schwarzen". Daß die Zeitgenossen von einer besonderen Kriegstüchtigkeit nichts berichten, sahen wir schon. Auch unter den sonstigen Einzelheiten ist vieles falsch. In Heilbronn war Florian Geyer nicht, denn er stand damals am Main im Wertheimschen; an den Verhandlungen mit den Hohenlohes hatte er keinen Anteil, keine Quelle nennt ihn, während Metzler und andere Hauptleute erwähnt werden. Daß ihm die Reise zum Markgrafen nicht gestattet wurde, hat schwerlich den von Bensen angegebenen Grund: wahrscheinlicher ist, daß die Bauern dem Edelmann, der Lehensträger Casimirs war, mißtrauten, zumal sein Freund Menzingen stets in Verbindung mit Casimir stand.

Bensen ist zu seinem Phantasieprodukt gekommen nicht durch romantische Schwärmerei für die revolutionären Ideen der Bauernschaft, wie man nach dem Geist seiner Zeit vermuten könnte, denn er bekennt sich als Freund der Ordnung und findet hoch anerkennende Worte für die monarchische Regierung seiner Zeit. „Nicht durch Meuten und Proskriptionen, nicht durch wilde Hymnen und Preßunfug bekundet sich die wahre Freiheit." Ihn beherrscht vielmehr eine andere ebenfalls in seiner Zeit liegende Romantik: die Begeisterung für die Vergangenheit seiner engeren Heimat. Die deutschen Stämme, die Grundlagen der deutschen Geschichte, sagt er in einem anderen Werke, müssen in ihrer Eigenart erst genau erkannt werden, ehe man eine wirkliche deutsche Geschichte schreiben kann. Und den weitaus wichtigsten und politisch begabtesten Stamm bilden seine Landsleute, die Franken. Das zeigt sich auch im Bauernkriege. In allen anderen Landschaften, in Tirol, Salzburg, Schwaben und Thüringen, erzählt er, war der Bauernkrieg eine Erhebung ohne politischen Zug und ohne populären Nachdruck; „nur bei den Franken nimmt der Krieg eine ernsthafte Wendung an. Innig verbindet sich hier das religiöse Element mit dem politischen. Es kommt hier eine Ordnung, ein Zusammenhang in die Sache, den man sonst nirgends wahrnimmt. Die Franken erinnern sich, daß sie einst das Kernvolk der Deutschen

waren, und sie allein unternehmen es — nicht einzelne Beschwerden abzustellen, sondern das Reich zu reformieren". Als die verschiedenen Bauernhaufen während der Belagerung des Frauenbergs Abordnungen nach Heilbronn schickten, um auf dieser Versammlung — „Bauernparlament" hat man sie genannt — eine neue Reichsverfassung zu beraten, zeichnet sich die Instruktion der fränkischen Delegierten vor denen der anderen aus: es herrscht darin „ein praktischer Verstand und eine Bekanntschaft mit der Reichslage, wie man es von den Ostfranken erwarten konnte". Wäre der Entwurf durchgeführt worden, so wäre der Kaiser wieder an die Spitze eines Reichs von freien Gemeinden und Großgrundbesitzern gestellt worden, „wie es zur Zeit Karls des Großen war". Nun, daß dieser Heilbronner Entwurf mit seinen naiven finanziellen Vorstellungen und seiner Unkenntnis der Reichsgeographie keine brauchbare Grundlage für eine Reichsreform darstellte, hat Lenz bereits erwiesen, und braucht uns hier nicht zu beschäftigen, bezeichnend für die Bensensche Darstellung ist aber, daß er gar nicht aus den fränkischen Bauernhaufen, sondern aus dem odenwäldischen stammt. Die Franken hatten wie schon erwähnt überhaupt kein umfassendes Programm. Der Gedankengang Bensens ist klar: seine engeren Landsleute allein vertraten große patriotische Gedanken, und selbstverständlich mußten sie einen Führer haben, der sie verkörperte. Dazu hat er Florian Geyer erkoren. Er empfahl sich ihm als Landsmann, als Nachbar Rotenburgs, und zugleich durch sein Ausharren bei den Bauern bis zum Tode. Das zeichnete ihn vor Götz von Berlichingen und vielen anderen Adligen im Bauernlager aus. Daß Florian bei seinem Wüten gegen Burgen und Klöster nicht wie Götz, der mäßigend zu wirken bemüht gewesen war, seinen Frieden mit seinen Standesgenossen machen konnte, und daß ihm daher nichts anderes übrigblieb, zog Bensen nicht in Betracht; und sein Ende auf der Flucht ließ sich leicht in einen Heldentod bei einem letzten Versuche umbiegen. Florian ist daher der einzige unter den Bauernführern, den er mit Lob überhäuft; Götz, Hipler und alle anderen betrachtet er mit Kritik oder ausgesprochener Abneigung. Ein solcher Mann, der das Schicksal des Bauernkriegs hätte wenden und dem Reiche eine neue Ordnung geben können, mußte natürlich auch kriegerische Großtaten aufzuweisen haben: so erfand er die Erstürmung des Weinsberger Schlosses, wandelte die freien Landsknechte in die schwarze Eliteschar Geyers um und erdichtete den Heldenkampf bei Ingolstadt. Die falschen Angaben bei Öchsle mögen ihm dabei den Weg gewiesen haben: was dort harmloser Irrtum war, wird bei ihm Tendenz. Auf innere Widersprüche kam es ihm nicht an: der weite und klare Blick steht doch im Gegensatz zu der Unversöhnlichkeit, die den Ausgleich mit der Schloßbesatzung verhinderte und — nach Bensens eigenen Worten — das Verhängnis für die Bauernschaft herbeiführte. Zur Verherrlichung seines Helden war Bensen wohl imstande, neue Züge zu erfinden, aber er vermochte es nicht über sich, vorhandene Quellenstellen zu fälschen: so ließ er das Unvereinbare nebeneinander stehen und kam so zu einem logisch wie quellenmäßig gleich unmöglichen Bilde.

Trotzdem ist dieses Bild in die Literatur eingedrungen. Zwar nicht in der Form, die ihm Bensen, sondern sein unmittelbarer Nachfolger Wilhelm Zim-

mermann in seiner umfangreichen Allgemeinen Geschichte des Bauernkrieges gegeben hat (1842). Zimmermann, der später als republikanischer Abgeordneter in der Paulskirche saß, ging nicht von landschaftlichen, sondern von revolutionären Impulsen aus: „Der Sieg des Volkes", sagt er, „der Sieg der Reformation nach ihrer anderen, ihrer politischen Seite, hätte der deutschen Nation einen neuen Himmel und eine neue Erde, unter dem Lichte einer geläuterten Religion ein großes deutsches Volksleben gebracht." Die Verkörperung seines Strebens ist ihm Florian Geyer, den er in seinen äußeren Zügen einfach von Bensen übernimmt, hier und da mit neuen Schmuckstücken versieht und einheitlicher gestaltet. Florian fordert zwar unerbittlich die Zerstörung der Ritterburgen als Stätten unwürdiger Tyrannei und Hemmnisse einer neuen Reichsgewalt, aber als kluger und humaner Politiker verabscheut er unnütze Grausamkeiten. Daher hat er keinen Teil an der Ermordung des Helfensteiners und zerfällt darüber mit den Odenwälder Mordbanden. Zimmermann arbeitet die Tragik im Leben des Helden, den Gegensatz zwischen seinen hohen Idealen und den Realitäten des Lebens deutlich heraus: seine politische Überzeugung zwingt ihn, „eisern folgerecht" auf der Zerstörung des Würzburger Schlosses zu bestehen, wodurch der glückliche Fortgang des Krieges gefährdet wird, aber schlimmer ist der üble Wille seiner Genossen: seine Gegner im Lager entfernen ihn arglistig während der unglückseligen Bestürmung: „der edle Geist, durch Tugend und militärische Kenntnis überlegen, hatte bei dem Bauernrat zu Würzburg geniert". So mußte die große Erhebung fehlschlagen, und dem Helden blieb nur der Tod auf dem Schlachtfeld übrig. Von den Zeitgenossen nicht verstanden, ist der edle Held von der Nachwelt lange Zeit verkannt worden, aber ein dereinst befreites Deutschland, schließt Zimmermann, wird auch dem edlen Helden der Schwarzen Schar Denkmäler errichten — seine Worte klingen wie eine Paraphrase der Schlußworte Lerses im „Götz".

Diese Prophezeiung ist schneller in Erfüllung gegangen, als Zimmermann geglaubt haben mag. Er fand viele Leser, und nun bemächtigte sich sogleich die Dichtkunst, angetrieben von den Hoffnungen und Empfindungen der erregten Jahre, des Stoffs. Bensen hatte wenig Beachtung gefunden, seine Darstellung war trocken, und seine lokalpatriotische Gesinnung konnte keinen Enthusiasmus erzeugen. Zimmermann dagegen, der der revolutionären und patriotischen Stimmung in gleicher Weise entgegenkam, hat, wie Lenz sagt, der Gestalt des ritterlichen Volksfreundes mit der Leuchtkraft seiner farbenreichen Kunst den Hauch revolutionärer Romantik verliehen, sie den Poeten wertgemacht und ihr den Weg in das breite Publikum eröffnet. Der eigentliche Schöpfer der Figur, Bensen, ist darüber vergessen worden. Bis dahin hatte der Stoff keine Anziehungskraft gehabt. In einem Trauerspiel über den Bauernkrieg von Wilhelm von Kormann aus dem Jahre 1826 tritt Geyer unter den Handelnden nicht auf und wird nur einmal kurz erwähnt. Hier ist ein Graf Wertheim, eine idealisierte historische Persönlichkeit, der Held, der sich für die Bauernsache opfert. Ein Jahrzehnt später nennt ihn Gustav von Heeringen, der offenbar das mittlerweile erschienene Buch von Öchsle in einem Roman verwertet hat, als Anführer

der wilden, unsympathisch geschilderten Franken, schreibt ihm aber weder eine besondere militärische noch politische Bedeutung zu. Nur der Schluß läßt eine gewisse Tragik anklingen: Florian Geyer, der als einziger von den übergetretenen Adligen ausgeharrt hatte, verfällt nach der Flucht Götzens wegen seiner Abkunft dem Mißtrauen der Bauern und wird von ihnen erschlagen. Aber wenige Jahre nach Zimmermanns Erscheinen ist Florian Geyer bereits der Held eines dreibändigen Romans von Robert Heller (1848), mehrere Dramen und Romane von Genast, Koberstein und anderen folgten bald nach (Guggenheim, der Florian-Geyer-Stoff in der Dichtung, Leipzig 1900).

Wie in die Dichtkunst ging seitdem die neue Gestalt auch in die wissenschaftliche Literatur über. Die Enzyklopädien, die bisher keine Notiz von ihm genommen hatten, brachten jetzt Artikel über ihn im Geiste Zimmermanns, auch in die Monographien über den Bauernkrieg und die Reformation des In- und Auslandes fand er jetzt Eingang; selbst so gelehrte Werke wie die von Egelhaaf und Bezold erzählten von dem großen Patrioten und seiner Heldenschar — Ranke allerdings hat sich weder durch Bensen noch durch Zimmermann blenden lassen. Daß die politische Tendenzliteratur in der Revolutionszeit und später dem Volkshelden einen breiten Raum widmete, ist nicht verwunderlich, aus der wissenschaftlichen Literatur beginnt er allerdings seit der ersten kritischen Studie von Lenz allmählich zu verschwinden.

Die Florian-Geyer-Legende ist also nicht eine aus naivem Volksempfinden heraus entstandene Dichtung wie die Winkelriedsage, sondern sie ist eine bewußte gelehrte Erfindung im Dienste bestimmter aktueller Anschauungen. Nicht das Streben und Sterben einer großen historischen Persönlichkeit entzündet die Phantasie der Nachwelt und veranlaßt die Beschauer, ihr Schicksal poetisch zu verklären und hohe Ideale mit ihr zu verknüpfen, sondern es wird eine große Persönlichkeit im Widerspruch mit allen Zeugnissen willkürlich konstruiert, um ihr eigne Anschauungen in den Mund legen und den eignen Gedanken damit Wirkung verleihen zu können. Das Studium dieser Legende bringt daher nicht wie das der Winkelriedsage neue Erkenntnisse zur Zeit des Legendenhelden, sondern nur zur Zeit ihrer Entstehung: es beleuchtet nicht den Bauernkrieg und die Reformation, sondern die Geistesgeschichte des 19. Jahrhunderts. Die beiden für unser Volk so charakteristischen Strömungen jener Jahre, der landschaftlich gebundne und der revolutionär geprägte Patriotismus, haben sich zur Legendenbildung vereinigt.

PAUL FECHTER

Männer der Kunst

Paul Holz

Wir gedenken, in der „Deutschen Rundschau" eine Reihe von Aufsätzen über Männer der Kunst von heute zu veröffentlichen, die für unser Empfinden den Ausdruck der Gegenwart bestimmen. Wir beginnen mit dem Zeichner Paul Holz, von dem die Galerie von der Heyde kürzlich eine Reihe neuer Blätter zeigte.

Man behauptet von den Deutschen immer, sie seien eigentlich Menschen einer graphischen, zeichnerischen, nicht einer malerischen Begabung. Sie hätten wenig Sinn für Farbe und für den Reiz der aus der Farbe zu entwickelnden Organismen, desto mehr für die Ausdruckswirkungen der Linie und ihrer Gebilde. Die Abstraktion des Linearen liege dem deutschen Geist und dem deutschen Auge erheblich näher als die unmittelbare Sinnlichkeit der Farbe und des Wirkens aus der Farbe.

Sieht man näher zu, so ist diese Feststellung ebenso nur halb richtig wie die meisten allgemeinen Formulierungen, schon darum, weil sie viel zu allgemein gehalten ist. Denn der Begriff Zeichnen umfaßt zwei und mehr so grundsätzlich voneinander getrennte Bereiche, daß man sich vor solchen allgemeinen Feststellungen zum wenigsten erst einmal darüber einigen müßte, welche Art des Zeichnens man denn eigentlich für die Deutschen als Sonderbegabung in Anspruch nehmen will. Auf der einen Seite steht das vom Objekt bestimmte darstellende Zeichnen, das Menzelzeichnen, wenn man so sagen darf: die Annäherung an die Wirklichkeit auf dem Weg über die Linie und die Mittel des Stiftes. Menzel zeichnete so, wenn er den Kampf mit dem Objekt aufnahm, Leibl, der ganze naturalistische Kreis der deutschen Graphik, der nebenbei bis zu Ludwig Richter reicht. Auf der andern Seite aber steht das eigentlich Zeichnerische, das vom Strich und seinem Leben bestimmte Zeichnen, das sich nun je nach der Veranlagung des Einzelnen bald mehr malerisch, bald mehr zeichnerisch entwickeln kann. Reinstes Beispiel des Wirkens nur aus den zeichnerischen Elementen des Strichs ist Rembrandt, der malerischste unter den Malern, reinstes Beispiel des Wirkens aus den malerischen Qualitäten des Zeichnens van Gogh, der zeichnerischste Meister der Farbe. Was nicht hinderte, daß Rembrandt seine reinen zeichnerischen Mittel zu völlig malerischen Wirkungen verwendete und van Gogh seinen malerischen Strich durchaus zeichnerisch: denn so einfach ist weder der Begriff des Zeichnens festzulegen noch gar das Phänomen seiner Vorherrschaft in den einzelnen nationalen Sonderbegabungen. Sonst müßte man unter Umständen einen Mann wie

Charles Méryon energisch für die Deutschen in Anspruch nehmen und einen Maler wie Holbein den westlichen Völkern zurechnen, nur weil der eine Gegenstände aus der einen exakten, fast konstruierten Linie entwickelt, der andere noch die Gebilde seines härtesten Strichs zu Illusionen weicher malerischer Gefüge werden läßt.

Zeichnen und Malen sind keine Gegensätze und keine Sache unterschiedlicher Nationalbegabungen, sondern persönliche Mittel des Ausdrucks oder der Darstellung, die je nach den Sonderabsichten des Einzelnen ganz verschieden verwertet und ausgenutzt werden. Man kann kaum vom Zeichnen als solchem sprechen; was zwei Zeichner wie Ingres oder Barlach tun, ist durch Welten getrennt, beruht auf völlig verschiedenen Mitteln und völlig verschiedenen Absichten: beide aber „zeichnen". Zwischen Blättern von Menzel und van Gogh, von Méryon und Corinth liegen Abgründe: von jedem dieser Maler aber sagen wir: er zeichnet, nur weil er zufällig diesmal nicht mit Farbe arbeitet. Die Ästhetik, besser die Kunsttheorie des Zeichnens und der verschiedenen Mittel, Möglichkeiten und Tendenzen des Zeichnens ist noch nicht geschrieben worden. Wir halten immer noch bei Klingers „Malerei und Zeichnung", wie in der Plastik bei Hildebrands „Problem der Form". Die Arbeit, von dort aus für weitere bessere heutigere Klärung für die jungen Bildhauer zu sorgen, hat Wilhelm Gerstel auf sich genommen; sein ausgezeichnetes Buch ist noch nicht gedruckt, aber es ist wenigstens schon geschrieben.



Nach Hause

Um das Zeichnen und seine reinliche Aufteilung und Diskussion hat sich noch keiner bemüht: die Arbeit ist noch zu haben.

Wie sehr sie sich lohnen würde, zeigt das Werk von Paul Holz, der im letzten Jahr mit einer großen Ausstellung in der Galerie von der Heyde sich in die erste Reihe der deutschen Zeichner stellte. Er konnte das vor allem darum, weil er wirklich ein Zeichner ist, d. h. ein Mann, dessen wesentlicher und natürlicher Ausdruck das Zeichnen ist. Paul Holz ist nicht ein Maler oder ein Bildhauer, der nebenbei gelegentlich zeichnet: er hat nur ein Ausdrucksmittel, und das ist die Feder. Er vermag die Welt nur mit ihr zu fassen, seine Vorstellungen nur mit Linien und Schwarz-Weiß-Wirkungen zu ergreifen: er kommt nicht von malerischen Erlebnissen nebenbei auch zu zeichnerischen Formulierungen, sondern vermag, was er will, nur zeichnend auszudrücken – und zwar durch zeichnerische wie durch malerische Wirkungen seiner Blätter. Das Zeichnerische an sich, als Sonderbegabung und besondere Art der Gestaltung wenn auch in verschiedenen Richtungen und zugleich in den verschiedenartigen Möglichkeiten seiner Auswirkung ist selten so rein und unverfälscht an den Tag getreten wie bei diesem Manne. Er ist kein Jüngling mehr, hat die Fünfzig hinter sich: ein Selbstbildnis, ein Blatt von ebenso starker zeichnerischer wie toniger Wirkung zeigt einen kräftigen, rundschädligen bartlosen Mann mit kurzem Haar und klugen, lebendigen sehr sehenden Augen und mit Zügen, denen man anmerkt, daß der, der sie trägt, sich mit dem Leben kräftig und unmittelbar herumgeschlagen hat. Holz war 15 Jahre Dorfschulmeister in seiner Heimat Pommern, bevor er Soldat im Osten und schließlich Lehrer an der Akademie in Breslau wurde. Bis zur Schließung der Akademie durch die preußische Regierung hat er dort gewirkt; dann ging er nach Schleswig und ist jetzt dort wiederum als Lehrer tätig.

Die zeichnerischen Mittel, mit denen Paul Holz arbeitet, sind sehr einfach: er folgt dem Leben mit Linien, in denen er den Ausdruck eines gesteigerten Lebensmoments, einer tragischen, grotesken, einsamen Situation eines Menschen vor der Welt beizukommen sucht. Aus Strichlagen wächst plötzlich eine Kurve heraus, die diese Funktion erfüllt: ein andermal umreißt wie bei Gulbransson eine dünne, aber mit nachtwandlerischer Sicherheit gezogene Linie einen inneren und einen äußeren Vorgang. Holz hat ein ganz unmittelbar mitlebendes Verhältnis zum Dasein, da, wo es sich einfach und gerade und ohne Umwege auswirkt, und er hat keine Hemmnisse mehr auf dem Weg zwischen Auge und Hand: sie faßt, was er lebendig sieht, in lebendiger Bewegung des Armes im Strich, in der Linie und kann mit diesen einfachen Linien, was nötig zum Lachen und Weinen, sagen. Er hat den Blick für den fruchtbaren Moment, in dem das Dasein unverhüllt in einem Stückchen Sichtbarkeit, einer Geste, einer Haltung, einer Bewegung zum Ausdruck kommt – und er fängt diesen Moment, so wie er sich gibt, im Zug seiner Linie, seines Federstrichs ein. Er bringt die menschlichen Voraussetzungen mit und die Kraft eines natürlichen Ausdrucks: er hat zugleich sachliche und fühlende Augen und eine Hand, die zugleich faßt und leise streichelt, packt und liebkost. Sein Zeichnen ist nicht Weglassen, auch nicht nur Können:

die Tätigkeit des Zeichnens, die Bewegung im Ziehen der Linie ist diesem Mann so natürlich, daß sein eigenes Leben ebenfalls rein mit eingeht in den gestaltenden Strich, daß er ebensoviel von sich ausgibt, wie er aus dem Objekt herausholt. Vielleicht wirken seine Blätter darum so unerhört lebendig, weil man in jedem diesen lebendigen Zusammenstoß von Leben und Leben, von Dabeisein drinnen und Dasein draußen spürt, weil dieser Zeichner völlig unsentimental zuletzt doch aus dem Gefühl und mit dem Gefühl Gefühltes in andern, in Mensch und Tier suchen geht. Man denkt vor seinen Blättern an alle möglichen andern großen Zeichner, an Kubin, an Barlach, an Franzosen wie Constantin Guys, dessen Grazie noch gesteigert auf manchen Blättern mit Bildnissen alter Damen auftaucht: von ferne steigt selbst der Urmeister aller Leben fassenden Zeichnung, Rembrandt, auf. Das Entscheidende aber ist immer das Leben des Mannes Paul Holz, das in diesen Zeichnungen mitschwingt. Er ist ein großer Künstler: das Beglückende an seinen Arbeiten aber ist, daß aus dem, was der Künstler gibt, ständig der lebendige Mensch und sein Wesen mitsprechen. Mit dem bewegten Leben des andern, den er zeichnet, läßt er zugleich sein Leben, und mit ihm sein Wissen, seine Erfahrung, sein Mitleid mit den Menschen und sein Lachen über sie in das Ergebnis seiner Arbeit einfließen – also daß diese Arbeit wie bei allen großen Malern und Zeichnern aus doppeltem Leben, aus persönlich gefaßtem Überpersönlichen lebt und schwingt.



Der Schäfer sitzt unter einem Baum

Die Reichweite dieses Mannes ist erstaunlich groß. Seine Vitalität bringt ihn ganz von selbst mit dem einfachen, unmittelbaren Leben der Menschen ohne Worte, mit dem Dasein der Tiere in Berührung. Paul Holz weiß um die Alten und um die Traurigen, um die Betrunkenen und die Kranken; er weiß, wie dem Bauern und wie dem Pferd, dem alten Schäfer und seinem Hund zumute ist und bringt dies Zu-



Trauer

mutesein einfach und zart, derb und ganz leise und immer rein und stark zum Ausdruck. Da ist ein Blatt: Der Viehhändler steigt in seinen Wagen. Er stützt sich dabei auf seinen Gaul – und der Ablauf der Linien bringt den ganzen Humor des schwerfälligen Kräfteablaufs ohne jede Schwerfälligkeit, mit der spielenden Leichtigkeit und Grazie Gulbranssons zum Ausdruck. Ein anderes: Meine Mutter sieht ins Grab – ein Stück Menschengestaltung mit so viel Echtheit und mitschwingendem, ganz einfachem Gefühl, daß man im Betrachten fast etwas von Scheu vor dem Sichhineindrängen in diese Gefühlswelt empfindet. Er hat oft die Trauer gezeichnet, namentlich die von Frauen; man hat das Empfinden, daß der Zeichner selbst sich etwas geniert hat, so nahe an fremdes Gefühl heranzugehen und es festzuhalten. Dann bringt er Landschaften, ganz einfache, weite, sozusagen schmucklose Landschaften, und aus den Linien wächst

Raum, großer, weiter Raum über der leeren Erde, dem Schauplatz dieses seltsamen Menschentheaters. Tiere tauchen auf, Pferde, Rinder im Schlachthaus, ein Hund — man erlebt das gleiche. Man erlebt es auch vor den Blättern, die nicht aus der Wirklichkeit, sondern aus der Lektüre von Werken der Dichtung entstanden sind. Die Gestalten des späten Hamsun, August Weltumsegler, der Uhrenpapst, der Leuchtturmwärter bekommen unter seinen Händen die gleiche Wirklichkeit und Lebendigkeit wie Hermann Hempel, der keinen Schnaps mehr kriegt, weil er schon mehr als genug hat — und Edvarda wächst aus einer seltsamen, fliehenden Grazie der Linien wie bei Hamsun aus dem Bericht des Leutnants Glahn. Holz liebt Hamsun, aber in ihm ist viel mehr Wärme als in dem Norweger: er müßte eigentlich Kipling lieben, und vielleicht entdeckt er noch einmal das „Wunschhaus", diese wunderbare Novelle, deren Gestalten man unwillkürlich immer von ihm gezeichnet sieht.

Man sollte Paul Holz überhaupt einmal vor die Aufgabe stellen, irgendeine große Dichtung, die er liebt, zu illustrieren. Er würde nicht nur begleitende Vorstellungen entwickeln, sondern würde den Gefühlskern des Geschehens an den entscheidenden Gestalten sichtbar machen, würde das Gefühl des Dichters an seinen Geschöpfen auswirken und seine Freude an beiden mitgeben. Denn er hat



Mein Bruder Wilhelm will die Kühe noch einmal sehen



Vater nimmt Abschied von mir

Aufnahmen: Madeleine Thieben, Berlin

die seltene Gabe, dem Wirklichen seine Wirklichkeit zu lassen und es doch einer inneren Kraft, einer Linie zu unterstellen, nämlich der Kraft des Gefühls, mit dem er die Linie schafft. Seine Phantasie ist Phantasie am Realen, aber an der Grenze, wo es auf dem Weg über das Leben, das immer Gefühl ist, beginnt phantastisch zu werden. Darum liebt er Hamsun, darum zieht es ihn zu Dostojewski: darum bekommt ein ganz einfaches Blatt wie das mit dem kranken Bruder am Fenster, der noch einmal den Hof und die Tiere sehen will, viel mehr von der Unheimlichkeit des Krankseins, von der Fremdheit eines Krankenzimmers als Munchs betont unheimliche Sterbegemächer. Paul Holz fügt jedes seiner Blätter, obwohl er ihnen zugleich das persönliche Gerichtetsein eines Briefes läßt, mit Schrift und Bemerkungen zu einem schönen graphischen Ganzen: die Kunst aber wird immer in der Schwebe gehalten vom Leben, dem sie beim Balancieren in unserer Finsternis helfen muß.



Angurienkürbis, ein mittelgroß bleibender bunter Kürbis, der zugleich als schmückkende Kletterpflanze für Pergola und Zaun benutzt werden kann.

KARL FOERSTER

Zukunftsgemüse

„Gemüse" ist kein würdiger Name, er stammt aus Zeiten sehr primitiver Beziehung zu damals noch unentwickelten Gaben der Natur. Den wunderbaren Gestaltenreichtum dieser uns so ergebenen Pflanzen kann man doch nicht mit einer Variante des Wortes „Mus" abtun. Aber auch die törichtsten Namen setzen ja allmählich wunderbare Patina an.

Ungetauft von höherem Wissen und Gefühl sind leider immer noch die Beziehungen der meisten Menschen in Stadt und Land zu diesen heilerfüllten Anerbietungen aller Jahreszeiten an unser Wohlergehen.

Die ganze Welt des Gemüses wird aber in den nächsten Jahrzehnten an einen völlig neuen Platz in der Rangordnung der Lebenswerte aufrücken.

Sie wird literarisch und geistig salonfähig werden.

Die gesundheitliche und nationalwirtschaftliche Tragweite wird erkannt und abgesteckt; und allem steht eine Verklärung und ein Zuwachs an geistiger Würde bevor durch Verbreitung des Wissens um die überraschende geographische, historische und schließlich auch um die neuzeitlich züchterische Herkunft der Gemüse mit ihren unabsehbaren Varianten und Steigerungen.

In der Spitze dieser Entwicklung werden die neuen Fortschritte der Kochkunst stehen, die so tief in die Lebensverwertung, Geschmacksschönheit, Zubereitungserleichterung und Aufbewahrbarkeit der Gemüse eingegriffen hat. Neue Kochapparate haben den Kochvorgang für viele Arten automatisch und bequem berechenbar gemacht, so daß die Zahl der Gemüse, die verhältnismäßig wenig Arbeit in der Küche machen, im Steigen begriffen ist.

Zum allerinteressantesten Wissen vom Gemüse gehört aber die Fühlung mit den Züchtungsfortschritten der letzten Jahrzehnte, die so recht am Werke waren, alles Leben und Arbeiten mit diesen Nahrungs- und Glückeswerten in Garten und Küche leichter und lohnender als jemals früher zu machen.

Aber alles ist noch nicht recht in das deutsche Kulturbewußtsein eingedrungen – es ist sozusagen noch in aller Friedlichkeit verschlafen worden.

Daß hier eine Zeitschrift wie die „Deutsche Rundschau" die Anregung gibt, ein wenig von Gemüsefragen unserer Tage zu berichten, ist schon ein bedeutsames Signal.

Die Dinge nahmen unter Ausschluß der eigentlichen kulturellen Öffentlichkeit ihren erstaunlich reichen Fortschrittslauf, der aber nunmehr in Deutschland von den Sichtungsarbeiten des Reichsnährstandes geklärt und gestempelt wird. Statt unabsehbarer Sortenmengen einer Gemüseart, in denen die Besteller ertrinken, gibt es nun nur noch eine begrenzte Zahl mit entgültigen Namen und deutlicher Angabe der besonderen Wertfunktionen.

Solche offizielle Sichtungs- und Wertungsarbeit bedeutet eine große Ermutigung der Züchter, der Verbraucher und gewissenhaften Händler. Im Wirrwarr paralleler Werte wird nun Staffelung und Säuberung angestrebt und greift immer weiter um sich, ohne etwa die Verschiedenheiten deutscher Klimate über einen Kamm zu scheren.



Riesen-Schäl-Gurke Mammut, eine der besten Senfgurkensorten mit dickem, zartem Fleisch und ganz kleinem Kerngehäuse.

Die großen Erfolge der Gemüsezüchter, also die heutigen Spitzenleistungen in Qualitätszuständen und Anpassungseigenschaften der Gemüse, setzen ein ebenso hohes und unermüdliches geistiges Ringen um den Fortschritt voraus, wie dies bei Leistungen auf anderen kulturellen Gebieten allgemein angenommen und gefeiert wird.

Aber große Gemüse- und Obstzüchter blieben bisher grundsätzlich ungefeiert. Erst sehr allmählich dringt eine Ahnung in geistige Kreise aller Stände, daß hier eigentlich eine Umschaltung eintreten sollte. Inzwischen lassen sich all diese danklosen Genießer die veredelten Gemüse und Früchte weiter ausgezeichnet schmecken. Die lächerlichen Rückständigkeiten verstädtelter Wertungsgepflogenheiten können nur langsam Schritt für Schritt weggezüchtet werden.

Wir gehen selbstverständlich einem vergeistigten Landmenschentum entgegen, das eine Umwertung vieler Werte mit sich bringen wird.

Alle Stände werden daran teilnehmen, nicht zum wenigsten die Industriearbeiterschaft, die man nur durch Wechsel von Industriearbeit mit Land- und Gartenarbeit von der gefährlichen Lebenseintönigkeit erlösen kann. –

Zu allen übrigen Gemüsefortschritten stößt noch von ganz anderer Seite her ein erstarkender Hilfstrupp, nämlich die schon tief durchgebildete Lehre einer neuen, verfeinerten Düngung und Belebung des Gartenbodens, die sich gegen alle, auch die geheimsten Formen des Raubbaus an der Zukunft des Bodens wendet und überraschender Geschmacksfeinheit und Gesundheit der Gemüse zugute kommt. Diese biologisch-dynamische Düngungsweise, welche das innerste



Dunkelblaulilafarbene Eierfrüchte aus der Familie der Tomatengewächse.



Lange, grüne volltragende Grochlitzer Gurke, für Salatbereitung besonders geeignet, da sie lange, auch auf freiem Felde, grün bleibt.

Fruchtbarkeitsleben des Bodens zu steigern sucht, ist vielfach mit Vorschriften phantastischer Art verbunden worden. Wir möchten großenteils an ihre Trennbarkeit vom wahren Kerne glauben. Da aber wissenschaftliche Benommenheit genau so sehr abgelegt werden muß wie mythisch-abergläubische Denkgepflogenheit, so sind manche dieser strittigen Fragen redlicherweise noch offenzuhalten.

Gemüse ist keine bloß fröhliche, sondern eine tiefernste Zukunftsangelegenheit des deutschen Volkes; es handelt sich nicht etwa nur um eine kleine Ergänzung der Landwirtschaft, eine bloße Beilage des Lebenmenüs. Wenn Kultus und Kultur des Gemüses an die Stelle im Dasein unseres Volkes aufgerückt sein werden, an die sie gehören, so wird davon eine Verlagerung unseres ganzen Lebensgefühls ausgehen, ähnlich den weltgeschichtlichen Bewegungen und Strömungen, die sich an Verbreitung und Aufstieg von Wein, Bier, Kaffee, Tabak und Tee angeschlossen haben, die doch alle für den Menschen keine so unbedingt ergebene, sondern nur eine etwas zweischneidige Freundschaft haben.

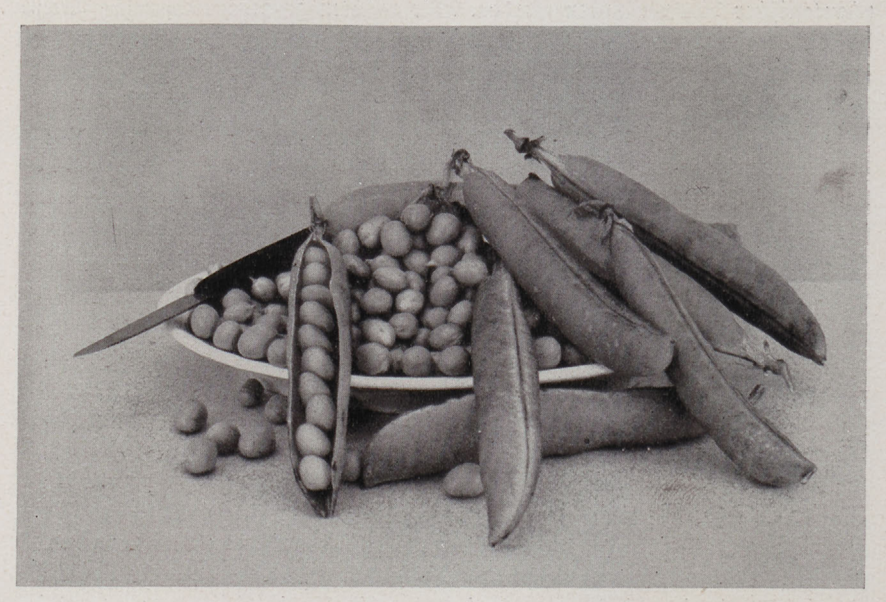
Gemüseverherrlichung hat irrtümlich für viele Menschen noch einen falschen Nebengeschmack: sie fühlen sich umweht von der leider oft muffligen Luft vegetarischer Speisehäuser, die so gut zu vielen dort ansässigen Leuten paßt. Daß es daneben in jeder Weise erfreulichste Speisehäuser für Pflanzenkost gibt, die auch die früheren matten Zubereitungskünste verlassen haben, ist genügend bekannt. Wir wollen hier vegetarische Fragen nicht berühren, glauben aber fest, daß die tägliche Fleischesserei dereinst zu den hygienischen Barbareien gerechnet werden wird. Es gibt tatsächlich keinen Ruf der Ärzte, der so einstimmig ist, wie der nach weit-

gehender Ergänzung unserer Landwirtschaftsernährung durch die gärtnerische Ernährung — also der Fleisch- und Hülsenfruchtnahrung durch Gemüse- und Fruchtnahrung. Ergänzung bedeutet noch nicht Verdrängung. Der Kompaß scheint zunächst die Weisung „sowohl — als auch" zu haben. Vielleicht aber hat für die Zukunft Maeterlinck recht, wenn er sagt, daß die Pflanzenernährung dereinst genügen wird, die Flamme unseres Lebens aufs herrlichste zu nähren. Vielleicht auch nicht, denn es handelt sich um zwei Dinge: um das Blühen des körperlichen und das Feuer des geistigen Lebens.

Also Schritt für Schritt Natur befragen! Übereifrige Gesundheitsapostel sterben früh.

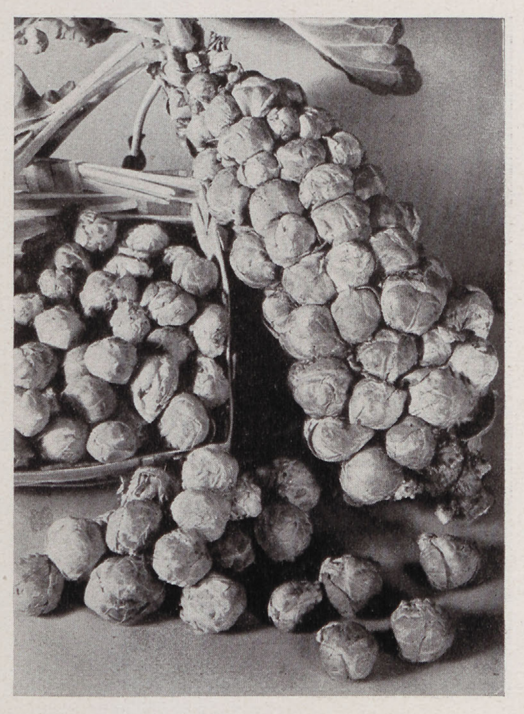
Wie kommt es nun, daß die Leute sich in ihren Gärten die Fülle der Gemüsefortschritte so wenig zunutze machen? Fortschritte auf anderen Lebensgebieten verfolgen und benutzen sie eifrig, fahren mit schönen Autos und erleuchten ihre Wohnungen herrlich mit strahlendem und gedämpftem Licht, aber in ihren Gärten stecken sie noch in der Zeit der Tranlampen und wissen nicht, daß es auch Acht-Zylinder-Radieschen, gegen das Schießen abgefederte Salate und alle möglichen gesteigerten Sorteneigenschaften der Pflanzen gibt, die uns wie wunderbare neue technische Fortschritte verwöhnen, kurzum, daß Fragen des Gemüsegartens sich so grundsätzlich verwandelt haben wie die übrige Welt.

Die Veredlungsarbeit am Gemüse hat überdies immer häufiger auch die Nebenwirkung, seine Schönheit zu steigern und viele Häßlichkeit auszuschließen, was für Gartenfreunde sehr ins Gewicht fällt.



Markerbse Telefon, eine altbekannte, aber immer noch an der Spitze marschierende zuckersüße Frischerbse.

Rosenkohl Fest und Viel darf wohl als die beste Rosenkohlsorte der Gegenwart angesprochen werden. Rosenkohl bringt auch noch gute Ernten, wenn man ihn als Nachfrucht nach Frühkartoffeln oder ähnlichem anpflanzt.



Der Grünkohl, der durch Hochstieligkeit dem Kaninchenfraß entrückt ist, hat fast etwas Palmenhaftes bekommen; Porree, der im Winter zerschlissen auf den Beeten stand, hat so an Winterhärte zugenommen, daß seine Beete im Winter sauber und malerisch aussehen. Niedrige Bohnenbeete, die früher durch vorzeitiges Vergilben und Reifen unordentlich wirkten, sind durch neue Zuchtsorten, deren Früchte beinahe drei Monate lang im frischgrünen Verbrauchszustand verbleiben, frisch und ansehnlich geworden, ganz abgesehen davon, daß es der Hausfrau angenehm ist, von den Bohnenmassen, die sonst in andere Zustände übergehen, nicht vorzeitig zum Verbrauchen und Einmachen gedrängt zu werden. In Saat geschossene Salate waren auf den Beeten auch kein erfreulicher Anblick; die Umzüchtung auf längere Haltbarkeit der fest geschlossenen Köpfe auch in Hitzezeiten, in denen wir den Salat am meisten lieben, ist so weit durchgeführt, daß man ganz normal verbrauchsfähige Beete neben anderen ebenso alten sehen kann, die völlig in Saat geschossen sind.

Unschönheiten mancher Phasen des Gemüsegartens begegnen wir neuerlich immer bewußter mit kleinen Abtrennungen und Gliederungen durch große und kleine immergrüne und andere Hecken; hierbei ist uns ein neuer großer Reichtum von Gehölzen zur Hand.

Wir glücksverwöhnten Menschen tappen noch tastend durch den ungeheuren Reichtum des Lebens, mit dem uns unsere Zeit gesegnet hat. Zum Allerschönsten im Dasein, soweit es äußere Lebenskultur betrifft, gehört aber die Freude an Hochqualitäten all der stillen einfachen Dinge, die unser tägliches Leben umgeben.



Weißer Speck-Kohlrabi, der zugleich als Früh- und auch als Spätsorte Verwendung finden kann. Kohlrabi sollte mehr und mehr auch roh in jüngerem Stadium gegessen werden.

Es sei jedem Kulturmenschen, der ein wenig Gartenland nicht nur für Obst, sondern auch Gemüse übrig hat, ans Herz gelegt, sich bei der Auswahl seiner Gemüsesämereien um die edelsten Sorten zu bekümmern und dabei nicht zu vergessen, daß nur Züchterfirmen von sehr großem Range in der Lage sind, solche Hochqualitäten von Sämereien edler Gemüse Jahr für Jahr auf der Höhe zu halten.

Die Verbraucher sollen also auch Zwischenhändler ihre Fühlung mit der Tragweite dieser Dinge merken lassen und nicht so tun, als ob Kruppbohnen eben Kruppbohnen sind und Radieschen nun mal bei Hitze holzig und hohl werden müßten.

Eine Unzahl von Enttäuschungen im Gemüsebereich ist völlig weggezüchtet worden. Leute, welche dem alten Ärger anheimfallen, wirken schon selber wie veraltete mindere Sorten.

Wer von irgend jemand eingeredet bekommt, daß in seinem Garten der Mais nicht reif würde, lasse sich nicht beirren: erstens wird er noch reif, zweitens gibt es schon mehr als drei zeitliche Folgesorten, deren Benutzung ihm in Zukunft die schöne Maiszeit verdreifacht. Dies ist sehr wichtig, denn die Zeit der eigentlichen Genußreife ist bei der einzelnen Maissorte nicht sehr lang. Dies herrlich bequeme Gemüse schmeckt wie verklärte Erbsen und paßt auch trefflich zu Karotten. Dazu kommt noch der einzigartige Würzgeruch der gekochten Kolben, die man beim Essen wie eine Mundharmonika ansetzt.

Man bittet alle diese Darlegungen, die ja an dieser Stelle noch sehr ungewohnt sind, recht ernst zu nehmen und aus der Lebhaftigkeit ihres Tones auf die wunder-

baren geistigen Hintergründe zu schließen, die für den Weltverwöhnten mit diesem Freudenreich verbunden sind.

Mohammed verheißt Strafen allen denen, die sich irdische Freuden fahrlässig haben entgehen lassen.

Unter uns gesagt: wenn man von großer Reise kommt und alle möglichen gefeierten Glücksarten durchlebte, dann erfaßt man oft am tiefsten, an welcher unglaublich hohen Stelle alles mögliche stille Gartenglück steht. . . . Eine geistige Genugtuung ohnegleichen, wenn die Frau zu dir sagt: „Sieh mal bloß, wie meine Bohnen stehen!" –

Die Fortschritte gehen in lauter unerwartete Richtungen. Die herrliche Rhabarberzeit ist durch drei zeitliche Folgesorten verdreifacht. Die eingemietete Karotte „Winterkönig" behält ihren Frühlingsgeschmack und ihre Zartheit bis Ausgang Winter. Beiläufig wollen wir hier noch die Stichworte edelster Salate und Spinate fallen lassen: „Kristallkopf", „Ungarischer Netzkopf", Winterspinat „Rieseneskimo". Nichteingeweihte ahnen nicht, welche nüchterne Riesenarbeit und Geduld hinter all den phantastischen Sortennamen stehen und wieviel unnütze Arbeit dem Nutznießer durch diese Erfolge erspart wird.

Verwechsele nicht den Kürbis „Riesenzentner" und die Gurke „Sensation" oder die Melone „Freilandsieger" mit allen möglichen anderen – du würdest den genannten bitter unrecht tun. –

Man kann gar nicht neugierig und gläubig genug in diesen Schätzen herumsuchen.



Artischocken sind ausdauernde „Schmuckgewächse", die nebenher ihre Blütenböden zum Verspeisen mit Öl und Essig als Rohgemüse liefern.



Der Rotkohl Schwarzkopf begleitet unsere Wildbretgerichte als unentbehrliche Gemüse durch den ganzen Winter.

Aufnahmen: Werkbild Großgärtnerei F. C. Heinemann, Erfurt

Ziertomaten in langen Gehängen kirschgroßer Früchte mit zauberhaftem Aroma, das man der Tomate kaum zugetraut hätte, sind wirklich eine erhebliche Angelegenheit. Mit der Maierbse „Vorbote" sind wir im Frühling den anderen Erbsenfreunden um viele Pferdelängen voraus. Das Radieschen „Riesenbutter" ist eine Traumerfüllung für jung und alt.

Es gibt ein Buch übers Gemüse mit dem erfrischenden Verfassernamen Nebelthau, ein Inselbändchen für achtzig Pfennig, das Gemüsefreuden, Mühen und Erfolge unserer Tage auf eine ganz besondere Art schildert, so daß jedem, der es liest, das Gemüse von da ab bestimmt noch besser schmeckt als zuvor. Hier legt zum erstenmal das Lebens- und Kulturgefühl unserer Tage seine Hand auf diese emporgewachsene hold-ländliche Angelegenheit. Das Buch ist eindringend sachlich geschrieben und dennoch „schöne Literatur". Es enthält bei aller liebenswerten Schlichtheit Frische und Eindringlichkeit der Belehrung ganz nebenbei sozusagen die erste universelle Distanznahme zu seinem Gegenstand. Es schildert ihn geistig im eigenen Saft gekocht. – Man sollte mit dem Buch herumstreuen und herumschenken, wo man kann.

Große Umgruppierungen, Belebungen und Fortschritte auf solchen Sondergebieten unseres leiblich-geistigen Daseins haben nicht nur unerwartete Begleiterscheinungen, sondern münzen sich auch nach einem großen kontrapunktischen Gesetz in Verwandlungen und Daseinssteigerungen auf völlig anderen Gebieten um. Es entwickeln sich auch wundervolle Gegenspielerschaften zu anderen Glücks- und Schönheitsbezirken.

Rundschau

Unverminderte Spannung. Durch die deutsche Regierungskundgebung vom 30. Januar war eine Beruhigung in der internationalen Lage eingetreten. Aber die Spannungen in der Welt erwiesen sich als stärker als der deutsche Wille zum Frieden. In Spanien haben die Truppen des Generals Franco durch die Einnahme von Malaga und die Vortragung des Angriffs im Süden wesentliche militärische Erfolge errungen. Um Madrid tobt der Kampf weiter, ohne daß sich die Waage einer Partei schon entscheidend gesenkt hätte. So ist leider mit der Fortdauer des Blutvergießens und damit neuer Zwischenfälle zu rechnen. Man darf aber hoffen, daß das Verbot der Freiwilligenwerbung in allen Ländern sich auf die Intensität der Kampfhandlungen abkühlend auswirken wird. Denn es ist anzunehmen, daß die beteiligten Mächte alles tun werden, um die Beschlüsse des Nichteinmischungsausschusses in London nicht nur auf dem Papier zu belassen. Für die dringend notwendige Beruhigung Europas wäre damit viel gewonnen, wenn freilich auch das Vertrauen in das Funktionieren einer internationalen Maschinerie nach dem Versagen des Völkerbundes überall stark abgenommen hat. Wie notwendig eine Beruhigung der aufgeregten europäischen Meinung ist, beweisen die immer wiederholten Störungsmanöver bestimmter Kreise im Auslande, die, ähnlich wie bei den Falschmeldungen über Marokko, neuerlich versuchten, durch Alarmnachrichten über Danzig wiederum Gift zu streuen. Für Danzig ist inzwischen der Schweizer Professor Carl Burckhardt als neuer Völkerbundskommissar ernannt worden. Die Berufung dieses Politikers und bedeutenden Historikers auf den schwierigen Posten erweckt für die Zukunft die Hoffnung, daß die Danziger Frage von einem Manne betreut wird, der aus eignem Studium tiefes Verständnis sowohl für historische Zusammenhänge wie für politische Notwendigkeiten mitbringt. Professor Burckhardt ist unseren Lesern bekannt als der Verfasser der hervorragenden Biographie von Richelieu.

Wir dürfen auch verbuchen, daß in der englischen Öffentlichkeit sich Verständnis gezeigt hat für die schwierige Lage der Sudetendeutschen. Das hat mit dazu geführt, daß die Regierung der Tschechoslowakei eine Verlautbarung über die Lage der Minderheiten in der Tschechoslowakei herausgegeben hat. Freilich ist diese Denkschrift alles andere als befriedigend, aber es ist schon als Fortschritt zu buchen, wenn die sudetendeutsche Frage in die Erörterung der Weltöffentlichkeit in anderem Sinne als bisher einbezogen wird.

Der deutsche Außenminister hat in Fortführung der in Berlin begonnenen Gespräche der österreichischen Bundesregierung einen Besuch abgestattet. Damit ist ein weiterer erfreulicher Schritt in der Annäherung der beiden deutschen Staaten getan.

Wenn aus dem Fernen Osten auch keine Meldungen über unmittelbare neue Verwicklungen vorliegen, so ist die Lage dort nach wie vor doch ebenso gespannt wie in Europa. In Japan ist es dem General Hajashi gelungen, eine Regierung mit Unterstützung des Militärs zu bilden, in der kein Vertreter der Parteien

sitzt. Die kommende Auseinandersetzung geht um mehr als darum, ob trotzdem diese Regierung mit dem Parlament wird arbeiten können: auswärtige und Finanzpolitik stehen im Vordergrund, die Verfassungsfrage tritt ihnen gegenüber zurück. Und die auswärtige Politik Japans kann den ganzen Fernen Osten erneut in Bewegung setzen.

Die englischen Schwierigkeiten in Palästina können nicht als behoben gelten. Schien es eine Zeitlang, als ob die Araber zu einer Verständigung geneigter geworden wären, so lauten die letzten Nachrichten wiederum ungünstiger. Aber weder die Unruhen in Palästina noch die Gefahren im Fernen Osten rechtfertigen allein die ungeheure englische Aufrüstung, für deren zusätzliche Finanzierung mindestens 1,5 Milliarden Pfund Sterling als Anleihe bewilligt werden sollen. Die englische Aufrüstung in diesem bisher unerhörten Ausmaß ist weitaus das wichtigste politische Ereignis, gegenüber dem alles andere in den Hintergrund gedrängt wird. Eine solche Rüstung würde freilich genügen, Englands Wort bei künftigen Konflikten so gewaltig zu machen, daß ihr Ausbruch beschworen werden könnte. Allerdings aber bedeutet die Tatsache einer solchen gewaltigen Aufrüstung kein beruhigendes Moment, da sie schließlich ja auch anders als nur zur Bewahrung des Friedens eingesetzt werden kann. Um das Programm durchzuführen, braucht England Zeit. So wird es nicht darauf drängen, daß europäische Entscheidungen bald gesucht werden.

Künstliche Veraltung. Die Zeit hat, wie jedermann weiß, eine unumkehrbare Richtung, und so sehr es auch oftmals schmerzt, sie läßt sich weder mit Gewalt noch mit List in langsameren oder schnelleren Fluß bringen. An ihrem rascheren Abfluß wäre allerdings auch niemandem etwas gelegen. In unserer Langenweile steckt, wie Friedrich Hebbel richtig gesehen hat, ein Widerspruch: „Wem der Tag auch manchmal zu lang scheint, dem ist das Leben doch immer noch zu kurz.“ Abgesehen von diesen grundsätzlichen Erwägungen gibt es nun aber Sonderfälle, wo man diese naturgegebene Regulierung der Zeit nach beiden Richtungen hin gern einmal durch eine Ausnahme bestätigen würde. Wir wollen hier von Verjüngung und dem großen Kapitel der Zeitverzögerung gar nicht erst sprechen. Es gibt aber auch einzelne Fälle, wo unserem menschlichen Bedürfnis ein schnellerer Ablauf der Zeit, ein Zeitensprung, genehm wäre. Da ist z. B. das ungelöste Problem, den Wein künstlich altern zu lassen, ohne daß dies eine Qualitätsminderung mit sich brächte. Oder ein ähnliches Problem: die wundervolle blaugrüne Patina, die sich im Laufe einer bestimmten Zeit auf den Kupferdächern von Domkuppeln bildet. Auch diese Alterserscheinung hat man bislang, obwohl es sich bei ihr doch im Gegensatz zum Weine offenbar um einen verhältnismäßig einfachen chemischen Prozeß handelt, dem Walten der Zeit überlassen müssen. Es ist nun aber unlängst doch ein Versuch gemacht worden, dem Geheimnis der Patina auf den Leib zu rücken, mit dem Ziele, die Zeit auszuschalten bzw. durch verstandesmäßige Chemikerüberlegung zu ersetzen und eine künstlich gealterte Patina zu schaffen. Bei diesen Versuchen in einem Berliner Laboratorium wurde zunächst ein bisher herrschender Irrtum korrigiert. Die

Patina soll nicht, wie man angenommen hat, aus basischem Kupferkarbonat, sondern aus einem entsprechenden Kupfersulfat bestehen. Experimentelle Proben ergaben hierfür die Bestätigung. Bestäubt man blankes Kupfer mit einer zehnprozentigen Ammoniumsulfatlösung und läßt diese 24 Stunden einwirken, so bildet sich eine feste, blaugrüne Patina, welche auf natürlichem Wege in dieser Festigkeit erst nach zehn bis zwölf Jahren entstanden wäre.

Ist damit nun das Geheimnis der Patina gelöst und steht ihrer künstlichen Herstellung gleich beim Bau eines Kuppeldaches nichts mehr im Wege? Es hat den Anschein, und doch möchte man in einer, sei es schon eigensinnigen Skepsis verharren, die auf ihre Weise nach Gründen sucht: könnte nicht das rätselhaft lebendige Grün alter Domkuppeln noch irgendwelche unerkennbaren Einflüsse der Atmosphäre in sich eingesogen haben, die nicht auf einfache Laboratoriumsformeln zu bringen sind und Unterschiede bewirken, welche für den Chemiker nicht erkennbar und somit auch nicht vorhanden sind? Die natürlich gealterte Patina spricht jedenfalls das Auge so an wie sonst nur wahrhaft künstlerische Farben mit geheimer seelischer Tiefendimension, an deren Zustandekommen das Leben und die lebendige Zeit gewirkt haben. Unsere Architektur ist am Betrug der Technik und Mathematik sowieso bereits heillos erkrankt. Das schnelle, fast zeitlose Emporwachsen der Häuser in allen ihren Arbeitsgängen ist ihrer Lebendigkeit fast ebenso schlecht bekommen wie Treibhauspflanzen die künstliche Wachstumseile, und der vorausblickende Geist sah erst einen gewissen Ausgleich gerade durch das Altern kommen, durch die langsame chemische Verwitterung, mit der das Leben auch in eine schlechte Architektur wieder einzieht. Wie aber, wenn nun der mechanistische, zeitlose Geist auch diesen letzten Lebensprozeß vorwegnehmen möchte? Dann bliebe uns in der Tat nichts als die Hoffnung auf die Rache der Dämonen.

Ein alter Mitarbeiter. Kurz nach der Feier seines 80. Geburtstages ist der Professor Dr. Carl Krebs gestorben, der durch lange Jahre hindurch in der „Deutschen Rundschau" das Berliner Opern- und Konzertleben begleitet hat. Krebs, ein Schüler Philipp Spittas, im tiefsten Innern den großen deutschen Meistern verschworen, hat in seiner kritischen Tätigkeit trotzdem jederzeit Verständnis für wirklich lebendige und wesenhafte neue Musik gehabt, wenn er es auch ablehnte, allen mit lautem Tamtam angekündigten Richtungen und neuen Genies zu huldigen. Außer den regelmäßigen Berichten über das Berliner Musikleben hat Carl Krebs in der „Deutschen Rundschau" viele kluge und substantielle Aufsätze veröffentlicht, so über Johannes Brahms, über Ditters v. Dittersdorf, über Eduard Hanslick, Robert Radecke und andere. Carl Krebs, der im Berliner Musikleben seinerzeit zu den bekanntesten Kritikern gehörte, war Senatsmitglied und zweiter ständiger Sekretär der Akademie der Künste durch lange Jahre. Seine Bücher „Die Frauen in der Musik", „Schaffen und Nachschaffen in der Musik", „Haydn, Mozart, Beethoven", „Meister des Taktstockes", „Des jungen Kreislers Schatzkästlein", die Urtextausgaben von Beethovens und Philipp Emanuel Bachs Klaviersonaten und die Briefwechsel zwischen Brahms und Spitta und Brahms und Dessoff gehören der deutschen Musikgeschichte an.

Die Tugendrose. Der Papst hat der Königin von Italien und Kaiserin von Abessinien die „Tugendrose" verliehen. Ein Ereignis, über dessen politische Nebenbedeutung die italienischen Zeitungen allerlei Kommentare gemacht haben, ohne daß uns diese vom deutschen Standpunkte aus näher zu beschäftigen brauchten. Es ist daher auch nicht viel mehr als die kurze Anzeige des Tatbestandes durch unsere Presse gegangen, und sie ist als solche kaum weiter beachtet worden. Wer sie jedoch beachtet hat und selber nicht Katholik ist, wird vielleicht ein wenig gestutzt haben. Tugendrose? Welch merkwürdiges Wort. Worum handelt es sich hierbei? Offenbar um eine Auszeichnung. Man blättert unter T im Konversationslexikon nach. In den kleineren meistens vergeblich. In den größeren dagegen findet sich wenigstens das Wort mit dem gleichzeitigen Hinweis auf „Goldene Rose". Nachdem man dann unter G weitergesucht hat, landen diese Bemühungen endlich bei einem kurzen, fünf bis zehn Zeilen langen Absatz, welcher in nahezu allen Lexika der letzten hundert Jahre ungefähr folgenden stereotypen Wortlaut hat: „Goldene Rose. Rosa aurea. Päpstliches Gnadengeschenk, aus einer goldenen, mit Diamanten besetzten Rose bestehend, welche durch Besprengung mit Moschus und Balsam wohlriechend gemacht und vom Papste am Rosensonntage (Laetare) unter besonderen Zeremonien geweiht wird, um danach an fürstliche Persönlichkeiten, Korporationen, Städte oder um die Kirche verdiente Privatpersonen verliehen zu werden. Urban V. soll um 1366 die erste goldene Rose geweiht haben ..." Der „Große Herder", sicherlich am besten unterrichtet, sagt, daß die „Goldene Rose" zuerst 1049 unter Leo IX. erwähnt wird. Hat man ein protestantisches Lexikon zur Hand, so findet sich meistens noch der Hinweis, daß die Goldene Rose von Leo X. auch an Friedrich den Weisen von Sachsen im Jahre 1518 verliehen wurde in der Hoffnung, auf diesem Umwege die Reformation einzudämmen.

Welch mehr oder weniger fragwürdiger Gebrauch jedoch im einzelnen mit dieser hohen Auszeichnung getrieben sein mag, ihr Gedanke besitzt gerade für denjenigen, der ihm bei dieser Gelegenheit zum ersten Male begegnet, etwas seltsam Erregendes. Vom Triumphzug bis zum „Pour le mérite" hat sonst immer nur die männliche virtus ihre sichtbare Ehrenbezeigung unter den Menschen gefunden, während dieses Beispiel wieder einmal zeigt, wie lediglich die Katholische Kirche immer wieder von den verschiedensten Seiten her die „Aufgabe gegen die Natur" angepackt hat, auch dem „passiven" Heroismus hohen irdischen Respekt zu verschaffen. Hinzu kommt, daß es heute um den bloßen Namen dieser Auszeichnung bereits von Problemen flimmert. Problemen einer Zeit, die ihren Witz und ihre Bosheit an nichts so geschliffen hat wie an dem Worte „Tugend". Rumoren nicht die Schatten aller großen und kleinen Spötter von Voltaire bis Wilhelm Busch und Friedrich Nietzsche ausgerechnet bei diesem gefährlichen Worte in ihren Gräbern lauter als bei der Posaune des Jüngsten Gerichtes! So laut und unruhig, daß man von ihnen angesteckt werden könnte, oder aber gerade bei dieser Gelegenheit unversehens einige Schuppen von den Augen verliert. In welche seltsame Perversion sind wir doch mit dem Worte Tugend hineingeraten, daß man sich beinahe schämen möchte, es noch so laut

genannt zu hören! Die schlichteste, naturgegebene Bezeichnung moralischer Qualität! Die direkte Anrede einer großen, ewigen Lebensmacht! Wie weit hat Schriftstellersprache und Schriftstellergeist von uns schon Besitz ergriffen, daß uns die natürliche Sprache die Dinge nur noch als Karikatur zu bezeichnen scheint, daß man bei Tugendrose fast zwangsläufig an einen Schmuck für alte Jungfern denken möchte! Und wohin würde eine solche Entwicklung führen, wenn nicht doch immer wieder konservative Mächte da wären, die den Mut haben, den Dingen ihre einfachen, ewigen Namen zu lassen.

Berliner Theater. Die Spielzeit der Berliner Bühnen zeichnet sich diesmal dadurch aus, daß unter den Erstaufführungen die Klassiker Seltenheitswert bekommen haben. Shakespeare fehlt bisher ganz: es ist, als ob der immer noch ausverkaufte „Hamlet" des Staatstheaters alle andern aus dem Felde geschlagen hat. Goethe und Kleist fehlen ebenfalls, bis auf den dreigeteilten „Faust" des Rose-Theaters: nur Schiller ist mehrfach vertreten. Das Staatstheater brachte die „Maria Stuart" mit Käthe Dorsch und Maria Koppenhoefer, das Schillertheater eine sauber interessante Aufführung der „Jungfrau von Orleans" mit Maria Schanda in der Titelrolle; das Deutsche Theater stellte daneben das gleiche Drama mit Frau Luise Ullrich als Johanna, wobei Herr Hilpert gleichzeitig den Versuch unternahm, die Romantik des Schauspiels durch Humor zu mildern. Von den Dichtern der nachklassischen Zeit kam Grabbe mit „Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung" im Deutschen Theater zur Aufführung; das Staatstheater brachte zu seiner Jahrhundertfeier „Don Juan und Faust" heraus, in einer von Herrn Fehling geleiteten, nur auf das Wort gestellten Inszenierung, die die Tragödie des jungen Grabbe ohne alle dekorativen Zutaten nur durch sich selber und das funkelnde Schauspiel des Herrn Gründgens wirken ließ, der den Don Juan spielte. — Den stärksten Erfolg von Stücken der Vergangenheit errang Calderons „Richter von Zalamea" in der Bearbeitung von Wilhelm von Scholz, vor allem dank der Leistung Heinrich Georges, der ein sehr überlegen vitaler Alkalde und Vater war. — Zum Ersatz für die nichtgespielten Klassiker gab es eine Reihe von Wiederaufnahmen älterer Stücke: Hauptmanns „Pippa" kam im Staatstheater in einer sehr schönen Aufführung unter Herrn Müthels Regie heraus, die allen Glanz des Märchens und viel von seinem tiefen Sinn heraushob: Fräulein Käthe Gold spielte die Pippa, besser, sie tanzte sie und wurde neben Kayßlers Wann und Klöpfers altem Huhn ein nachklingendes Erlebnis. Hilpert stellte neben dies Märchen Gerharts „Die armseligen Besenbinder" seines Bruders Carl Hauptmann und gab so Gelegenheit, die tragische Gestalt des seltsamen Mannes an einem seiner lebendigsten Stücke wieder einmal zu erleben. Die Volksbühne brachte Schoenherrs „Glaube und Heimat" und ließ den Sinn der Tragödie: den Sieg des Glaubens auch über die Heimat, schön zur Geltung kommen. Shaws „Androklus und der Löwe", im Deutschen Theater wieder einmal hervorgeholt, gab Herrn Rühmann Gelegenheit zu einer diskret amüsanten Gestaltung des klugen kleinen Schusters, der mit seinem Löwen und seinem Instinkt für die Tiere der gesamten Menschenwelt überlegen

ist. Eine zweite Komödie von Shaw kam im Theater an der Saarlandstraße heraus: „Die Millionärin" – eine nachdenklich amüsante Mischung aus Menschengestaltung und Schwank, die dem Publikum viel Spaß bereitete. – Das Übergewicht über Klassiker und ältere Autoren aber hatten in den mittleren Monaten der Spielzeit die Lebenden der jüngeren Generation. Das Deutsche Theater brachte Gilbrichts „Charlotte Corday" mit einem vortrefflichen Marat des inzwischen leider der Grippe zum Opfer gefallenen Herbert Prigann und einer zarten Charlotte Corday von Agnes Salloker. Die Volksbühne stellte Otto Brües mit seinem Volksstück vom Papa Wrangel heraus, der 1866 durchaus noch mit in den Krieg will: Jacob Tiedtke gab eine sehr amüsante quecksilbrige Leistung in der Rolle des alten Herrn. Den Schatten des Herrn von Holstein beschwor Eberhard Wolfgang Moeller in seinen Szenen von der „Grauen Eminenz", die das Rose-Theater spielte; Roland Schacht kam gleich mit zwei Komödien, einer „Christine von Schweden", die Hilde Hildebrandt im Komödienhaus, und einer „Schauspielerin", die Agnes Straub im Renaissancetheater spielte. Sie hatte damit Gelegenheit, wieder einmal ihre Virtuosität und ihr Können, ihre Kunst und ihr Theater nebeneinander zu erleben. Einen großen Erfolg errang Maria Bard in Per Schwenzens „Jan und die Schwindlerin", einer der Komödien, die das Staatstheater bei den Autoren bestellt hatte und nun im Kleinen Haus herausbrachte. Frau Bard gab der Sekretärin des Mannes Jan, der als verlorener, aber reich gewordener Sohn zu seiner kleinen Frieseninsel heimkehrt und nun seine Sekretärin für die Millionärin, sich für ihr Faktotum ausgibt, so viel Scharm und Laune, daß das behagliche Spiel ein starker Erfolg wurde. Einen solchen Erfolg errang auch Juliane Kay mit ihrer zweiten Komödie „Der Schneider treibt den Teufel aus", die die Komische Oper in einer Mittagsvorstellung herausbrachte – ein Volksstück mit tieferer Bedeutung, an dem aber das Volksstück mit der herrlich berlinernden Hanne Mertens und mit der bayrischen Toni van Eyck den Sieg davontrug. Eine Mittagsvorstellung im Deutschen Theater ließ auch Paul Gurk zu Wort kommen mit seiner Komödie vom Magister Tinius, dem seltsamen Büchernarren, der aus Leidenschaft für das Buch zum Mörder wurde und erst kurz vor seinem Tode den Durchbruch seines Gewissens erlebt. – Das ist im wesentlichen das Ergebnis: eine gute Mischung aus Altem und Neuem, Schauspiel und Theater, Unterhaltung und Literatur – in den Wirkungen Beweis für die kräftige Lebendigkeit des Theaters trotz Film und Radio. Fechter.

KURT KLUGE

Das Flügelhaus

Roman

(Schluß)

Neben der Feier mit den Bauleuten wollte Herr Kortüm am Abend ein kleines Essen im engsten Kreise geben. Da Wingens Gedicht nicht fertig geworden war, hatte er selbst eine Rede ausgearbeitet. „Kein Fest", seufzte er, „scheint so vielen Zwischenfällen ausgesetzt zu sein wie ein Richtfest – je weniger Teilnehmer, desto sicherer" – Konstanze sollte mitfeiern, Holdermann und Monich. Niemand sonst. Drei Paten sollten mit ihm zusammen das Flügelhaus aus der Taufe heben, und da eine ernste und einschneidende Feier zu begehen war, hatte er festlich und mit allem Aufwand gedeckt: Silber, altes Porzellan und Damast. Auf einem Seitentischchen standen einige Rotweine und im Eiskübel mehrere Rheinweine. Prüfend überflog er die Vorbereitungen. Etwas fehlte noch ... „Die Blumen", murmelte er und eilte aus dem Saal.

Der Gedanke an Kortüms Schinken und an Kortüms Erdbeben hatte den Doktor Windhebel veranlaßt, nach einem kurzen Spaziergang die Nähe der Menschen eher aufzusuchen, als dies sonst seine Gewohnheit war. Der Gelehrte kam in den Kaminsaal, bemerkte den gedeckten Tisch und trat näher. Für Aufmachung fehlte ihm der Sinn. Er bemerkte die festlichen Anstalten gar nicht. Aber die Flaschen zog er eine nach der andern aus dem Kübel und las sorgfältig die Schilder. Da trat Herr Kortüm ein. Er trug in beiden Händen lose Veilchen, die er diesmal nicht in ein Glas setzen, sondern über den Tisch verstreuen wollte. Das hatte er sich sehr hübsch gedacht. Nun aber stand er, die beiden veilchengefüllten Hände vor den Leib gedrückt, erschrocken vor dem Doktor Windhebel.

Der klopfte an die alte Flasche Pfalzwein, die er eben in der Hand hielt: „Zu theologisch."

Der Gelehrte trank nur Mosel, bevorzugte die zuckerlosesten Jahrgänge und vertilgte sie mit dem Worte „Ubi sunt" rasch von dem unzuverlässigen Erdboden. Das konnte Herr Kortüm noch nicht wissen. Auch ließ er sich nicht gerne in Sachen hineinreden, die er besser verstehen mußte. Gerne wäre er grob geworden, aber diesen Mann mußte er wie ein rohes Ei anfassen. Jeden Augenblick konnte der Kerl wieder um Näheres hinsichtlich des Achtzehnten dieses Monats bitten. Zu theologisch? – soweit er wüßte, begann Kortüm höflich, teilte man die Gewächse nicht nach den Berufen der Trinker ein, sondern –

„– sondern nach den Trägheitsmomenten der Berufe, ich weiß", unterbrach ihn Windhebel, rückte einen Stuhl, setzte sich und ersuchte Herrn Kortüm mit einer Handbewegung, ebenfalls Platz zu nehmen.

Der Gastgeber stand sprachlos da: glaubt dieser Mensch, daß dieser Tisch ein gewöhnliches Abendgedeck ist? Er legte seine Veilchen auf einen Haufen neben seinen Teller und setzte sich — kochend vor Grimm, aber nur innerlich. Nach außen durfte seine wahre Meinung nicht dringen. Die Folgen konnten unabsehbar sein. Windhebel schenkte sich ein, schmeckte: „Gut. Selbstverständlich gut.“ Aber nun begann er eingehender vom Wein zu reden. Seine Ansichten waren so revolutionär, daß Herr Kortüm immer in Angst schwebte, der Mensch könne jeden Augenblick und ganz zwanglos von seinem Mosel auf Erdbeben zu sprechen kommen. Er war froh, als Liese hereinkam. Kortüm konnte jetzt die Rede des Forschers unterbrechen. Er gab dem Mädchen den ausführlichen Auftrag, ein weiteres Gedeck aufzulegen.

Windhebel kam auch sobald nicht wieder zu Worte, denn Konstanze erschien nun, nach ihr Holdermann. Sie hatten beide kein Erdbeben auf dem Gewissen, wollten vielmehr Herrn Kortüm heute gründlich zur Rede stellen über die Ereignisse in jener Nacht, über die kein Mensch klare Auskunft geben konnte. Kortüms neuen Gast empfanden sie wohl als eine Überraschung, aber nicht als eine unheimliche. Sie bemerkten nur einen etwas nachlässig gekleideten Herrn, dessen Name ihnen unbekannt war. Monich kam als letzter, wußte auch nichts von der Gefahr, saß ahnungslos auf dem Vulkan und fühlte sich unendlich wohl. Konstanze merkte bald das Salz in Windhebels Worten. Sie wurde immer heiterer. Draußen im Hof hatte auch die richtige Feier erst begonnen. Die Kapelle war durch eine Pauke ergänzt worden und ging unter lautem Beifall in Tanzmusik über. Mädchen hatten sich eingefunden. Lachen und Fröhlichkeit schallten in den Saal. Riesige Wolken wälzten sich vom Bratwurstrost über den Hof hinauf durchs offene Gebälk des Flügelhauses in den Nachthimmel. Kortüms Sorge ließ etwas nach. Er suchte schon den Zettel mit der Festrede in seiner Rocktasche, zog ihn hervor, strich ihn glatt —

„Jetzt kommt de Richtfestrede“, sagte Monich halblaut zu seinem Nachbar Windhebel.

„Richtfest feiern?“ fragte der Gelehrte, „ich würde mir das überlegen, Herr Kortüm. Diese Gegend scheint ein Erdbebenherd zu sein.“

Herr Kortüm erschrak bis ins Mark. Aber Konstanze lachte harmlos:

„J e d e Gegend ist ein Erdbebenherd — fand ich wenigstens bis jetzt, Herr Doktor!“

Windhebel sah sie durch die Nickelbrille an, und wenn er lächeln gelernt hätte, so würde er jetzt gelächelt haben. Er zog nur die Luft durch die Nase und sagte: „In Ihrem Sinne genauer gesagt: jede b e w o h n t e Gegend, gnädige Frau.“

„Langt auch noch nicht!“ rief Holdermann: „Jede von M e n s c h e n bewohnte Gegend!“

Herr Kortüm knitterte jetzt hörbar mit seinem Zettel und wollte mit der Rede beginnen, um die gefährliche Richtung des Gesprächs abzubiegen: „Und da nun, meine Verehrten, der Mensch zum Wohnen ein Haus braucht —“

„In Ihrem Museum stellen Sie aber das Gegenteil fest“, sagte Windhebel. Zornig mußte Herr Kortüm zusehen, wie der Gelehrte nach dieser offenbar

feindseligen Unterbrechung seiner Rede ein volles Glas des Weines hinuntergoß, den er noch kurz vorher als zu theologisch bezeichnet hatte.

„Mein Museum enthält Gegenstände aus vergangenen Zeiten", begann er, „wir aber sind am Leben –"

„– und wir machen nach Kräften Erdbeben und feiern dann Richtfeste ...", sagte Windhebel gelassen.

„Sie ham wohl schon ämal eens mitgemacht?" fragte Monich vorsichtig.

Windhebel nickte.

„Erzählen Sie!" sagte Konstanze. Kortüms heimliches Zuwinken hatte sie nicht rechtzeitig bemerkt.

Während Holdermann Windhebels Kopf auf das Tischtuch zeichnete, begann Kortüms neuer Gast: Die Herrschaften müßten sich vorstellen, daß die Erde in Wellen geht. Etwa ellenhoch. Die Gebäude ruckten eine Bruchsekunde mit und brächen dann auseinander. Der blitzdurchzuckte Himmel sei schwarz. Nichts würde man sehen, wenn nicht hier, dort, überall Feuer aufspränge. Die Herrschaften ständen auf dem Pflaster, und unter ihnen bewegte sich die Erde krachend aufwärts. Die Kirche am Abhang drüben stehe plötzlich unter ihnen, sie blickten auf das Schieferdach der Kirche, das Dach reiße auf, der Altar steige aufwärts. Sie sprängen zurück, aber hinter ihnen sei die Erde gespalten, eben verschwände ein Eisenbahnzug in dem Spalt – und es sei vorbei. Der Himmel helle sich auf, die Wolken verwehten, die Sonne scheine, und friedsam läge die Erde wieder da. Wissenschaftlich betrachtet, sei wenig verändert. Die Baulichkeiten natürlich, die seien weg ...

„Weg", sagte Monich verdutzt.

Herr Kortüm sah nach dem Fenster hin. Draußen feierten sie, tranken, lachten. Der gelbe Schein der Windlichter erhellte das Gebälk des Flügelhauses ein wenig und mit ihm den Richtkranz, der wie ein Schimmer des Regenbogens im nächtlichen Himmel stand. Musik klang herein ...

Langsam faltete Kortüm mit zitternden Fingern den Zettel zusammen, auf dem seine Festrede stand: „Das war ein freundlicher Richtspruch", sagte er und blickte den Doktor Windhebel unter hochgezogenen Augenbrauen an.

„Schade, daß ich Ihren Spruch nicht mehr höre – ich muß morgen zeitig fort" – der Gelehrte stand auf und verabschiedete sich – „aber ich bin bald wieder bei Ihnen zu Gaste. Es gefällt mir hier. Weiterhin ein gesegnetes Richtfest, meine Herrschaften."

*

„Da schtehn een se de Haare zu Berge", sagte Monich und sah immer noch auf die Tür, die sich hinter Windhebel geschlossen hatte. „Wer war'n der Kerl?"

„Ob der Mann die Nacht ein Auge zutun kann?" fragte der Professor und blickte gleichfalls die Tür an. „Was wollte der denn?"

Konstanze schüttelte den Kopf: „Ins Schottenhaus kommen absonderliche Leute, Herr Kortüm."

Der Herr des Hauses nickte: „Ich weiß auch den Grund: weil's noch nicht fertig ist."

„Und wenn die Gerüste weg sind?"

„Dann kommen endlich die regelrechten Gäste."

Holdermann sah auf: „Die Regelrechten – so. Nun sagen Sie aber, was sich in den letzten Tagen hier oben eigentlich begibt."

Herr Kortüm schwieg eine Weile. Dann sagte er: „Wo Gras wuchs, Herr Professor, da entsteht jetzt eine Menschenwohnung. Das wirbelt Staub auf. Aber Gott sei Dank, daß dieses Richtfest nun vorüber ist!"

„Es hat noch nicht begonnen!" rief Konstanze.

Herr Kortüm zeigte auf die Uhr.

„Ich meine nicht heute" – Konstanze drehte eine Tischkarte um, erbat von Holdermann den Bleistift und fuhr fort: „Wer also soll das Richtfest feiern?"

„Aber wir wollen doch froh sein, liebe gnädige Frau, daß wir es überstanden haben."

„Wer – sage ich!" und sie schrieb ein „erstens" hin.

„Kortüm", schlug Monich vor.

„Einverstanden!" lachte sie und schrieb – – „Zweitens!"

Die Tischrunde wählte zunächst einmal sich.

„Weiter!"

Schweigen.

Dann meinte Holdermann: „Kapitän Langloff."

Herr Kortüm warf einen entsetzten Blick auf Konstanze: „Niemals!"

„Der schien doch aber ein ganz ordentlicher Herr –"

„Dann komm' ich nicht!" rief Herr Kortüm.

Monich nickte: „Ich ooch nich."

„Schade", sagte Holdermann, „wenn er so von seinen Fahrten erzählte –"

„Wenn das ooch so gelogen war wie das, was'r von andern Leiten ihr'n Fahrten erzählte, die gar nich fahrn wollten, wär er besser zu Hause gebliem."

Der Maler versuchte Herrn Kortüm zuzureden: „Ich möchte ein Bild malen, auf dem Sie beide stehen, Kortüm und Langloff nebeneinander –"

„Mit dem Mann in einem Rahmen!" rief Herr Kortüm entrüstet.

„Also Herr Langloff nicht", entschied Konstanze. „Nummer fünf, bitte."

„Lotte", sagte Monich.

Jetzt stockte Konstanze, obgleich niemand dagegen war. Holdermann nickte sogar: „Frau Lotte Wingen."

Zögernd schrieb Konstanze diesen Namen, aber sie schrieb gleich weiter. Holdermann sah ihr über die Schulter und buchstabierte: „Klaus Schart – – wer ist das?"

Herr Kortüm sah auf und sagte: „Nun, Gnädigste, Sie haben ihn ja schon hingeschrieben."

„Ja", sagte Konstanze. Herr Kortüm blickte auf ihre Hand, die mit dem Bleistift trotzig einen Punkt hinter das Wort ‚Schart' machte.

„Wer das is?" rief Monich, „das is ä Schulmeester un ä guter Gedanke."

„Ob er aber einfach so wegkann aus seiner Schule", gab Herr Kortüm zu bedenken.

Da malte Konstanze noch einen Punkt hinter Schart. Nun war es ein Doppelpunkt. Und sie schrieb: ‚Anfrage, wann er kann.' „Wir richten uns nach ihm", sagte sie.

„Über Sonnabend und Sonntag kann jeder", sagte Monich.

„Wenn er nicht verheiratet ist", ergänzte Holdermann.

„Vor drei Wochen war er noch led'g. Da habch 'n in Besenrode getroffen. Dadrum hat'r ooch Zeit genug, un dadrum kann er ooch 'n Richtschpruch machen un uffsagen."

„Macht er Verse?" fragte der Maler.

Herr Kortüm schwieg beharrlich.

„Als Schulmeester mußr doch ä Versch fertg kriegen."

„Gut", sagte Konstanze, „er soll den Richtspruch machen. Und wenn er keine Verse machen will, ist der Spruch eben nicht gereimt."

„Gut", sprach jetzt Herr Kortüm und blies eine Dampfwolke aus der Zigarre. „Der junge Mann spricht ungereimt."

Es war Konstanze nicht anzusehen, ob sie sich ärgerte: „Gereimt oder nicht — wenn er Lust hat, braucht er bloß einen Aufsatz zu machen. Wie jemand zu seinem Hause kommt. Oder so ähnlich. Das paßt, und das kann er."

Herr Kortüm wiegte den Kopf hin und her: „Wenn nur nicht der Doktor Windhebel wiederkommt und —"

„Ach was", sagte Konstanze, „wenn nur nicht wieder das Haus einfällt in der Nacht."

„Jawoll, Kortüm", sagte Monich, „der Schulmeester soll komm'n un seinen Versch hier uffsagen."

„Das getraut er sich nicht, Monich."

„Dann lese ich ihn", sagte Konstanze.

„Halt!" rief Kortüm, „wenn Sie das Gedicht lesen wollen, mach' ich's selber!"

Konstanze lachte: „Nein, Herr Kortüm — Sie dichten nicht, Sie leben, was Sie sind!"

16. Die Festrede

Wingen schlug das Notenbuch auf, setzte sich auf der Orgelbank zurecht und wartete. Es fehlte nur noch die Luft. Aber der Bälgetreter mußte gleich kommen. Er spielte einstweilen ein paar stumme Läufe, probte einige schwere Pedalgänge.

So fand ihn Wenzel.

„Der Schreck is mir richt'g in de Glieder gefahrn, als 'ch heerte, Sie sin wieder da un brauchen Luft. Sie ham doch noch Ferien, un im Urloob machen Sie doch Ihre Schreibarbeeten."

Wingen schüttelte den Kopf: „Luft, Wenzel!"

„Na, dann weeß 'ch nich — das Schreim hat Ihnen doch so gut getan."

„Das Schreiben schon, Wenzel. Aber nicht, was geschrieben übrigblieb" —

er griff in die Tasten – „Luft, Wenzel. Los. Wir machen Musik. Die klingt, und wenn wir aufhörn, hat es wirklich ein Ende und ist vorbei."

„Bis uff meine Rückenschmerzen", bemerkte der Bälgetreter mit Recht, denn er blickte plötzlich in eine arbeitsreiche Zukunft.

„Gegen Rückenschmerzen hilft Senfspiritus. Aber gegen beschriebnes Papier hilft nicht einmal Senfpflaster."

„Un wenn Se nu die Schreiberei hingerher verbrennen?"

„Dann hat das Schreiben keinen Sinn gehabt, Wenzel! Wir welln anfangen. Luft!"

„Aber Musike hat een 'n gehabt, wenn se alle is?"

Wingen antwortete nicht mehr. Er war bei seinen Noten. Vielleicht hatte er den letzten Einwand des Bälgetreters schon nicht mehr gehört. Aber Wenzel ließ sich nicht irremachen. Orgelspielen konnte er nicht, Schreiben auch nicht, aber philosophieren konnte er so gut wie andre Leute. „Da schtimmt was nich", knurrte er auf dem Weg in seine Bälgekammer. „Aber ich komme schon noch drhinger."

Wenzel ist nie dahintergekommen, warum sein Herr alle überschüssige Kraft von nun an in Musik umwandelte und verklingen ließ mit ihr. Auch noch weit landeskundigere Philosophen als Wenzel begriffen erst viel später, wo die geheime Kraft saß, deren bloßes Dasein Bewegungen erwirkte an scheinbar ganz unverbundenen Orten – in einer fernen Bälgekammer, in einer noch ferneren Schulstube, ja, in der Kabine eines Schiffes unter beinah endlos entfernten Breitengraden. Dorthin reiste jetzt ein dicker Brief, den Langloff schon auf dem Schottenhaus begonnen hatte und in dem er seinem Sohn, dem Schiffsarzt, höchst wertvolle Angaben über ein nach gesunden wirtschaftlichen Grundsätzen geleitetes Erholungsheim mitteilte – jeder Satz auf Erfahrung ruhend und Goldes wert. Langloff konnte seinem Sohn guten Gewissens raten, bald zurückzukommen und eigne Studien im Schottenhaus und seiner Umgebung anzustellen.

Einen anderen Brief aus dem Kortümbereich, wenn auch nur einen dünnen und kurzen, erhielt Klaus Schart. Er stand unter dem Goldregenbusch an der Pforte des Hörscheler Schulhauses, las und hatte trotz der knappen Briefseite beinahe ebensoviel Zeit zum Lesen nötig wie Langloffs Sohn, der Schiffsarzt, brauchte, der doch das gewichtige Material seines Vaters sorgfältig durcharbeiten mußte. Vor allem die Unterschrift schien Klaus schwer einzugehen. Er las immer wieder: Ihre Konstanze Schröter, Ihre Konstanze Schröter, Ihre ... Nach einer guten halben Stunde mußte er den Sinn des Briefes wenigstens in großen Zügen verstanden haben, denn er steckte das Schriftstück so sorgfältig und umständlich in die auf der linken Herzseite befindliche Brusttasche wie ein Kapitalist sein Aktienbündel und begab sich in die Schulklasse. Es wurde Zeit: drei Straßen weit schallte der Lärm seiner in unverantwortlicher Weise sich selbst überlassenen Jungen, und der Schulmeister hätte ihn eigentlich unter seinem Goldregenbusch auch hören müssen. Trotzdem ging Klaus in seiner Klasse nicht als ein Gewitter auf, sondern strahlend wie eine Sonne.

Das Aufsatzthema wurde denn auch nicht schwer: Wie Peter zu einem Hause kam.

Das Erfinden ging los, und jeder erfand nach seiner Weise. Hans ließ den Peter selber karren und mörteln. Jochen ließ den Peter der Kürze halber das Haus erben. Fritz erkannte eine Möglichkeit im Heiraten. August nahm die Lotterie als Geldgeber an. Ein andrer verlegte seine Geschichte in fremdes Land, wo der Mensch überhaupt nichts braucht, um zum Hause zu kommen. Klaus Schart las alles durch, las es nachdenklich, sagte „Paßt auf" und fing seinerseits an, eine Geschichte zu erfinden. Er erzählte einfach los, ohne die leiseste Ahnung, was im nächsten Satz geschehen würde. Solche Geschichten freuen Kinder, denn so dichten sie selber. Nur steckten sie die Köpfe zusammen und kicherten, wenn ihr Schulmeister den Namen des Helden nannte. Er sagte nicht Peter, sondern immer Pedro, als ob die Erzählung möglichst weit weg von Thüringen spielen sollte. Wo man noch seine eigene Geschichte lebendig in Gang weiß, macht man nur im Notfall erfundene Schulden — die nicht erfundenen genügen meistens ... Konstanze hatte ihm geschrieben ... man sprach also von ihm ... Vielleicht nannte jemand eben jetzt seinen Namen im Schottengelände an der falschen Stelle ...

Sein schlechtes Gewissen trog ihn nicht:

„Aber das Richtfest ist doch gewesen!" sagte Lotte Wingen erstaunt zu Holdermann, der ihr die Einladung brachte.

„'s erste."

Lotte sah ihn ratlos an: „Feiert denn Herr Kortüm z w e i Richtfeste?"

Der Maler nickte.

„Oh Gott ..."

„Die Richtfestrede hat nämlich gefehlt", erläuterte Holdermann.

„Wer macht denn die nun?"

„Ich kenne ihn nicht. Klaus Schart heißt er, wenn ich recht verstanden habe."

Lotte sah rasch von ihrer Näherei auf und blickte Holdermann forschend an.

Aber harmlos fragte er: „Also Sie kommen?"

„Gerne", sagte Lotte und lächelte ein wenig.

Überhaupt tat jeder das seinige, um die Festfreude zu erhöhen. Mickewitz hielt Kuffert auf der Straße in Esperstedt an: „Sind S i e eingeladen?"

„Nee."

„Ich auch nicht."

„Uns lad' er wahrscheinlich erscht zum dritten Richtefest ein."

„Man sollte doch eine kleine Notiz ins Abendblatt rücken, damit ihm die Leute rechtzeitig gratulieren können."

„Schrei'm Se doch, wann's vierte käme, schtände nicht fest. 's dritte wär' übermorgen."

Wirklich praktische Arbeit leistete eigentlich nur Monich. Er stand im Kaminsaal und sprach, da niemand bei ihm war, mit lauter Stimme zu sich selbst: „Das is gradezu äne Schanne. Kortüm tut diesmal reene nischt. Ich habe alles alleene uff'n Halse. He!"

Der Hausknecht erschien und schleppte sich mit einer langen Girlande.

„Wo bleibste denne nur!" fuhr ihn Monich an.

„So äne Girlande tragen, is nich so ohne, Herr Monich. Machen Sie das ämal. Den verfluchten Berg ruff. Eemal fällt vorne der Anfang runger, un Se treten druff. Oder hingene fällts Enne runger, un Se merkens nicht glei, dann wärd de Girlande alle un Se müssen erscht wieder 'n Berg nuffschteigen un frisch uffwickeln."

„Da mache doch ä Faden drum!"

Hm — auf den Gedanken war der Knecht nicht gekommen.

„Na, nu is es zu schpät. Häng se uff. Schnell ä bißchen! Um sei Bild überm Kamin rum. Aber paß uff, daß der Blumenknuff in de Mitte über sein' Kopp kommt."

„Er hat wohl Geburtstag?"

„Er nich, Schafskopp. Sei Haus doch!"

Große Bewegung war in diesem festlichen Schottenhause, aber Herr Kortüm, der sonst alles in Bewegung brachte, saß gelassen in seinem Zimmer, als wäre nun ein Kortümrichtefest die Sache der anderen. Wer aber glaubte, er sinniere nur tabakrauchend so vor sich hin, der war im Irrtum. So gut wie seine Freunde wußte er: noch einmal mißlingen durfte es nicht. Wo aber saß der gefährliche Punkt? In der Festrede. An der Rede war das erste Fest gescheitert, trotz der sonst vortrefflichsten Bewirtung und Aufmachung. Und nun sollte das zweite Richtfest auf nichts stehen als dem Kopf dieses Schulmeisters da hinten in Hörschel? Das mochten schöne Frauen wagen, die nichts wissen vom Leben junger Männer. Aber er nicht, Herr Kortüm, der einer gewesen war und zu den wenigen gehörte, die es noch nicht vergessen hatten!

Der Herr des Hauses arbeitete für alle Fälle eine neue Rede aus, eine gehaltvolle Rede, die nicht aus klangvollen Sätzen zu bestehen brauchte, aber Grund unter sich haben mußte, historischen Grund. Konstanze hatte das Thema vorgeschlagen: wie einer zu seinem Hause kommt.

„Wie seine Ahnen", sagte Herr Kortüm. „Nicht anders. Denn jeder Stamm hat sein Gesetz. Die Eichen, die Weinstöcke, die Haseln — und die Kortüms!" — er kramte in einem mit vergilbten Papieren gefüllten Kasten. Die Bilder seiner Urgroßeltern fand er. Briefbündel. Ein Lederkästchen mit einer Elfenbeinmalerei. Den Siegelabdruck eines Torstenson. Er breitete diese Sachen vor sich aus. Ein zarter Duft aus alten Zeiten stieg aus den spärlichen Resten. Aber Herr Kortüm atmete ihn dankbar ein und nickte: „Das waren wir, das sind wir."

Nach den Sorgen der letzten Tage taten ihm diese Zeugnisse seines vorigen Daseins wohl. Wie da plötzlich aus allen Windrichtungen Leute in sein Haus gedrungen waren, wie die Türen klappten, Stiefel scharrten und ein Reden begann, ein Tuscheln, ein Flüstern, das schwoll, sich dehnte, Feuer fing und die Fenster sprengte wie explodierendes Gas — ahh, der Spuk war fort! Mochte ein Gelehrter, der Erdbeben erforschte, aber nichts verstand von Erdbeben, mochte der keines haben feststellen können auf dem Schottenhaus. Er, Kortüm, h a t t e sein bißchen Erde zittern sehen. Zittern und beben vom Habenwollen! Denn was sonst vermöchte diese Feste, die Gott gesetzt hat, erbeben lassen von erbärmlichen Menschenhändchen . . .

„Das ſind wir“, ſagte er noch einmal und ſtreichelte die Zeugniſſe des Kortümblutes, die er ausgebreitet hatte vor ſich auf dem großen Tiſch. Herr Kortüm hatte den weiten Blick. Dieſer Mann, dem bekannt war, daß eine Thüringer Straße an der Biskaya anfangen und in Taſchkent aufhören kann, der dem erſchrockenen Profeſſor Holdermann vom Schottenhausfenſter aus die Brandung des Meeres zeigen konnte, der vermochte ſich jetzt auch wandeln zu ſehen in jeglicher Geſtalt nach der Tiefe der Zeit — im blauen Frack ſah er ſich, in Escarpins, in Eiſenſchienen: die zweite Richtfeſtrede wurde lang.

17. Das andere Richtfeſt

Zimmer Nummer eins lag im erſten Stock des Schottenhauſes. Hinter der weißlackierten Flügeltür, die von ſchmalen, bis auf den Fußboden reichenden Spiegeln eingefaßt war, wohnte Konſtanze Schröter.

Tiefe Ruhe lag zu dieſer achten Morgenſtunde über der Gegend um die Spiegeltür. Wenn ein unachtſamer Angeſtellter den Befehl des Herrn Kortüm übertreten und ſich in dieſe Umgebung gewagt hätte, ſo würden dicke Flurläufer jedes Geräuſch aufgeſaugt haben. Aber es getraute ſich niemand her. In den Dingen rings um Nummer eins herum verſtand Herr Kortüm keinen Spaß und brauchte nur in größeren Zwiſchenräumen die Ausführungen ſeiner Anordnungen zu prüfen. Neu ankommende Gäſte, die nicht Beſcheid wußten, waren in ſo früher Morgenſtunde nicht zu erwarten.

Klaus Schart hatte den Nachtzug benutzt, von der letzten Umſteigeſtelle ein gutes Stück laufen müſſen und kam mit taunaſſen Stiefeln vor dem Schottenhaus an, ohne vom Herrn des Hauſes oder einem Bedienten bemerkt zu werden. Er betrachtete ſich offenbar auch gar nicht als gewöhnlichen Gaſt, trat ins Haus und ſtieg die Treppe hinauf. Im Spiegel links von Konſtanzes Tür tauchte zunächſt ſein blonder Haarſchopf auf, dann ſein Kopf, ſeine Jacke — ſchließlich ſtand der ganze Schart in dem Spiegel und ſah ſich an. Was er hier wollte, hätte er ſchwer ſagen und überhaupt nicht begründen können. Er wußte es wohl ſelbſt nicht. Denn morgens zwiſchen ſieben und acht konnte er ſich doch nicht bei Konſtanze für die Einladung bedanken wollen. Für die Vorleſung ſeiner Richtfeſtrede war es auch noch zu früh. Am eheſten hätte ſein Wunſch eingeleuchtet, das Kortümmuſeum zu beſichtigen. Aber dieſe Räume lagen ein Stockwerk höher, und Klaus rührte ſich nicht von der Stelle, blickte in den Spiegel und ſah nicht einmal etwas. Denn ſonſt hätte er jetzt im Spiegel rechts von der Türe eine andre Geſtalt auftauchen ſehen. Zunächſt ganz klein. Die Geſtalt kam vom Ende des Flures lautlos auf den Teppichen herangewandelt. Aber ſie wurde langſam größer, immer größer, und ſchließlich paßte ſie kaum noch in den ſchmalen Spiegel: Herr Kortüm ſtand in gleicher Höhe mit Klaus Schart vor der weißlackierten Tür, nur um die Breite des Flurläufers von dem jungen Mann getrennt. Er kratzte ſich langſam am Kinn und ſagte endlich zu dem benachbarten Spiegelbild: „Guten Morgen.“

„Ahh — Herr Kortüm! Guten Morgen!“

„Bitte sprechen Sie hier nicht so laut, Herr Schart" — mit einer großen Handbewegung lenkte er Klaus Scharts Aufmerksamkeit auf die leeren Flurwände — „ich würde Ihnen einen Stuhl anbieten, aber Sie sehen, an dieser Stelle ist keine Sitzgelegenheit vorgesehen. Man würde sie als unpassend empfinden. Wir gehen wohl besser in die eigentlichen Gasträume hinunter."

Herr Kortüm schritt voran. Klaus folgte auf den Zehen und sagte: „Ich bin nämlich in Ottstedt ausgestiegen und dann gelaufen."

„Und zwar gleich bis hier herauf in den ersten Stock", nickte Herr Kortüm, „ganz recht, ich sehe es."

Die beiden Spiegel standen wieder menschenleer und vornehm gläsern neben der großen geschlossenen Flügeltüre, hinter der Konstanze schlief.

Herr Kortüm zeigte dem Schulmeister sein festlich bekränztes Bildnis: „Es ist erst vor kurzem fertig geworden, zeigt mich jedoch nicht nur in meinem gegenwärtigen Zustand, sondern als Kortüm überhaupt. Nur das eine Wappen rechts oben von mir fehlt noch."

Staunend betrachtete Klaus den ewigen Kortüm: „Als ich vor vier Wochen hier oben war, hing nur ein kleines Wappenbild auf der leeren Wand. Sie hielten sich damals grade in der Stadt auf."

Das Spiegelbild Scharts neben Zimmer Nummer eins ärgerte Herrn Kortüm immer noch ein wenig, und er sagte: „Wenn Sie in Zukunft das Schottenhaus besuchen und, wie es das passendste ist, zuerst in diese Halle eintreten, werden Sie mich nicht mehr vergeblich in anderen Teilen des Hauses suchen" — er wies auf das Bild — „ich bin da."

Unwillkürlich verglich Schart Bild und Vorbild: „Das Bild ist sprechend ähnlich, aber es antwortet nicht —"

„Wollten Sie mich etwas fragen?" — Klaus hatte den Herrn des Hauses mit dieser Frage versöhnt.

„Ja" — Klaus nickte und fing von seinem Richtspruch an. Ein Spruch wäre es eigentlich gar nicht geworden. Aber Frau Schröter habe geschrieben, daß Verse nicht nötig seien. Er habe also eine Geschichte geschrieben: „Wie Pedro zu seinem Hause kommt —"

„Wer?"

„Pedro. Ich nenne den Mann in meiner Geschichte Pedro, weil er landfremd ist, wissen Sie?"

„Wo spielt denn Ihre Richtfestgeschichte?"

„Am Bodensee."

„Aha. Und der Held ist ein Thüringer namens Pedro."

„Nein. Ein Spanier namens Sancho, Herr Kortüm."

Eine Weile sah Kortüm den Schulmeister von der Seite an. Dann kaute er mit den Zähnen, als ob er einen fragwürdigen Geschmack im Munde habe, und sagte endlich: „So. Nun ... vielleicht wäre es nicht falsch, wenn Sie mich mit dieser spanischen Geschichte vorher bekannt machten — eben noch haben Sie den Mann doch Pedro genannt, wenn ich recht verstanden habe."

Klaus belehrte Herrn Kortüm eifrig: „Der das Haus vielleicht bekommt, das ist Pedro. Aber der richtige Held heißt Sancho."

„Erlauben Sie, junger Mann – nicht der Held, sondern der andre kriegt das Haus, und das soll eine Richtfestrede sein??"

Der ganz richtige Held seiner Geschichte, erklärte Klaus weiter, wäre eigentlich auch jener Sancho nicht, sondern wieder ein andrer, und der bekäme überhaupt und grundsätzlich und niemals etwas, außerdem sterbe er gleich im ersten Abschnitt und trete erst im vierten wieder auf – –

Jetzt wurde Herr Kortüm ernstlich besorgt ... eine Festrede mit einem Helden, der am Anfang stirbt und hinten wieder aufsteht –

„Dort, am Abhang nach Besenroda zu, steht eine neue Bank: wir wollen uns ruhig hinsetzen, und Sie erzählen mir Ihre Geschichte. Die Bank ist sehr abgelegen. Sie können mir ungestört alles sagen."

*

In Büschen wilder Rosen versteckt stand Kortüms neue Bank. Noch trugen die Dornenreiser kaum Knospen, aber der Sitz lag heimlich eingesponnen in das Dickicht. Steil fiel der Abhang ins Ilmtal ab. Tief unten lag das Dorf.

An die Rückenlehne der Bank war ein Schild genagelt mit dieser dreizeiligen Aufschrift: „Gottesblick – Eigentum F. J. Kortüm – Nur für meine Gäste."

Herr Kortüm nahm Platz: „Setzen Sie sich, Herr Schart."

Klaus las immer noch die Aufschrift: „Gottesblick", murmelte er und sah von Herrn Kortüm weg prüfend in die Tiefe des Tales hinunter. Die Straßen erblickte er wie Striche auf einer Landkarte, die Häuser wie Bienenzellen, die Menschen wie hin und her rückende Spielfigürchen – unter jedem Hutpunkt ein heller Fleck: das Antlitz der Person. Ob das aber der Albrecht war oder der Monich oder der Hiebrich, konnte Klaus nicht entziffern. Und erst recht nicht, ob es in dem Fleck unter dem Hutpunkt lachte oder Sorgen fraß und Tränen verschluckte. Nur von einer Stelle auf die andre rücken sah man die unkenntlichen Figürchen vom Gottesblick aus, die große Richtung ihres Wandelns erkannte man, das bloße Lebendigsein und den maßlos leeren Raum, in dem es lebte ...

Gottesblick? Klaus schüttelte den Kopf: „Im Katechismus steht das anders. Je höher Sie Ihre Ruhebank stellen, desto mehr sieht man vom Land und desto weniger von den Einwohnern."

Herr Kortüm lächelte nur und wies mit der Krücke seines Stockes auf ein Flugzeug, das kaum sichtbar zwischen den Wolken seines Weges surrte: „Die höheren Ansichten kenne ich leider auch nicht. Vielleicht sieht man dort oben so viel, daß gar nichts mehr zu sehen ist. Nichts Lebendiges meine ich. Setzen Sie sich, Herr Schart. Ich habe genug durchgemacht, um meinen Gästen diesen Gottesblick hier guten Gewissens als hinreichend und als zuträglich empfehlen zu können."

„Da würde ich die Bank aber den Kortümblick nennen."

„Nicht bei meinen Lebzeiten, junger Mann. Es ist so für alle Beteiligten unverbindlicher."

Der alte und der junge Mann vergaßen über diesen und anderen Gesprächen vom Gottes- und vom Menschenblick nach dem Himmel zu sehen. Hinter ihnen war eine bleigraue Wolkenwand aufgestiegen. Die ersten großen Tropfen klatschten auf die Erde. Kortüm sprang auf. Die Holzarbeiten in seinem noch dachlosen Neubau kamen ihm in den Sinn. Klaus Schart war noch schlimmer dran. Er trug den Anzug auf dem Leibe, in dem er nachher Konstanze begrüßen mußte. Ohne des Richtspruches zu gedenken, eilten sie nach dem Schottenhause. Aber es goß schon, ehe sie den Gartenzaun erreichten. Klaus wurde so naß, daß er sich in die hinteren Räumlichkeiten begeben mußte, um mit Liese und Lieses Bügeleisen eine Verbesserung seines Äußeren zu versuchen. Der Schulmeister war recht niedergeschlagen. Überhaupt verlief dieser Festtag ganz anders, als er sich's gedacht hatte. Es regnete in Strömen. Feuchte Gebirgskühle wehte durch das Haus. Konstanze ließ sich wenig sehen. Außer den üblichen Begrüßungsworten, die man in Gegenwart anderer Leute findet, konnte er kein Wort mit ihr wechseln. Schließlich war sie ganz verschwunden, und Liese erzählte, daß die Dame einfach zu Bett gegangen sei und lese. Über den Professor Holdermann aber war plötzlich das Pflichtbewußtsein hereingebrochen: in dieser wirklich allerletzten Stunde stieg er auf die Bockleiter, um rasch noch das Kortümwappen fertigzumalen.

Oh, wie gut erinnerte sich Klaus Schart noch jenes festlichen Abends, als die ersten Schauspieler aufs Schottenhaus gekommen waren ... Erwartungsvoll sah er sich überall nach dem von Herrn Kortüm persönlich gedeckten Tisch um, nach dem seltenen Porzellan, dem alten Hamburger Familiensilber, den Blumen — nichts dergleichen entdeckte er. Keine Spur Festlichkeit in diesem großen ausgekühlten Hause. Holdermann antwortete auf seine Frage, wo denn das Festessen stattfinde: „Das war doch schon vorige Woche" — und malte weiter.

Es wurde zeitig dunkel. Man speiste an kleinen Tischen, wie immer, ohne Aufwand. Konstanze ließ sich auch jetzt nicht blicken. Immer stiller wurde es im Festhause. Klaus kam es am Ende vor, als ob nunmehr sämtliche Insassen zu Bett gegangen wären und sich mit Lektüre beschäftigten. Er rief auf den Flur hinaus: „Liese! He!! Ist niemand hier?!"

Stille. Tiefe Ruhe und Dämmerung.

„Die liest wohl auch, verdammt noch mal!"

Bei diesen Worten aber war die Haustür aufgeflogen: „Wer flucht denn hier so, verdammich noch ämal ..." — ein triefender Regenschirm klemmte sich durch den Türspalt — „ach so, Sie sin's. Gu'n Tag ooch." Monich klappte den Schirm umständlich zu, schälte sich aus dem Mantel und begann die nun bloßliegenden Körperteile ächzend mit seinem rotgepunkteten Taschentuch zu reiben: „So ne Näße ... Sin Sie ooch in'n Regen gekommn? Nee? Na — wo wolln Se 'n hin?"

„Auch ins Bette", sagte Klaus trotzig.

„Hä?"

„Und lesen."

„Nee, mei Lieber. Jetzt wärd nich gelesen. Gearbeet wärd jetzt, 's geht glei los."

„Was geht los?"

„Nu, 's Richtefest!"

„Darauf warte ich seit heute früh."

„Hähä. Ham Se mich heite schon ämal hier om gesehn? Nee? Also! Ehe Monich nich da is, geht ooch 's Fest nich los. – He!"

Der Hauptmann der freiwilligen Feuerwehr hatte einen anderen Ton am Leibe. Liese, der Hausknecht – eine Hilfskraft nach der anderen erschien.

„Lampen aus in 'n Saal! Lichter solln angebrannt wärn. Das is Unsinn, weil's Geld kost un mr sieht trotzdem nischt. Aber 's soll nu mal sin. Un du holst Brennholz. Buchenscheite! Un such trockne aus, verschtehste?"

Monich ergriff die Befehlsgewalt im Hause. Wahrscheinlich verschaffte ihm die besondere Art der Vorbereitung den nötigen Schwung zum Kommandieren: der Hauptmann machte eigenhändig Feuer im Kamin. Die Scheite prasselten hoch. Fauchend und funkenmitreißend stob der Qualm in den Schlot hinauf.

„Noch mehr Holz druff! Bei dem Wetter muß erscht de Esse warm wärn. Sonst roocht's. Un Ihnen trän' de Oogen beim Deklamiern, hähä!"

Dann ließ Monich vom Hausdiener Sessel heranbringen und im Halbkreis vor dem Kamin aufstellen. Ehe er aber einen Sessel genehmigte, erprobte er ihn gewissenhaft, setzte sich hinein und schaukelte ein wenig hin und her.

„Der is for Kortüm – groß, nich zu weech, un er hat äne schteife Lehne. Kortüm sitzt doch am Anfang immer so grade da" – er wandte sich an den Knecht und hob den Zeigefinger – „aber paß uff, was'r trinkt. Bei Weißwein läßt'n schtehn. Wenn'r sich aber an 'n Rotwein macht, dann holste glei den Ledersessel dort her und schiebste'n hin: wenn'r sich nämlich wohl fühlt, schreckt'r gerne de Beene von sich un legt sich hinten ä bißchen über. Den hier" – Monich probte sorgfältig – „den nehm ich. Ich sitze bei Weiß un bei Rot weech un habe gerne so viel Polsterlehne um mich rum, daß grade noch Platz zum Einschteigen bleibt."

Monich wählte für den Professor einen Brokatstuhl, für Lotte einen mittelgroßen Sessel. Für Konstanze aber suchte er einen vergoldeten Rokokostuhl aus, den er für theatermäßig hielt, dessen Verzierungen ihr jedoch unbedingt blaue Flecke verschaffen mußten. Klaus wollte sich jetzt einmischen, aber Monich sagte: „Sie setzen sich am besten dort an de Seite vom Kamin hin. Eener muß je uffs Feier uffpassen, un ich habe de Getränke unter mir."

*

Herr Kortüm sah noch einmal zur Haustür hinaus, da Monich alle Läden hatte schließen lassen. Eine Regenflut brach hernieder. Das Schottenhaus stand in schäumendem Nebel. Kortüm trat in den Saal, wo die Gäste schon um den Kamin standen und sich aufwärmten: „Heute gelingt's, meine Verehrten! Es strömt vom Himmel. Wir stecken mitten in einer Wolke. Kein Teufel findet das Schottenhaus in dieser Nacht. Wir sind geborgen."

„Das sagt ein Gastwirt!" rief Holdermann – dieser Kortüm pries sich glücklich, daß ihn samt seinem Gasthof die Götter in einer Wolke verbargen, damit kein Gast ihn finden konnte ...

„Un trocknes Holz is ooch genug da", sagte Monich, hörte auf zu schüren und wollte nun den Gästen die Plätze anweisen: „Du erschtemal dahin, Kortüm. Frau Wingen —"

Weiter kam er nicht. Konstanze setzte sich aus eigner Machtvollkommenheit in Holdermanns Stuhl, winkte Klaus Schart neben sich in Monichs Sessel, Lotte saß auf der anderen Seite neben Klaus, Kortüm in der Mitte vor den Flammen und seinem bekränzten Bildnis, an seiner Seite der Maler — zuletzt blieben nur Monich und der vergoldete Rokokostuhl übrig —

„Von dem verdammichten Ding hier rutscht mr je runter", sagte er leise zu Liese, „hilf mr ämal den Ledersessel von drüm reinschaffen, Mächen."

Herr Kortüm schenkte ein, trank seinen Gästen zu, dann blickte er sorgenvoll Klaus an und sprach: „Bitte."

Klaus Schart zog ein schmales Heft aus der Tasche, schlug es auf — da nahm ihm Konstanze die Papiere aus der Hand und las mit ihrer warmen Altstimme: „Wie Pedro zu seinem Hause kam — eine Geschichte zur Richtfestfeier des Herrn Kortüm, von Klaus Schart."

Sie blätterte in dem Heft, überflog den Anfang, den Schluß, fing wieder von vorn an und las für sich die ganze Geschichte durch. Das dauerte eine gute Zeit. Sie blieb ganz unbefangen dabei, aber Kortüm rieb sich mit zurückgelegtem Kopf sein Kinn und betrachtete den ewigen Kortüm in der Girlande. Holdermann sah die lesende Frau mit seinen Maleraugen an. Klaus hatte die Hände in die Rocktaschen gesteckt, machte Fäuste, bis die Finger schmerzten, und hing mit dem Blick an den zarten Händen, die sein Heft hielten und langsam die Seiten umwandten. Monich heizte. Lotte hielt die Hände näher an die züngelnden Flammen. Niemand sprach. Gelegentlich hörte man einen Windstoß im Kamin fauchen. Kortüm hatte schon das drittemal eingeschenkt — endlich blickte Konstanze auf, sah den Schulmeister an, lächelte. Dann bat sie Holdermann, einen Kerzenleuchter so zu stellen, daß sie besseres Licht hatte, und begann:

„Wie alle Festschriften, so hat auch diese keine Überschrift. Ich fange so an: Meine Freunde —

In einer Turmstube des Schlosses Friedrichs von Alemannien genoß Don Quichote von der Mancha elf Jahre nach der glücklichen Beendigung seiner vierten Ausfahrt, des Körpers müde und in der Seele ruhmessatt, den wohlverdienten Tod.

Der Ritter hatte in der dritten Morgenstunde eines eisigen Dezembertages plötzlich das Gefühl, als ob ihn der furchtbare deutsche Nachtwind nichts mehr angehe. Er richtete sich im Bette auf, und wie er lauschte, hörte er in weiter Entfernung Rosinante wiehern. Aber das alte Pferd lag längst in der andalusischen Erde begraben. Da merkte Don Quichote, daß ihm ein Zeichen gegeben werde und endlich das letzte Abenteuer nahe vor ihm sei.

Zum ersten Male seit elf Jahren lächelte er, streckte sich im Bette aus, so lang er war, und klingelte dem Diener.

Pedro schlurfte verschlafen herein, griff im Halbdunkel nach der gewohnten Medizinflasche und den Umschlägen, aber er hielt erstaunt mit Glas und Lappen

inne, als er gewahr wurde, daß seinen Herrn, der gewöhnlich um diese Nachtstunde der Besänftigung bedurfte, eine Fröhlichkeit angekommen sein mußte, denn er lag ganz ruhig im Schein des Nachtlichts und lächelte.

„Hierher stell dich", sagte Don Quichote, „und mache dein Maul zu, Pedro. Du bist ein Geschenk meines gnädigen Herrn, und es paßt sich nicht, wenn königliche Gaben einen offenen Schlund haben. Paß auf: Du wartest geduldig hier an meinem Bett, ich werde in aller Kürze verschieden sein. Dann legst du mir meinen Schild auf die Brust, löschst das Licht aus, gehst zum König, kniest hin und sagst: Herr, unser König! Don Quichote ist mit sich ins reine gekommen. Er hat in dieser Nacht den Tod getroffen und machte mit ihm einen Handel. Don Quichote nahm vom Tod das Leben und beglich es mit Verwesung. Das nunmehr ewige Leben Quichotes wird deinen Untertanen Schatten geben, so daß sich Deine Majestät nicht mehr in ihre Sonne zu stellen braucht. – Dann bummelst du nicht oder wartest gar auf das Saufgelage bei meiner Bestattung, hörst du, Pedro? sondern setzt dich schleunigst auf dein Pferd und bringst diesen Brief dem Grafen Panza auf Reichenau. Die Rolle Gold im Tischkasten gehört dir."

*

Fünf Tage ritt Pedro durch Schnee und Dreck, ein braver Knecht, der sein nasses Brot im Sattel aß und wenig schlief bei langer Nacht. Als er nach Allensbach kam, war der Bodensee aufgegangen, und die Eisschollen trieben auf dem Wasser. Aber Pedro fand einen fluchenden Fischer, den das Goldstück des Reiters juckte und der seinen Kahn losband. Das flache Boot erhielt manchen bösen Stoß, aber der Geist des alten Don mußte es treiben: der Bote Pedro kam glücklich ans Reichenauer Ufer, wenn auch am falschen Inselende.

Der Lehnsherr hatte eben gespeist, als man ihm meldete, im Vorsaal stehe ein Mann im Lederkoller, der tropfe von Schneewasser und Schweiß wie ein Lachs, und der Kastellan müsse mit Lappen und Eimern laufen, um die Lache aufzuwaschen. Dennoch bestehe der Kerl darauf, selbst vor den Herrn Grafen zu treten, und behauptete, er habe einen Brief von einem toten Ritter bei sich.

Sancho Panza war alt geworden, aber noch wohlbeleibt und von rosiger Gesichtsfarbe. Er drehte langsam sein Haupt vom Kaminfeuer weg und sagte: „Wenn uns die Toten Briefe schreiben, mögen die Briefträger wohl breite Fußtapfen in der Halle machen. Rollt meinen Stuhl ans Fenster, holt den Boten herein, und mein Schreiber soll kommen."

Der Raum war gewölbt, und als der Schreiber Sanchos die letzten Worte Don Quichotes von dem Papier ablas, blieben sie schwingend, jedes Wort für sich, eine Weile im Gewölbe schweben und summten, ehe sie verklangen. Dieses Echo Don Quichotes machte den Lehnsherrn traurig, und er senkte seinen dicken Kopf auf die Brust.

Der Brief lautete so:

„Graf Panza zu Reichenau! Mein alter Sancho! Gute Nacht. Und diese Nacht, die ich Dir heute wünsche, ist keine Vermutung, sondern die kommt dies-

mal aus mir selber. Richten wir uns denn im Sattel hoch und reiten. Die Holzfeuer in der Mancha freilich hätte ich gerne noch einmal gerochen, wenn dieser Wunsch einem Ritter ziemte, der aus Beruf in der Irre zu reiten hat. Aber ich schreibe hier um Deinetwillen. Zuerst versichere ich Dir: es reitet sich beschwerlich in der Unsterblichkeit mit einem Wanst, mein Sancho. Das bedenke, besonders wenn sie Dich zu Tische rufen. Zweitens frage ich Dich: Sancho Panza, hast Du Deine Verbündeten abgeschafft? Verlaß Dich auf Dein eignes Eisen. Einzeln zuschanden geschlagen werden läßt Heilung hoffen, ein Sieg im Bündnis nie. Bleibe für Dich, aber sieh nach Deinen Gehilfen. Frage sie nicht, sieh selber nach. Sancho, sitze beim Arbeiten nicht auf einem Polster. Steh auf aus Deinem Stuhl! Gehe heraus aus Deinem Kabinett. Die Tapeten und Schnitzereien an den Wänden und die Papiere auf Deinem Tisch verschließen den Blick ins Freie. Ziehe einen billigen Rock an, gehe zu Fuß auf die Straße, henkle die Leute ein und rede auf Du mit ihnen. Bitte den Verzweifelten um ein Stück Speck, frage den Verurteilten nach seinem Vorgesetzten, die jungen Mütter nach der Milch, den Stotterer nach der Wahrheit, den Pfaffen nach des Pharisäers Ende und sieh scharf zu, warum die Diebe bei Dir stehlen müssen. Erstatte mir Bericht über Deine Insel, aber gib mir nicht etwa die Antwort Deiner Gehilfen. Ach, Deiner Selbstsicht mißtraue ich bis ans Ende, denn Du bist faul, Sancho. Ich habe Dir oft gesagt, daß Du nur ein Schafskopf gegen mich bist, früh nicht aufstehst und nachts nicht arbeitest. Dennoch bist Du ein Lehnsherr, ich aber, von dessen Hauch Du lebst, habe nichts gewonnen mein Lebtag. Aber ich habe Dich lieb, Sancho, seit jenem Nachmittag beim Herzog, an dem Du mir gestandest, Du wolltest lieber als Sancho in den Himmel denn als Statthalter zur Hölle fahren. Bleibe dabei. Dann wird es auf Deiner Insel trotz Deiner Torheit schon gehen. Ich bleibe an jedem Ort im Reiche Gottes Dein Dir wohlgeneigter Don Quichote von der Mancha."

Nach der Verlesung war es eine Weile still im Saal. Dann richtete der Lehnsherr den Kopf hoch und sagte zu seinem Schreiber: „Bestelle meine Sänfte mit vier Trägern."

„Herr", rief der Schreiber, „es wird ja Nacht, und der Tauwind bringt Euch Reißen."

„Und zwei Fackelträger", fuhr Sancho fort. „Du nimmst dein Schreibzeug und gehst neben mir."

Erschrocken eilte der Schreiber hinaus. Sancho wandte sich nun zu dem Boten Pedro, betrachtete ihn und sagte lächelnd: „Gehe in die Küche. Trockne dich, iß und trink. Ich lasse dich rufen, wenn mein Brief an den Ritter Don Quichote von der Mancha fertig ist."

„Brief? An den Ritter? Herr, ich sagte doch, der starb."

„Esel", sprach Sancho. „Aber du mußt eilig reiten. Er soll schnell Antwort haben."

„Ich selbst habe ihm die Augen zugedrückt und den Schild auf seine Brust gelegt."

„Und dann trittst du vor den Ritter und sagst —"

„Aber er ist ja längst begraben!"

„Halt's Maul!" rief Sancho. „Ritte Don Quichote nicht mehr auf der Erde, sondern im Himmel, so sähen wir's am bewegten Himmel und hörten das Getöse der Engel, weil der Ritter von der traurigen Gestalt durch sie hinritt zum Thron Gottes." Sancho nickte versonnen vor sich hin und fügte hinzu: „Und weil es vielleicht dem Ritter ankäme, den Thron Gottes geraderichten zu wollen?"

Pedro ging seitwärts wie ein Kalb durch den Saal zur Türe und schielte auf den Lehnsherrn. Er war besonderen Dienst gewohnt als Knecht des alten Don, aber diese Rede Sanchos, welche Tote als Lebende, den Himmel als seine Erde nahm und den Thron Gottes vor das Richtmaß Quichotes stellte, war ihm in die Glieder gefahren.

*

Der Seewind wehte dem Lehnsherrn die roten Vorhänge der Sänfte ins Gesicht, aber Sancho merkte es nicht, hörte in Gedanken versunken die Tritte der Träger ins Schneewasser platschen und sah auf seinen Schreiber, der neben dem Fenster einherschritt als ein schwarzer Schatten, auf den zuweilen der Fackelschein fiel. Er hatte befohlen, daß man ihn nach Oberzell und von da über den Rücken der ganzen Insel bis nach Unterzell trage.

An der Vorhalle von St. Georg hielten seine Leute an, neugierig, was nun geschehen würde. Sancho steckte seinen Kopf durchs linke Fenster: kahle Weinberge, ein paar nasse Zweige, in der Entfernung brauste der See. Nun sah er zur rechten Seite hinaus: neben dem Turmgemäuer, in der Hütte des Weinbergwächters, war noch Licht. Er ließ sich nahe ans Fenster tragen und klopfte mit seinem Stock an den Laden, der sogleich von einem alten Weibe geöffnet wurde. Sancho sah in dem kleinen Raum ein Kindlein im Korbe liegen, welches aus Leibeskräften schrie.

„Wo ist die Mutter des Kindes?" fragte der Lehnsherr.

„Sie liegt krank nebenan."

„Warum sorgst du nicht besser für das Wurm, daß es in der Nacht jammert zum Erbarmen?" herrschte Sancho die erschrockene Frau an.

„Es liegt warm und hat die Milch gehabt", stammelte die Alte und starrte die Fackeln und Hellebarden an.

„Warum es schreit, Weib!"

„Herr, ein Kindlein muß schreien. Es wird davon stark auf der Brust."

„Schreibe!" sagte Sancho zu seinem Schreiber, und ein Fackelträger hielt das flackernde Licht näher. „Zum ersten: in meinem Reiche sind die Kindlein satt und haben es warm. Damit sie jedoch stark werden, müssen sie vor Jammer schreien!"

Dann klappte er mit seinem Stock der Alten den Laden vor der Nase zu und hieß die Sänfte weitertragen.

Sie kamen auf die Höhe der Insel, wo nichts steht als ein windgebeugter alter Birnbaum und darunter ein kleines hölzernes Heuhaus. Sancho ließ anhalten und genoß den Blick auf seine Insel, die unter dem ziehenden Wintergewölk im wechselnden Mondlicht lag. Da war es Sancho, als ob er reden höre. Er sah zum linken und zum rechten Fenster hinaus, aber es war niemand zu sehen. So

kann, dachte Sancho, die Rede nur in dem Häuschen vor sich gehen, und das wunderte ihn. Er erhob sich mit vieler Mühe aus seinen Kissen, indem er sich auf seinen vor Erstaunen sprachlosen Schreiber stützte, stieg ächzend aus seiner Sänfte heraus und ging durch die Nässe zu dem Heuhaus, neben ihm die Fackelträger, hinter ihm Schreiber und Hellebarden. Er stieß die Tür auf, das Fackellicht fiel in die grasduftende Kammer, und in dem Heu, das sich üppig und sammetfarben aufpolsterte, erblickte er die Disputanten: einen Burschen und ein Mädchen. Aber er sah nur die Köpfe; denn weil es Winter war, hatten sich die beiden tief ins Heu gesteckt und starrten jetzt mit runden Augen und offenen Mündern entsetzt auf den fackelbeglänzten dicken Mann, der in seinem Scharlachmantel blitzend wie ein Altarbild vor den Hellebarden und der blauen Nacht stand.

„O ihr Bande", sagte Sancho. „Ei, ihr Gesindel! Wie heißt denn du, mein Sohn?"

„Ich bin doch der Adam vom Mittelfischer."

„Der Adam, sieh!" rief Sancho seinem Schreiber zu. „Der Adam bei der Eva. Und ich – ich muß wie der Herrgott an der Pforte stehn. Denkt ihr Pack denn, daß ich Lehnsherr bin, um vor dem Paradies draußen im Schnee zu regieren? Schreibe! Zum zweiten: in meinem Reiche liegt Eva – nein, schreibe nichts, du Ochse!" schrie er seinen Schreiber an, welcher erschrocken bis an den Grabenrand zurückwich. Der konnte nicht wissen, daß dem Statthalter vom langen Stehen die nasse Kühle bis ins Knie gezogen war und ihm plötzlich einen wilden Stich versetzte. Sancho warf mit eigener Hand donnernd die Tür des Häuschens zu und hinkte murmelnd zu seinen Kissen.

Langsam schwankte die Sänfte den Weg entlang. Der erzürnte Sancho kroch mit seinen Fackeln wie ein Glühwurm über den Rücken seines Reiches. Der Zug kam vor das Haus des Faßbinders, welcher noch auf war, beim Schein der Laterne auf dem Holzzeug hämmerte und dabei schimpfte.

„Warum schläfst du nicht, Hans, und machst Lärm in der Nacht?" fragte ihn Sancho.

„Der Teufel hol's, ich wurde über Tag nicht fertig."

„Wirst du nicht satt, daß du den Tag und die Nacht verarbeiten mußt?"

„Satt schon, Herr, uns geht's soweit gut. Aber die Zeiten sind unsicher, und ich will doppelt verdienen, solange es noch geht."

„Hm", dachte Sancho, „die Kinder schreien ohne Not, und die Männer arbeiten doppelt ohne Not und schreien auch. Schreibe! Zum dritten: in meinem Reiche bringt sich ein gesättigter Mann um den Nachtschlaf, damit er mehr hat, als er über Tag verzehren kann. Weiter."

Aber die Fahrt war bald zu Ende. Vor St. Peter und Paul in Unterzell mußten sie jedoch noch einmal anhalten und blickten erstaunt zum vorderen Turm der Stiftskirche hinauf. Im Schalloch vor der Stundenglocke saß der Küster und sang mit schallender Stimme, das Haupt zum Monde gekehrt, unbekümmert um Fackeln und Sänfte unten, einen Choral:

„Herr, du regierst und hältst die Welt,
Ich halte dich, daß sie nicht fällt."

Eben wollte Sancho die Absicht dieses Gottesdienstes ergründen, als in dem dunklen Gebüsch am Wege etwas huschte.

„Greif zu!" rief er.

Die Fackelträger griffen und hielten einen Kerl am Kragen.

„Was schleichst du hier?" fragte der Lehnsherr.

Der Mann schwieg. Aber in der Luft über ihnen erschallte ohne Pause der Lobgesang, und Sancho wurde ärgerlich.

„Was hast du in dem Beutel da? Zeig her."

Der Schreiber wickelte das Tuch auseinander, zog einen langen, neuen Rock hervor und sagte: „Des Küsters Kirchenrock."

„Du bist ein Dieb", sprach Sancho. „Warum stahlst du den Rock? Du kannst ihn doch nicht tragen."

„Ich dachte, Herr Graf, es kann einmal schlimm kommen. Da hätte ich ihn denn."

„Und der Küster, Halunke?"

„Der hat noch einen."

„Du hast ja auch einen eigenen an."

„Aber der Küster, Herr, hat außen um den Rock noch seine große Stiftskirche und den mächtigen Herrn Abt und zuäußerst den großmächtigen Herrn Lehnsherrn. Ich habe außen um mich bloß den Wind."

Sancho lehnte sich zurück und sann nach: warum hat der Dieb bloß den Wind, und nicht den Abt und mich?

„He, Kerl, warum sagst du, daß du nur den Wind hast? Bin ich nicht auch dein gnädiger Lehnsherr und Herr?"

„Ja, Herr, Ihr seid gnädig und freut Euch, wenn wir zufrieden sind. Das weiß ich wohl und wollte mich deshalb auch nur zufriedenstellen."

Sancho murmelte in der Tiefe der Sänfte: „Der Schuft, wenn ich ihn nicht entlasse, beweist er mir noch, daß er stahl aus Liebe zu mir." Polternd fuhr er ihn an: „Was hättest du denn getan, wenn ich dich nicht erwischt hätte?"

„Oh, Herr! Ich hätte den Rock auf den Boden getragen, hätte ihn befühlt, glatt gestrichen und gebürstet und wäre zufrieden gewesen wie der Kaiser. Herr, tut mir nichts! Ich hätte — den Rock hätte ich umarmt und gestreichelt und gesagt: Lieber, weicher Rock, lang lebe der Herr Lehnsherr und der Herr Abt und der Herr Küster!"

„Ich glaube", sprach Sancho, „hier sagte jemand eben die Wahrheit. Mach, daß du fortkommst und stiehl nicht wieder. Schreibe! Zum vierten: in meinem Reiche stiehlt ein berockter Dieb den andern Rock aus Wollust an der Zufriedenheit. So. Und nun holt mir den singenden Narren von seinem Turm. Der singt die ganze Insel wach."

Der Küster kam, und wie der Wind ihm sein weißes Haar ins Gesicht wehte, rührte sein hohes Alter den Sancho Panza. Er ließ ihm den Rock geben und sagte: „Singe nicht, alter Mann, sondern wache über deinem Eigentum, wenn du keinen Schlaf findest."

„Darüber eben wachte ich", antwortete der Küster.

„Mit Singen? Der Rock ging dabei hin."

Der Alte schüttelte den Kopf: „Nicht um den Rock. Ich bin zu nahe am Grabe, um noch zu einem Stück Tuch mein Eigentum zu sagen."

„Wie?" fragte Sancho, „du sagtest doch, daß du über deinem Eigentum wachtest."

„Ja, Herr, mein Enkel fährt zur See. Der Sturm geht, und ich muß Gott die Wellen niederhalten helfen."

„Und der Enkel, der Lümmel", sagte Sancho zu sich, „schnarcht auf dem Schiff oder spielt Würfel. Der Küster ist ein Tor — aber er wird dem Ritter gefallen. Schreibe! Zum fünften: in meinem Reiche kann das Alter nicht um sein Irdisches gebracht werden, aber Gott bei der Weltregierung helfen. Hm. Schreibe weiter: sechstens, das ist in summa: überall in meinem Reiche fand ich die Menschen in Angst, obwohl sie eben gegessen hatten. Es geht allen erträglich, und alle schreien Zeter. Nur zwei fand ich bei Wohlsein und obendrein glücklich. Aber deren Taten liefen darauf hinaus, daß der Jammer in meinem Reiche nie aufhört, sondern immer von vorne beginnt."

*

Am anderen Morgen stand Pedro vor dem Rollstuhl des Lehnsherrn, der in Kissen und Decken gepackt einen Glühwein zu sich nahm. Sancho sah nicht gut aus. Die Besichtigung seiner Insel in der windigen Nacht hatte ihn angegriffen.

„Pedro, hier ist der Brief."

„Lieber Gott", ächzte der Bote.

„Und dort" — Sancho zeigte mit dem Stock zum Fenster hinaus — „siehst du die Pappel?"

„Ja, Herr."

„Daneben das rote Dach?"

„Ja, Herr."

„Und die Mauer um den Garten? Der Anlieger dort ist gestorben. Ich gebe Baum, Haus und Garten dir, Pedro, wenn du reitest" — Sancho stand mühselig auf und packte den Pedro bei der Lederjacke und schüttelte ihn — „nein, nicht reitest, wenn du übers Land fährst wie der Seeadler. Zum Ritter hin und zu mir zurück mit seiner Antwort!"

„Ach, Herr —"

„Stehst du noch da!" schrie Sancho. „Toffel, dein Haus!"

Mein Haus? dachte Pedro beim Satteln. Mein Haus? dachte er beim Trab. Mein eigen Haus? beim Galopp. Mutter im Himmel, ganz mein eigen Haus? Und er raste durchs Land, daß die Marktweiber über ihre Körbe fielen, die Wachtmänner beiseitespringen mußten und die singenden Prozessionen auseinanderstoben.

Als Pedro ans Schloß kam, sah er die Fensterläden der Turmstube offen stehen und im Winterwind hin und her klappen. Er stieg ab und machte sich bedrückt und ein wenig schlechten Gewissens an den Posten, gab ihm einen kleinen Knuff

mit dem Ellbogen und fragte: „Du, warum — warum heizt Ihr denn nicht bei ihm?"

Der Soldat sah ihn von der Seite an.

„Es friert", sagte Pedro hartnäckig. „Don Quichote wird's kalt haben" — und dachte dabei: „wennschon — mein Haus."

Der Posten verzog das Gesicht und streckte die Nase vor, als ob er an dem Boten Pedro röche: „Du Schnapskruke. Bist wieder da? Und besoffen am frühen Morgen."

„Ich reite im Dienst", antwortete Pedro stolz. „Bin nüchtern. Ich habe einen Brief für den Ritter Don Quichote von der Mancha. Da!"

Der Posten sah bedächtig den Brief an und sah dann Pedro an und sagte: „Na ja. Der Herr war verrückt, und der Knecht hat ihn beerbt. Gleich neben dem Schloßweg, an der Kapelle — siehst du den neuen Stein? Da leg deine Epistel drunter. Und dich mit."

Pedro ging betrübt zum Stein und zog sein müdes Pferd am Zügel nach. Am Grabe Don Quichotes sprach er sein Gebet und sagte: „Amen — — ach mein Haus!"

Er wog unschlüssig das Schreiben des Lehnsherrn in der Hand, befühlte das schöne Siegel, sah die Schriftzeichen an und hielt den Brief gegen das Licht. Da war das Papier ganz voll von unleserlichen Zeichen. Er führte es näher ans Auge und wieder ferner, hob den unbestellbaren Brief gegen die Sonne, und wie er ihn wieder senkte und sein Auge ein Stück Landstraße erblickte, vor dem das mächtige Siegel Sancho Panzas wie ein Uhrpendel hin und her ging, gewahrte er einen Reiter auf der Straße.

Pedro sah schärfer hin: ein Ritter, ein schlechtes Pferd, eine billige Rüstung. Der Reiter kam näher. Nicht weit her, schätzte Pedro — ein langer Kerl, ein altmodischer Helm, ein gestutzter Bart — „Herr Gott", schrie Pedro — „da — da kommt er!!" Scharf sah er hin, bis er stierte: Weiß Gott, das ist der Ritter, ausgemergelt, die feurig schwarzen Augen, die Falten und die Güte im Antlitz!

Pedro sah scheu hinter sich nach dem Grabstein. Da stand unerschütterlich geschrieben:

Don Quichote liegt hier.
Fremd und irrend zu sich
Ritt er rings durch das Land,
Landend ewig bei sich.

„Ewig bei sich", stammelte Pedro und sah nun den Ritter groß und lebendig vor sich halten wie einen Traum.

„Herr! Guten Tag. Wie wenig hat Euch das Sterben verändert! Ich bringe Euch Antwort von der Insel."

„Von der Insel?" — Der Ritter schüttelte den Kopf. „Ich bin eben unterwegs zur Ufenau. Wer schickt Euch denn?"

„Der Lehnsherr, Graf Sancho Panza."

Der Ritter schüttelte den Kopf und sah Pedro aufmerksam an: „Ich glaube,

Bursch, du bist im Irrtum. Auf der Insel, zu der ich reise, sitzt kein gräflicher Lehnsherr."

Aber Pedro hatte gar nicht gehört. Mein Haus! jubelte es in ihm — er muß es sein! Pedro hielt den Grabstein Don Quichotes umklammert, schwenkte die Mütze und rief: „Grüß Gott, Don Quichote! Die Leute sagten, Ihr wäret tot!"

Da lachte der Reiter: „Das stimmt nun wieder, mein Freund. Sie sagen, ich wäre tot, aber sie werden merken, daß ich lebe."

„Freilich", murmelte Pedro und kratzte sich hinter den Ohren, „freilich habe ich Euch die Augen zugedrückt."

„Das hat auch schon mancher gesagt", sprach der Ritter, „aber meine Augen lassen sich nicht zudrücken, sie gehen wieder auf."

„Nicht wahr, Herr?" schrie Pedro, „Ihr seid's, und Ihr wollt zur Insel, und Eure Augen sind wieder aufgegangen, und hier ist der Brief!"

„Quichote?" las der Ritter kopfschüttelnd. „Ich heiße Ulrich und bin aus dem Geschlecht der Hutten."

„Hutten?" fragte Pedro verdutzt. „Ach, Herr, Ihr habt oft gesagt: was sind Namen! Reißt das Siegel weg, lest, und Ihr werdet sehen, der Brief ist für Euch. Er ist nur unleserlich geschrieben, weil der Lehnsherr Eile hatte."

„Nun", sagte Ulrich lächelnd, „meine Briefe sind auch unleserlich für viele und haben doch ihren Mann gefunden. Laß sehen!"

Ulrich las das Schreiben Sancho Panzas. Bei den ersten Zeilen war er verwundert, aber er wurde immer freundlicher und zuletzt lachte er: „Sechstens, das ist in summa: Adam und Eva und das ewige Leben des elenden Leibes."

„Und die Antwort, Herr?" fragte Pedro.

„Hast recht, Bursch. Ein solcher Brief verdient unsere Antwort. Wir lassen dem Lehnsherrn auf der Insel sagen: Voll sein macht schwer, Zufriedenheit traurig, und der lange Friede verstopft Euch den Darm. Aber die Ritter von der traurigen Gestalt reiten noch, einer nach dem andern, in jedem Jahrhundert. Die wenden den deutschen Magen um und machen Euch leer und tüchtig. Das sagst du. Halt, noch eins: wenn euren Küster, ich meine den im Schalloch bei der Stundenglocke, die Lust ankommt, sich zu verändern, so soll er zur Ufenau reisen. Wir brauchen dort einen im Glockenläuten und Weltregiment bewanderten Mann."

„Das ist zu lang, Herr", sagte Pedro. „Schreibt mir's auf, oder sagt es in einem Satz, den ich mir merken kann."

„Reite, Bursch und bestelle: was jammert, sei nur die Todesangst in allem Wohlbefinden."

*

Pedro kam mit einiger Verspätung nach Reichenau, weil er einen Umweg nehmen mußte. Er befürchtete nämlich, die Leute an der Straße seines Hinritts möchten ihn wiedererkennen und ihm seinen Schandritt heimzahlen. So kam er zur letzten Stunde des Lehnsherrn gerade noch zurecht, denn Sancho hatte sich nicht wieder erholen können und lag im Sterben.

Mein Haus, dachte Pedro, als er am Tor die Leute für das Leben des guten Lehnsherrn beten hörte, stürzte die Treppe hinauf, warf die Ärzte und Pfaffen am Bett auseinander, kniete hin und sagte: „Ich war an seinem Grabstein, lieber Herr."

Sancho lag bleich und steinern, als ob er nichts gehört hätte.

„Rede lauter", flüsterte der Abt, „sein Ohr ist schon zu."

Und Pedro schrie Sancho ins Ohr: „Da kam er geritten!"

Über Sanchos Gesicht zog ein Lächeln.

„Und er läßt Euch sagen –"

Sancho streichelte seinem Boten die stopplige Wange und sagte: „Was, mein Sohn?"

„Daß er wiederkommen werde und immer wieder und die Todesangst aus allem Wohlbefinden dieser Welt schon heraustreiben wolle", sagte der Bote Pedro nahe am Ohr des Lehnsherrn.

Der Abt bekreuzigte sich, und die Ärzte blickten einander verstohlen an. Sancho Panza aber wandte sich langsam zur Wand, als wolle er für sich sein, lag noch eine Weile atmend da, und als der letzte Atemzug stehenblieb und die Ärzte ihn sanft auf den Rücken betteten, sahen sie, daß das Lächeln auf seinem Antlitz stehengeblieben war und er sanft entschlafen sein mußte.

Von Sanchos Grabstein ist auf der Reichenau keine Spur mehr zu finden, und weder der Halunke Avellaneda noch des Miguel de Cervantes Saavedra Hoheit selbst hat über des Reichenauer Lehnsherrn irdisches Verbleiben notorische Dokumente zu überliefern für richtig befunden.

Wer aber im hohen Sommer nach Betrachtung der Fresken von St. Georg durch den Torbogen, welcher die Darstellung des Jüngsten Gerichts in der Oberzeller Stiftskirche mitten durchbricht, in die Vorhalle schreitet, die Türe aufklinkt und plötzlich im grünen, blitzenden Licht den Weinberg seines eignen, währenden Tages warm und atmend vor sich sieht – der kann über die wahre Ruhestätte dieses weltgewissen Dieners seines unsterblichen Herrn nicht im Zweifel sein."

*

Konstanze schloß das Heft und steckte es in ihre Handtasche: „Das behalt' ich" – sie lächelte Klaus an – „fürs Vorlesen."

Der Hausherr sah vor sich hin.

Wieder einmal blickte der ewige Kortüm weit über den leiblichen Kortüm hinweg. Endlich aber schien sich der Gastwirt auf seine Pflichten zu besinnen. Er ließ Rotwein kommen, schweren Rotwein. Er schenkte dem Schulmeister ein und sagte: „Vier Helden in einer Geschichte – und keiner ist zu seinem Hause gekommen. Aber nach Hause kommen sie alle, jeder an seinen Ort. Ich lasse den Richtfestspruch gelten."

Lotte schüttelte den Kopf: „Hat denn Pedro nun das Haus oder hat er's nicht?"

Holdermann nickte ihr zu: „So soll eine junge Frau fragen", sagte er und wollte mit ihr anstoßen. Aber Lotte hielt inne: „Hab' ich nicht recht?"

Holdermann nickte wieder: „Von meinen Bildnissen verlangen die Leute auch

Porträtähnlichkeit – Klaus Schart, Sie müssen noch Ordnung machen in Ihrer Geschichte. Der Schluß fehlt!"

„Den kann er erst machen, wenn dieses Schottenhaus endlich fertig sein wird", verteidigte Konstanze den Dichter. „Herr Kortüm hat versichert, daß dann erst die richtigen Gäste kämen. Wir sind neugierig auf das fertige Haus, die richtigen Gäste und Herrn Scharts letzten Schluß."

Kortüm erhob sich mit seinem Glas, ein wenig steif – er schien sprechen zu wollen. Auch die Gäste standen auf. Monich füllte die Gläser nach. Herr Kortüm aber sprach: „Freunde, ihr seid die letzten Gäste des Schottenhauses" – er schwieg, die Freunde sahen ihn an – „Flügelhaus heißt es von heute Nacht an."

Draußen rauschte der Regen – wer bei solchem Wetter Unterkunft finden wollte in diesem Haus, der mußte selber Flügel haben, und den Gottesblick dazu, der alles von oben sieht – aber nicht zu weit von oben, daß er nicht am Lebendigen vorbeistapft im Unwetter.

Ende.

Randbemerkungen

„Zweifle an allem wenigstens einmal, und wäre es auch der Satz: zweimal 2 ist 4." Also zweifelt man, eingedenk dieses Wortes von Lichtenberg, sogar am Münchener Fasching. Die Skepsis scheint berechtigt, da im vorigen Jahre eine historische Faschingsausstellung zu sehen war, heuer ein Kongreß tagte und in Reisebüros Münchener Karnevalsprospekte auslagen. Ausstellung, Kongreß, Fremdenverkehrswerbung: das sieht nach einer Sache aus, die im Wandel der Zeit Staub angesetzt hat und auf Draht gezogen wurde. Um es vorwegzunehmen: es war alles ganz anders. Nicht Reznicek. Aber auch nicht die Karnevalsabenteuer Josef Filsers. Bei Berliner karnevalistischen Unternehmungen drücken sich auf ein paar Treppenstufen mehr waghalsig entkleidete Mädchen herum als auf sämtlichen vier überfüllten Münchener Bällen, die man eines Sonnabends hintereinander aufgesucht hat. Man war auf entfesselte Szenen gleich den Kirmesdarstellungen von Jordaens oder auf kunstgewerbliche Veranstaltungen gefaßt. Auf einem Ball der „Meisterschule der Mode" gab es so etwas wie einen kunstgewerblich stilisierten Maskenzug junger Schneiderinnen, die sich so witzig und apart herausstaffiert hatten, wie man es von künftigen und zünftigen Modeschöpferinnen erwarten darf. (Ich weiß nicht, wie das in München gehandhabt wird. Bei uns ist es so: kurz nach Weihnachten fallen Schwärme junger Mädchen in die Lipperheidesche Kostümbibliothek ein, um dort Karnevalskostüme zu „entwerfen". Dieser Schöpfungsakt besteht darin, daß alte Modeblätter durchgepaust werden.) Sonst aber spürte man auf den Münchener Bällen nichts von Programmen und Kunstgewerbe. In Haltung, Tracht, Stil und Stimmung waren sie dennoch rassig und schön wie ein Werk der Kunst. Verehrungsvoll sei bei dieser Gelegenheit der Münchener Frau von vierzig Jahren gedacht, einem reifen und schönen Menschenschlag, wie man ihn so vollendet, so souverän in sich ruhend und in jeder Hinsicht ungeschminkt nirgendwo in der Welt wiederfindet. Es setzt keine weibliche Begabung voraus, als junges Mädchen hübsch zu sein, da die Anmut der achtzehn Jahre unter allen Umständen reizend ist. Aber wie es nichts Besonderes bedeutet, als Zwanzigjähriger talentvoll zu sein, wie es vielmehr darauf ankommt, als vierzig- oder fünfzigjähriger Mann unverbrauchte Begabung und schöpferische Einfälle zu haben, so besitzt in diesem Sinne die reife Münchnerin die Genialität ihres Alters. Sie entstellt sich nicht jünger. Diese herbsinnlichen, natürlichen und vollendeten Frauen haben erkannt, daß jedes Lebensalter seine ihm eigentümliche Schönheit hat, die sie mit unfehlbarem fraulichem Takt zur Geltung bringen. Zufällig war man am Vormittag durch die weitläufige Pracht des Residenzmuseums hindurchgegangen. Die Feste am Abend bildeten die lebendige Fortsetzung des saftigen, behäbigreichen bayrischen Barock und Rokoko, das man ein paar Stunden vorher bewundert hatte. In seinen „Reisebriefen" beschreibt Lichtwark einmal das Sonnenwendfest Münchener Künstler in Geiselgasteig. Der Hamburger steht der Sache befremdet gegenüber, bis ihm schließlich angesichts der nächtlichen Szenen die Erkenntnis aufdämmert: „Die Bacchanalien von Stuck sind mit ihren Fackeln und Feuergarben, die auf nackte Leiber scheinen, nicht aus der Phantasie, sondern aus der Anschauung geboren. Ich mußte bei diesen Tänzen und Reigen an so viele andere Motive in Münchener Zeichnungen und Bildern denken, die mir als Spiel archaisierender Laune erschienen waren, und die doch nur Wirklichkeit sind." So ist es. Die Bilder von Künstlern der Münchener „Scholle" lehnte man ehedem als theatralische Dekorationen ab. Als man aber im vergangenen Sommer in einem oberbayerischen Orte ein nächtliches Seefest erlebte, wo unter funkelndem, von Sternschnuppen durchjagtem Augusthimmel mit Musik ein Floß nahte, auf dem im Scheine eines lodernden Holzstoßes knapp bekleidete Jünglinge turnerische Gruppen stellten und Mädchen in der heimischen Tracht sich im Tanze drehten, da hat man insgeheim den Malern aus

dem Kreise der „Jugend", die ähnliche Motive oft gemalt haben, nachträglich allerlei ab. In Berlin, in den Jahren vor dem Kriege, war vom Niedergang Münchens als Kunststadt die Rede. Man machte eine überhebliche Gegenrechnung auf, indem man die Reihe der in Berlin tätig gewesenen bildenden Künstler, die Reihe Schlüter, Schadow, Rauch, Gilly, Langhans und Schinkel, Blechen, Krüger und Menzel bis zu den Sezessionisten, die aus München Slevogt und Corinth herübergezogen hatten, aufstellte. Der Münchener Kunst billigte man allenfalls Sinn für geschmackvolle Form, Begabung für das Dekorative zu. Dieser Unsinn ist längst ad absurdum geführt worden; es zeugt von krasser Unkenntnis des süddeutschen Wesens, wenn man die erfindungsreiche, sinnliche Formenfreude mit hohler Dekoration verwechselt. Sieht man in oberbayerischen Orten Gemeindehäuser, Postanstalten, Schulen oder die überraschende Fülle vorbildlich guter Wandmalereien, dann wird man wieder einmal inne, daß in diesem Lande die beste handwerkliche Überlieferung niemals unterbrochen worden ist, daß hier künstlerische Aufgaben ganz selbstverständlich gelöst werden, die anderswo Probleme sind, über die man Erwägungen anstellt. Es ist eine ununterbrochene Linie, die vom Barock zur Jetztzeit schnurstracks herüberführt. Im „Deutschen Theater", in Hallen und Sälen einiger großer Hotels waren heuer so bezaubernde Faschingsdekorationen zu sehen, daß daneben die hochgelobte Ausschmückung der Berliner Akademie-Bälle als billige Improvisation überhaupt nicht in Betracht kommt. Das sitzt im Blut und läßt sich weder erlernen noch übertragen. Der begabteste dieser Münchener Künstler, der in diesem Jahre die Räume eines Hotels auf den Klang Schwarz-Gold ausgestattet hatte, sei genannt. Oswald heißt dieser treffliche Mann, dessen Dekorationen schon im vergangenen Jahre auffielen, obwohl man sie nur im grauen Tageslichte sah, und die diesmal beim Ball der bayerischen Staatstheater festlich zur Geltung kamen. Wie schade, daß seinen einfallsreichen Schöpfungen, um die ihn die Wiener Werkstätten in der Ära Kolo Moser hätten beneiden können, nur eine Dauer von wenigen Wochen beschieden ist! Kolo Moser, Wiener Werkstätten, Bayrisches Barock, Scholle, Stuck, Lichtenberg und Lichtwark — — Fast kommt es mir selber so vor, als seien dergleichen Betrachtungen ein allzu intellektueller Aufwand angesichts so bodenständiger Feste. Indessen: in jedem Jahre erscheinen Feuilletons über den Münchener Fasching, die man auswendig kennt, bevor man sie gelesen hat. Darf einmal darauf hingewiesen werden, daß diese heiter brausenden Volksfeste mehr bedeuten als angeblich versetzte Betten, Schwabingerei, Weißwürste, Donisl und was dergleichen Schlagworte sonst noch sind? Nicht nur der geborene, auch der gelernte Berliner kommt sich höchst albern vor und wird tief melancholisch, sobald er sich faschingsmäßig kostümiert im Spiegel erblickt. Man schritt also im neutralen feierlichen Frack durch die Reihen, entschlossen, sich nichts vorgaukeln zu lassen und alles scharf, schärfer, am schärfsten kritisch unter die Lupe zu nehmen. Als man schließlich das letzte der Feste, das Gauklerfest, verließ, hatte man das Empfinden, beinahe so etwas wie ein künstlerisches Erlebnis gehabt zu haben. Mit Bestimmtheit wußte man, daß diese Nacht die frohesten Stunden seit geraumer Zeit beschert hatte.

Plietzsch.

Literarische Rundschau

Auswärtige Politik

Von Wolfgang Windelbands grundlegendem Werke „Die auswärtige Politik der Großmächte in der Neuzeit von 1494 bis zur Gegenwart" ist vor kurzem die vierte, erweiterte Auflage erschienen (Essen, Essener Verlagsanstalt. 420 S., 10 Karten. RM 10,–). Daß nach der dritten Auflage Ende 1935, nach noch nicht einem Jahre, die vierte Auflage dieses wichtigen Buches erscheinen konnte, ist erneut ein Beweis dafür, daß die Qualität des deutschen Leserpublikums nicht abgenommen hat, sondern daß wesentliche Bücher, auch wenn sie hohe Ansprüche an den Leser stellen, ihr Publikum finden. Windelband hat bekanntlich in seinem Buche sich das Ziel gesetzt, die großen, durch die Jahrzehnte und Jahrhunderte hindurchgehenden Linien aus der Fülle der Einzeltatsachen, der Kriege und Bündnisse, des Erstarkens und der Schwächung der Mächte herauszuarbeiten. Natürlich wollte er niemals die Außenpolitik ablösen von dem Hintergrunde des Gesamtgeschehens, auf dem sie mit Innenpolitik, Wirtschaft und Kultur verflochten ist, sondern er hat das Nicht-Außenpolitische so weit einbezogen, wie von ihm her Licht auf die Grundlagen der Außenpolitik fällt. Dieses Ziel hat Windelband in der Vollendung erreicht, denn auf seinem Wege wird das eigentliche Wesen jeder Außenpolitik und der Außenpolitik als Begriff überhaupt eindringlich deutlich. Mit Meisterschaft führt Windelband, dieser deutsche Historiker von internationalem Range, in architektonischer Klarheit und in abgewogenem Stil den gewaltigen Bau auf, in dem die Kräfte der großen Politik sich auswirken. Das Buch ist gegliedert in die Abschnitte „Die Entstehung des Staatensystems"; „Die Glieder des Staatensystems zur Zeit seiner Entstehung"; „Die vorbereitenden Kämpfe um Italien 1494–1519"; „Der Kampf gegen die Vormachtstellung Spaniens 1519–1659"; „Der Kampf gegen die Vormachtstellung Frankreichs 1659–1815"; „Englands Weltstellung und die kontinentale Umbildung 1815 bis 1871"; „Das Weltstaatensystem seit 1871". In diesem Abschnitt wird das Zeitalter Bismarcks, die Zeit der deutschen Weltgeltung und die Zeit nach Versailles bis zur Gegenwart behandelt. Führte die dritte Auflage bis zu den abessinischen Wirren, so greift die vierte bis zum Abschluß des deutsch-österreichischen Freundschaftsabkommens. Der Abschnitt „Seit Versailles" verdient besondere Beachtung. Das Neue an der vierten Auflage ist die Hinzufügung einer Zeittafel, da Windelband es mit Recht ablehnte, die große Linie durch eine Fülle von historischen Zahlen zu verwischen, aber andrerseits den Wunsch erfüllen wollte, in dem Buche gesondert auch die Jahreszahlen der historischen Ereignisse zu geben. Ferner sind zehn Karten hinzugefügt, die Dr. Kurt Flügge gezeichnet hat. Ein willkommener Teilersatz des immer noch fehlenden historischen Atlas unserer Zeit. Sie stellen das europäische Staatensystem um 1500, um 1559, um 1659, um 1720, dann Preußen, Polen und Rußland bis zur ersten polnischen Teilung, die europäischen Großmächte 1875 und 1887, England, Rußland und Japan in Asien, England, Frankreich und Italien im Mittelmeer und Europa 1919 im geographischen Bilde dar. Das Buch erfüllt die große, ihm gestellte Aufgabe in der Vollendung: jedem um das Verständnis des Weltgeschehens bemühten Menschen die Grundlagen zu einem politischen Urteil über das gegenwärtige und kommende Geschehen durch die Kenntnis der unentbehrlichen geschichtlichen Voraussetzungen zu vermitteln.

Rudolf Pechel.

Schicksalsstunde Europas

Die Beschäftigung mit Europa wurde noch vor nicht allzulanger Zeit als liberaldemokratische Angelegenheit angesehen. In der Tat wurde damals das europäische Problem in einem Stil und mit Methoden behandelt, die man für europagültig hielt,

die aber seit dem Siege des Faschismus und Nationalsozialismus veraltet sind. Im Geiste des neunzehnten Jahrhunderts kann das Problem Europa heute nicht mehr behandelt werden. Das bedeutet nicht, daß, wie manche heute noch glauben, das Vordringen des Nationalsozialismus das Problem Europa überhaupt versinken ließ. Ganz im Gegenteil wird heute lebhaft, vor allem von den politischen Führern Europa gefordert. In den nationalistischen Staaten erlebt die Suche nach „Europa" eine Wiedergeburt. Das ist kein Widerspruch, sondern die natürlichste aller Entwicklungen. Denn in einem so dicht bevölkerten Erdteil mit zahlreichen in der Potenz herausgebildeten Nationen muß gerade der Nationalsozialismus einsehen, daß die Nation im modernen Sinn ein Ergebnis der europäischen Dynamik ist, und daß daher Europa nicht eine Fiktion, sondern eine Realität ist, deren Bedeutung man in allen politischen Vorgängen spürt, wenn sie auch noch keine Form gewonnen hat.

Aber Europa und das Verhältnis der Nationen zu ihm ist verzweifelt widerspruchsvoll und vielstrebig. Übersteigt doch die Menge der europäischen Vorgänge und Tatsachen jedes Fassungsvermögen, jede Möglichkeit einer erschöpfenden Analyse. Für die Betrachtung Europas gibt es zahllose Perspektiven. Wo wir stehen, von wo aus wir blicken, spüren und wissen wir, daß „Europa" wirklich da ist, aber auch, daß es im Sinne des zwanzigsten Jahrhunderts erst zu verwirklichen ist. Es erscheint als ein verzweifeltes Unternehmen, dieses einerseits schon bestehende, andererseits erst zu verwirklichende Europa überhaupt im Geiste vorzustellen und dem politischen Gestaltungswillen näherzubringen. Die Unendlichkeit des Stoffes und die Menge der Perspektiven läßt die schriftstellerische Aufgabe „Europa" fast unlösbar erscheinen, zumal auf Schritt und Tritt politische Rücksicht geübt werden muß.

Vor solchen Schwierigkeiten hat auch Karl Anton Prinz Rohan gestanden, als er die „Schicksalsstunde Europas" (Leykam-Verlag, Graz, 1937) schrieb. Man geht darum mit Vorbehalt an das Buch heran. Aber bald stellt man fest: der Autor ist nicht in den Abgrund gestürzt. Er hat seine Aufmerksamkeit auf das gerichtet, was heute die Achse Europas anzutreiben versucht. Es ist da ein Mann des zwanzigsten, nicht des neunzehnten Jahrhunderts am Werk. Aus zahllosen Vorgängen und Erscheinungen, die in einem europäischen Sinne immer Geltung haben und des Begreifens und der Beschreibung würdig sind, hat ein überaus empfindlich registrierender Geist das auszuwählen gewußt, was politisch bedeutsam ist und den Entwicklungsprozeß Europas zu beschleunigen vermag. Darum ist der überragendste Abschnitt „Der Mensch des 20. Jahrhunderts und seine politischen Lebensformen". Hier werden die politischen Mächte, die heute um die Nationen und darum auch um Europa ringen, und die Gegner dieser Mächte geschildert. Die vom Faschismus und Nationalsozialismus einerseits und vom Bolschewismus andererseits entworfenen Bilder sind sehr lebhaft und aufschlußreich, wenn auch von der einen oder anderen Seite Einwände erhoben werden können. Auf alle Fälle wird im Leser etwas zurechtgerückt, er gewinnt eine neue Übersicht und Einsicht, mag er vorher auch noch so gut informiert gewesen sein. Rohan greift aus der Fülle der Vorgänge das Wesentliche heraus und vermag es so zu formulieren, daß man sich wundert, es nicht vorher gewußt zu haben. Vor allem hervorzuheben ist die Schilderung des radikalen und konservativen Menschen unserer Tage und die überraschende Aufdeckung, daß es Typen gibt, welche sowohl konservativ wie radikal und daher politisch besonders erfolgreich sind.

Der Inhalt der ersten großen Kapitel des Buches „Erbgut Europas", „Zwischen Gottlosigkeit und Gottsuche", „Persönlichkeit und Lebensgestaltung" sind notgedrungen vielfach nur als Sammlungen von Gedanken und Aphorismen aufzufassen, an die man wegen der Uferlosigkeit des Stoffes noch zahlreiche andere anreihen könnte. Darüber ist sich auch Rohan klar. Er sagt, daß das Buch nicht gründlich sei, nicht systematisch und wissenschaftlich, sondern eine impressionistische Bilanz des europäischen Lebens. „Von Religion zu Geschichte und Politik, von Liebe, Ehe und Kindererziehung zu Charakterbildung und Berufsethos, von Okkultismus zu moderner

Kunst und Mode, vom Adel und Bürger zum antibürgerlichen Menschen unserer Tage, von Staat und Wirtschaft zu den modernen Massenbewegungen und Weltanschauungen durchstreift es die europäische Gegenwart. Erlebnisse und Erfahrungen, Ergebnisse theoretischer Studien, Eindrücke von Reisen und Gesprächen mit hervorragenden Menschen, objektive Untersuchung der Wirklichkeit, Deutungen und Prognosen, Zukunftsträume, Bekenntnisse persönlichster Art — — aus allen diesen Elementen besteht es und möchte doch eine Einheit sein, eine Zusammenfassung des Persönlichen und des Allgemeinen aus gegenwartsbejahendem Standort."

Bei der Behandlung des ungeheuren Themas treten auch manche Widersprüche auf, mancher seelische Druck ist zu spüren, wenn die mannigfachen Antithesen und Feindschaften und Ungereimtheiten des europäischen Lebens doch als zusammengehörig erblickt werden möchten. Die Bejahung des Katholizismus und des Nationalsozialismus wirft Probleme auf, von denen nur einige, diese aber sehr bemerkenswert, einer Lösung nähergerückt werden. Gerade das, was verbindet, weiß Rohan zur Sprache zu zwingen, und er ergreift den Leser durch manche überraschend schöne und klärende Stelle. Wir erwähnen hier nur seine Auslassungen über das „Reich". Der Standort Europa wird nicht benützt, um Vorgänge innerhalb der Nationen zu kritisieren, sondern eben diese Vorgänge dienen zur Deutung Europas.

Bekenntnis zum Christentum einerseits, zum radikal-modernen Europäertum konservativer und revolutionärer Prägung andererseits — das ist freilich ein Bogen, den zu spannen vielen unmöglich erscheinen möchte. Aber Rohan hat in der Tat neue Aspekte gewonnen und manche Möglichkeit der Zukunft vorbereitet. Widersprüche zu ertragen und schließlich zu einer großen Einheit zusammenzuzwingen — das ist das Schicksal des Europäers, vor allem des Deutschen in Europa. Innerhalb des Deutschtums aber ist das vorzüglich die Aufgabe der Österreicher. Rohan erhebt in bedeutsamer Weise als Deutscher und Österreicher seine Stimme für das Europa der Zukunft. Eugen Diesel.

Mythos der deutschen Welt

Als der Erzähler Friedrich Alfred Schmid Noerr vor bald zehn Jahren seinen „mythischen Roman" Frau Perchtas Auszug veröffentlichte, stand er hiermit zwar schon im allgemeinen Zuge einer Zeit, die auf Erneuerung des Mythos drängte. Das Kernproblem dieser Erzählung um Karl den Großen, die Spannung zwischen germanischem und christlichem Mythos, war jedoch noch nicht zu einer völkischen Entscheidungsfrage herangereift. Schmid Noerr hat in den Zwischenjahren auf dem damals betretenen Boden weitergearbeitet. Er hat außer gelegentlichen Nebenarbeiten nichts Größeres veröffentlicht, um nunmehr mit der reifen Frucht dieser Inkubationszeit in einem weit schicksalhafteren geschichtlichen Augenblick zutage zu treten. Im Paul-List-Verlage, Leipzig, ist von ihm jetzt eine 660 Seiten starke Romandichtung unter dem Titel „Unserer Guten Frauen Einzug" erschienen, die, hinausgehend über den lokalen und historisch fixierten Rahmen des Perchtamythus, den Mythus der gesamtdeutschen Welt und gesamtdeutschen Geschichte dichterisch zu gestalten versucht. Eine große Aufgabe, wie sie ihre Parallelen bei Homer, Vergil, Dante, Milton besitzt, ohne daß hiermit eine Parallelität der Lösungen auch schon in Sichtweite gerückt würde. „Wer weiß, was Mythos ist, der wird einen solchen Versuch nicht mit dem Großplan einer Dichtung aus der Phantasie eines Dichters gleichsetzen." Was Schmid Noerr bei der Restitution dieses Bauwerkes vorfand, war nur ein archäologisches Trümmerfeld, dessen Ausgrabung noch mitten im Gang, bei dem die Benennung und Arrangierung der Trümmer noch längst nicht gesichert, ja sogar die Voraussetzung ihres geschlossenen Zusammenhanges nur Hypothese war. Der Dichter mußte selber mit Hand anlegen und Forscherarbeit leisten. Er mußte aber andererseits auch mehr als Dichter sein und religiöse Entscheidungen wagen. Als wichtigste „in geheimem Widerstreit und tiefster Versöhnung zugleich" den heute so umstrittenen Einbezug des christlichen Mythos in die germanische Welt. „Yggdrasil, die Welteſche, rauscht. Durch ihre Wipfel

weht der Ewigkeitswind. An ihren Wurzeln nagt der Wurm der Vergänglichkeit. Ihr breit geteiltes Geäst füllt jeglichen Ort, hegt jegliche Tat, birgt jegliches Schicksal. Durch ihre Zweige hüpft der Verrat und flattert die Angst. Im Herzen ihrer Wölbung aber leuchtet die Rose aus Licht, strahlt auf der kindliche Krist."

Treten wir jedoch diesem Werk vorerst als einfachem Lesegegenstand näher. Es stellt sich als eine „Romandichtung" vor, wie jeder Mythos als eine Art weltumspannender Schlüsselroman, der ohne gründlichen Kommentar nur oberflächlich als „Märchen" (etwa im Stile der Romantikermärchen) zu verstehen wäre. Hiermit soll nicht gesagt sein, daß das Werk wie alle echten Mythen nicht auch den Ehrgeiz gehabt hätte, in dieser Richtung Reize zu bieten und die Kindlein an sich zu ziehen. Mythos ist ja nicht Mystik, so ähnlich die Worte auch klingen; er will nicht ergrübelt, sondern mit Einschluß aller Sinne angeschaut werden. Nach einem einleitenden „Liede von der Weltesche" (unser obiges Zitat verrät vielleicht schon die besondere Sprachkraft dieses Prologes) beginnt das erste Buch der Erzählung mit der „Werdezeit". Zwölf Kapitel, die vom „Bärenkind" Rupprecht, dem fellgeborenen, aus Riesenblut gezeugten Urkinde des deutschen Menschen bis zur „Götterdämmerung" reichen. Es sind noch keine „Menschen" da; nur der Köhlerriese Unsevalt mit seinem Weibe Munesun. Sie stehen im Dienste des Haklubärend, des göttlichen Herzogs Wodemar, werden jedoch von Donar mit dem blitzgeborenen Eichkater Ekkerken, der tastenden und beschwichtigenden Seele, beschenkt. Wir können das Personengeflecht und den labyrinthischen Ereignisfaden nur andeuten. Das zweite Buch durchläuft sodann die „Werdezeit" mit ihrem zentralen Ereignis, der Geburt des Krist in der deutschen Seele, welche als ihre Kehrseite die Dämmerung der alten Götter, Dämonen, Weisheits- und Heilswege zur Folge hat. Hier werden — gemischt aus Inferno, Purgatorio und Paradiesesahnung — alle Schichten des deutschen Chaos und Kosmos durchmessen auf dem weiten Sucherwege Ekkerkens zum dornigen Kraute des ewigen Lebens, der an den Wanen und an der Toteninsel Avalun vorbei zum Nornenbrunnen führt und über das Reich von Schicksal und Not hinaus bei der sechsfach geteilten „Weltenorgel" Irminos, des Gottes hinter allen Göttern, endet: „Frei zu Gott schwingt zurück nun die menschliche Bahn, und der Geist ist zur Liebe gekommen." Im abschließenden dritten Buch wird dieser Durchbruch dann vollendet mit der „Weihnachtszeit". Während die alten Götter in ohnmächtigem Sturm und Nebel in der Natursphäre der Winternacht zurückbleiben, springen aus den Tierfellen die Menschen hervor. Das Bärenkind Rupprecht wandelt sich zum gleichnamigen dienenden Knechte der Weihnachtszeit. Die Eichhornseele Ekkerkens steht als rothaariger Donarssohn und getreuer Eckhart der Deutschen wieder auf. Der Riese Unsevalt vervielfacht sich zum Volkvater und die Riesin Munesun zur deutschen Mutter Maria, in deren Glanz alle anderen Gottesmütter der Völker Einzug gehalten haben, um die Weihnacht der Tiere und Menschen vollkommen zu machen.

Wir haben den Umkreis des Werkes mit Siebenmeilenstiefeln abgeschritten. Der ernsthafte Leser wird einen anderen Weg gehen müssen. Er wird das Buch überhaupt kaum in einem Zuge durchlesen können, sondern Schritt für Schritt erarbeiten müssen, weil jeder Name, jede kleinste Ereigniswendung von Bedeutung ist, so wie in der Heraldik die winzigsten Haken und Schnörkel. Das hat seine Gründe aber nicht in der barocken Seele des Gestalters, sondern darin, daß „diese Dichtung eigentlich das deutsche Volk selber hätte dichten müssen, wären die Umstände günstig, sein Wissen der eigenen Vorzeit weniger zerstört". Hierin liegt auch der Unterschied etwa zu Richard Wagners Versuchen einer deutschen Mythenerneuerung, welche im Bereich persönlicher Schöpferkraft verbleiben. Es kommt daher im Augenblick auch nicht so auf die wahrscheinlich sehr langsame „Wirkung" dieses Werkes als auf sein Dasein an, mit dem es fortan wie ein Cherub vor dem Garten unserer Vorzeit steht und die mannigfachen bequemeren Wege als bloße frühgeschichtliche Anbiederungen im Sack enden läßt. Joachim Günther.

Niklas von Cues

Der Volkspreis für deutsche Dichtung 1936, der alljährlich von der Wilhelm-Raabe-Stiftung vergeben wird, ist Hans Künkel für den Roman „Schicksal und Liebe des Niklas von Cues" (Leipzig, Philipp Reclam jun.) verliehen worden. In diesem Falle treffen wirklich alle Voraussetzungen zu, die die Vergebung eines Preises für einen Roman im Gedenken an einen großen deutschen Erzähler rechtfertigen. Denn Hans Künkel, der mit seinem Roman „Anna Leun" schon Anspruch auf starke Beachtung erheben durfte, hat nun sein reifes, gestaltendes Können an einem großen Stoff bewährt. Sein Roman gilt dem Leben und Streben einer der großen Gestalten deutscher Geistesgeschichte und ist unmittelbar beziehbar auf die Zeit, in der wir stehen. Denn als Nikolaus Kriftz (1401—1464), der Sohn eines harten Fischers und einer liebevollen, frommen Mutter aus Cues an der Mosel, das Bernkastel benachbart ist, ein Knabe war, machte sich schon die Auflösung der bisherigen einheitlichen Ordnung des christlichen Abendlandes in schärfster Form bemerkbar. Um die deutsche Königskrone stritten drei Könige und um den Heiligen Stuhl drei Päpste. Die bisherige sichere Ordnung des christlichen Einheitsstaates war im Zerfallen. Ein neues Zeitalter begann sich anzukündigen, und der junge, aufgeschlossene, leidenschaftliche Nikolaus geriet mitten in die großen Entscheidungen dank innerer Berufung. Er ist neben anderen bedeutenden Werken der Verfasser der Schrift „De concordantia catholica", die er dem Konzil zu Basel vorlegte, und „De docta ignorantia", Schriften, deren geistiger Gehalt sie über die Jahrhunderte getragen hat. Nikolaus von Cues, der zur Kardinalswürde später aufstieg, hatte eine große Konzeption für die Neugestaltung der Welt und der Kirche, ehe die Zeit zu einer Reformation reif geworden war. In seinem Wissen um die Notwendigkeit der Änderung und in der Unmöglichkeit des Vollbringens, da die Zeit noch nicht reif war und auch die eigne Kraft nicht ausreichte, liegt die Tragik seines Lebens. Und sie war eine echt deutsche Tragik. Auf dem Konzil zu Basel war man nahe an der Erreichung des Zieles: die europäischen Staaten auf nationaler Grundlage in sich zu ordnen und sie zu einer großen neuen Einheit in der christlichen Kirche zusammenzufassen. Nikolaus von Cues war für den Kaiser als die nationale Obrigkeit — er trug die wahre Reichsidee in sich — und gegen die Oberhoheit des Papstes. Aber da das Konzil von Basel und seine Teilnehmer sich in kleinlichem Interessenkampfe als nicht groß genug für ihre Aufgabe erwiesen, wagte er nicht, den letzten Schritt zu tun, und trat auf die Seite der Kirche, d. h. des Papstes. Sein Wirken war schicksalhaft, und aller Glanz und alle Macht, die ihm zufielen, vermochten nicht die Tragik des steckengebliebenen Reformators, der zu früh gekommen war, in ihm wettzumachen.

Diese Gestalt mußte einen schaffenden Künstler wie Hans Künkel, der zu gleicher Zeit ein klarer philosophischer Kopf und Denker ist, besonders anziehen. Dem Denker gelang es meisterhaft, das geistige Ringen des Cusaners und die Bewußtseinslage der damaligen Zeit herauszuarbeiten, dem Künstler die Darstellung des Mittelalters mit all seiner Farbigkeit, seinem breiten und starken Leben, seiner Unerlöstheit und seinem Ringen, in einem farbensatten, von innerer Dynamik erfüllten Gemälde.

Das Buch ist in jeder Zeile zeitnah. Denn wiederum steht Europa wohl vor dem Beginn eines neuen Zeitalters, nachdem das Zeitalter, das Cusanus einleitete, in geistiger Zersetzung zu Ende gegangen ist. Und wiederum scheint es so, als ob gerade Deutschland die Aufgabe zufallen wird, unter den Völkern Europas dieses Ringen in stärkstem Beteiligtsein zu einer neuen Klärung zu bringen.

Dieses Buch hat allen Ringenden um den Sinn des Lebens und der Zeit sehr viel zu geben und kann dem einfachen wie dem anspruchsvollen Leser in gleicher Weise tiefe Anregung vermitteln. Rudolf Pechel.

Kants Nachlaßwerk

Der Mensch neigt dazu, offenbare Versäumnisse und Versündigungen mit einem geistreichen Sprichwort ad acta zu legen. Es ginge aber nicht an, bloß den Satz des

Terentianus Maurus „habent sua fata libelli" zu zitieren, um mit ihm eine der peinlichsten Unterlassungssünden der deutschen Gelehrsamkeit zu erklären. Wir meinen den folgenden Tatbestand: Als Immanuel Kant im Jahre 1804 verstarb, hinterließ er u. a. ein umfangreiches Bündel eng beschriebener Manuskriptseiten in Folioformat, von welchen er geäußert hatte, daß sie sein „Hauptwerk" enthielten. Bei anderer Gelegenheit ist ihm allerdings auch die gegensätzliche, aber für jeden Psychologen durchsichtige Äußerung entfahren, daß man das Manuskript nach seinem Tode verbrennen solle. Dies ist nicht geschehen, sondern etwas, das in gewisser Weise schlimmer, zum mindesten beschämender ist. Die Papiere kamen mit dem übrigen Nachlaß in die Hände von Kants Pfleger Wasianski, der sie dem damals autoritativen Kantausleger und Hofprediger Schulz zur Durchsicht und evtl. Herausgabe übergab. Schulz entschied dahin, daß das Werk nicht zur Veröffentlichung tauge. Das Manuskript verschwand und tauchte erst in den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts wieder auf, nachdem also der ganze deutsche Idealismus von Fichte bis Hegel nicht mit ihm in Berührung gekommen war. Aber auch in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts ging der Streit um des Kaisers Bart weiter: niemand hatte das Werk richtig durchgesehen und studiert, viele aber maßten sich ein Urteil darüber an, ob es von Wert sei und veröffentlicht werden müsse oder nicht, unter ihnen auch wieder eine Autorität, Kuno Fischer, der erneut die Bedeutungslosigkeit dieses Opus posthumum dekretierte, da Kant in seinen vollendeten Werken alles ausgesprochen habe, was er zu sagen gehabt hätte. Es fehlte somit für ein weiteres halbes Jahrhundert die simple, philologisch treue Ausgabe eines umfangreichen Werkes ausgerechnet des deutschen Denkers, von dem sonst jede Zeile tausendfach unter die Lupe genommen, jede dialektische Nuance durch einen Heerbann von Auslegern um und um interpretiert wurde. Hierfür gibt es, wie gesagt, keine plausible Erklärung, geschweige denn eine Entschuldigung.

Jetzt endlich, im Jahre 1936 (das hierdurch in der Geschichte der Philosophie ein Datum geworden ist) erscheint nun im Rahmen der Kant-Ausgabe der Preußischen Akademie zum ersten Male ein vollständiger, unkorrigierter Abdruck des „Opus posthumum" in zwei Bänden, herausgegeben von Arthur Buchenau und Gerhard Lehmann (Verlag Walter de Gruyter, Berlin). Uns liegt der erste Band vor, der die Konvoluten 1 bis 6 enthält. Man braucht gewiß nicht sehr an die Lektüre von Nachlässen gewöhnt zu sein, um schon in diesem ersten Teile ein „Buch", und zwar eines der wichtigsten, erregendsten und inhaltsreichsten zu erkennen. Es ist überdies eines der erschütterndsten psychologischen Dokumente, an denen wir gerade bei Kant sonst solchen Mangel haben. Allerdings kein Buch zum Rezensieren oder Referieren; für seinen Inhalt müssen erst die kommenden Generationen die Interpretationsarbeit nachgeholt haben, ehe man ihn auch nur ungefähr wird abschätzen können, im Rahmen des gesamten Kantischen Denkens wie auch für sich allein. Dies wird eine sehr schwierige, aber vielleicht ungeahnt fruchtbare Arbeit sein, die wir durch eine willkürliche Textprobe aus dem Manuskript ein wenig illustrieren wollen:

„Alles Wissen ist a. Wissenschaft b. Kunst c. Weisheit (Sapientia, Sophia). Letztere ist bloß was Subjektives.

Weisheit besitzen Weisheit kennen Weise seyen

Die Physiologie, Cosmologie Weltall, Theologie Anthropol. Pantologie das All der Wesen

Die Acclamationen des Beyfalls der Bewilligung die Reclamationen der Verweigerung und (Abschlägig) Zurückforderung.

(HE Scheffner)

(Unerträgliche Plage wegen der Blähung auf dem Magenmund.)

Wissenschaft — Weisheit — — beydes als Lehre Doctrina

Philosophie ist Vernunfterkenntnis als Wissenschaft objektiv als eine Wissenschaft oder subjektiv als Belehrung seiner selbst

St. Omer No. 1 und Bolongero

Die Transsc. Philos.: die Lehre von Gott u. der Welt.

Qvarz, Feldspat, Glimmer. zusammen Fixe Luft (kohlensaures Gas) Herr Doctor Morgenstern in Dörpat

(Das Zodiacallicht in der Ebene der Ecliptik) Lichtenberg. Zoroaster Zoroaster.
Der Doctor auf der Kirchenorgel — Luther
Wer nicht liebt Wein, Weiber und Gesang der bleibt ein Narr . . .
Philosophie ist für den Menschen Bestrebung zur Weisheit die jederzeit unvollendet ist.
Selbst die Lehre der Weisheit ist für den Menschen zu hoch."

Diese Probe sollte nur so viel verdeutlichen, daß es sich in vielen Teilen des Manuskripts um den höchst seltenen und höchst merkwürdigen Einblick in unmittelbare Denkvorgänge eines der mächtigsten Denker handelt. Noch vermischt mit allem ganz Subjektiven der Person und doch immer wieder herangezwungen an die objektiven Probleme; wie wir heute wissen in wachsendem Kampf Kants gegen die Auflösungen des Alters. Abgesehen von ihrem psychologischen Interesse wiederholen die Gedankengänge aber nicht nur die Vernunftkritik, sondern weisen weitgehend darüber hinaus. Es finden sich wichtige Elemente zu einer transzendentalen Naturphilosophie sowie Beziehungen, die rückwärts auf Spinoza, vorwärts auf Fichte und bis in die anthropologische und phänomenologische Problematik der Gegenwart weisen. Es ist aber noch viel zu früh, hierüber Bestimmteres auszusagen, warten wir daher ab, bis auch der zweite Band erschienen und das Werk unter die Oberflächenschichten des heutigen philosophischen Bewußtseins gedrungen ist, was gut einige Jahre, vielleicht auch Jahrzehnte dauern mag. Joachim Günther.

Zur Literaturgeschichte

In den „Zürcher Schriften zur Literatur-Wissenschaft", die Karl Ermatinger herausgibt, „Wege zur Dichtung", sind zwei neue Bände, Band 24 und 25, erschienen, die wissenschaftlich sehr gut fundierte und gründliche Untersuchungen bringen: Band 24 „Die Bedeutung des Bergbaues bei Goethe und in der deutschen Romantik" von Josef Dürler (RM 6,80) und Band 25 „Schillers Abhandlung über naive und sentimentale Dichtung. Prolegomena zu einer Typologie des Dichterischen" von Heinrich Meng, wobei die erste Schrift viel Material in klarer Gliederung, die zweite grundsätzliche Untersuchungen zu einer allgemeinen Frage, ausgehend von einem Sonderfalle, bringt.

„Die Geschichte der deutschen Nationalliteratur" von A. F. C. Vilmar, die seinerzeit von großer Deutung für die Generation, zu deren Zeit sie erschien, geworden ist — sie erschien erstmalig 1845 — bearbeitete neu und setzte fort J. Rohr (Berlin, Safari-Verlag. RM 4,80). 1867 hatte Vilmar die letzte Hand an eine Neuauflage gelegt, nach seinem Tode 1868 erschien die Literaturgeschichte in vielen Auflagen und Bearbeitungen. Die entscheidende Neugestaltung durch Johannes Rohr setzt bei Klopstock ein und leitet in aller Kürze bis in die heutige Zeit. Sie schließt mit dem Kapitel „Nationalsozialistischer Durchbruch".

Vom Fliegen

In einer Geschichte des Fluggedankens „Eroberung des Himmels" gibt Peter Thoene eine gründliche Übersicht über die Entwicklung des Fluggedankens vom Mythos durch alle Stadien der Versuche bis zu Lindbergh und den großen Fliegern unserer Tage. (Mit 12 Bildn., geh. RM 3,70.) Anne M. Lindbergh veröffentlicht ein prächtiges Buch „Ich fliege mit meinem Mann". Sie begleitete ihn auf seinem kühnen Flug über die Nordwest-Passage nach China, einem Wagnis, vor dem alle Kenner warnten, das aber das große fliegerische Können Lindberghs bewältigte. (Mit 19 Kartenzeichnungen von Charles Lindbergh, RM 3,—. Beide Bücher Wien, E. P. Tal & Co.)

„Hals über Kopf" nennt E. K. Beltzig seine Geschichte vom Fallschirm und was man davon wissen muß (Stuttgart, Franckh'sche Verlagshandlung. RM 3,20. Mit 29 Abbildungen). Hier gibt ein guter Kenner alle technischen Einzelheiten und erzählt von Fallschirmen und ihrer Anwendung in Krieg und Frieden zum großen Teil auf Grund eigner Erlebnisse.

Die Ergebnisse des Wettbewerbs um das beste Fliegerbuch der deutschen Jugend werden in einer lebendigen, mit guten Bil-

dern geschmückten Reihe von Büchern jetzt veröffentlicht: „Wir fliegen für Deutschland" von Wilhelm Güldenpfennig, ein Buch, das das Erlebnis und die Technik des Fliegens mit 48 Abb. auf Tafeln und 28 Skizzen im Text für unsere Jugend darstellt (Berlin, E.S. Mittler. RM 2,–); Karl Theodor Haanen, „Flieger vor die Front", mit 61 Abbildungen auf Tafeln (RM 2,80); „Verwegene Burschen fliegen!", mit 11 Abbildungen (RM 2,–); zu diesen Erlebnissen von Pimpfen, Jungfliegern und ihrem fröhlichen Weg in die Luftwaffe schrieb Hermann Göring das Vorwort.

Eine schöne Ergänzung hierzu bildet das Buch von Heinrich Einspinner „Flüge über Österreich" (Graz, Leykam-Verlag. Mit 52 Bildern), in dem der Verfasser mit aufgeschlossenem Sinn für das Flugerleben und die durch das Luftbild neu erschlossene Schönheit des Landes begeistert und begeisternd zu erzählen weiß.

Von Soldaten und vom Kriege

In der wertvollen „Kriegsgeschichtlichen Bücherei" (Berlin, Junker & Dünnhaupt) sind fünf neue Bände erschienen, deren jeder die Vorzüge dieser Sammlung in Reinkultur zeigt: sachkundige Auswahl aus besten Quellen, Konzentrierung auf die kriegsgeschichtlichen Gesichtspunkte, treffsichere Ausführung und Erläuterungen. In Band 22–23 gibt Hermann Gackenholz Leopold von Rankes „Ansicht des Siebenjährigen Krieges" mit einer Einführung heraus. Band 20–21 umfassen Auszüge aus Hermann von Boyens Erinnerungen „Von Großbeeren bis Leipzig", die Johannes Ullrich einführt. Drei Kartenskizzen sind beigefügt. In die früheren Zeiten führen Band 24–25, in denen Helmut Bauer Auszüge aus der Geschichte der Kreuzzüge von Wilhelm von Tyrus „Ums heilige Grab" einleitet, denen eine Karte der Belagerung von Jerusalem beigefügt ist. Wilhelm von Tyrus, geboren um 1130 in Syrien von abendländischen Eltern, war später bekanntlich Archidiakon von Jerusalem und später Erzbischof von Tyrus. Er hat aus den Berichten von Fulcher von Chartres, Raimund von Agiles, Albert von Aachen, Balderich von Burgueil und des Kanzlers Gauthier mit erstaunlichem, fast geopolitisch geschultem Weitblick eine Geschichte Syriens bis zum Jahre 1184 geschrieben, in der die ersten acht Bücher sich mit der Geschichte des ersten Kreuzzuges befassen. Aus diesen acht Büchern sind unter Weglassung der nicht unmittelbar interessierenden Vorgänge die Auszüge getroffen. Brun von Merseburgs „Das Buch vom Sachsenkrieg" nach der Übersetzung von Wilhelm Wattenbach gibt Ottokar Menzel gleichfalls unter Fortlassung der nicht unmittelbar auf die Kriegsdarstellung bezogenen Teile heraus. Brun war ein erklärter Parteigänger gegen König Heinrich IV., den er grimmig gehaßt hat, so daß er in einer Art Propagandaschrift hier eine politische Geschichte des Sachsenkrieges gibt, die er im Jahre 1082 verfaßt hat. Aus dem zweiten Bande des Buches „Der Einfluß der Seemacht auf die Geschichte" des amerikanischen Admirals M. Th. Mahan von (1840–1914) gibt Wilhelm Scheidt einen Auszug heraus „Die Seeschlachten bei Abukir und Trafalgar", die sicherlich zum Besten gehören, was je über Seekriegsgeschichte geschrieben ist.

Von dem großen österreichischen Werke über den Weltkrieg „Österreich-Ungarns letzter Krieg 1914–1918" ist der 5. Band erschienen (Wien, Verlag der militärwissenschaftlichen Mitteilungen), der die Ereignisse des Kriegsjahres 1916 behandelt. Glaise-Horstenau, Heydendorf, Czegka, Wißhaupt, Kißling und Klumpner sind die Bearbeiter. Auch dieser Band steht auf der Höhe der von uns früher angezeigten anderen Bände und bringt wiederum ein geradezu hervorragendes Kartenmaterial.

„Die berühmteste Radfahrpatrouille des Weltkrieges" war die, die der Unteroffizier Alkenings von der 1. Kompanie des Lehr-Infanterie-Regiments während der Durchbruchsschlacht von Brzeziny am 23. und 24. November 1914 auszuführen hatte und auf der er dem XXV. Reservekorps, das noch in der eisernen Umklammerung der Russen sich befand, die Meldung über den erfolgten Durchbruch der Division zu bringen hatte und in wahrhaft

echtem Soldatentum auch überbracht hat. Den Bericht über diese Tat des damals 22jährigen Unteroffiziers gibt mit einer Würdigung seiner Persönlichkeit der Herausgeber Fr. Th. Gruß (Berlin, Frundsberg-Verlag. 60 Seiten. 2 Bilder und 1 Kartenskizze). Im gleichen Verlage erschien eine Bildgeschichte „Das Antlitz von Verdun" von Hermann Ziese-Beringer (214 Seiten. 134 Abbildungen). Seinen großen Werken über den Krieg „Der einsame Feldherr" und „Generäle, Händler und Soldaten" hat nun dieser wahrhaft dazu Berufene, weil er selber dabei war, ein unvergeßliches neues Werk, dessen Bilder einen ebenso stark innerlich berühren wie der Text, hinzugefügt. — Alfred Weise-Potsdam schildert in seiner knappen, klar und fest gegliederten Schrift „Söldner und Soldaten" den Weg zum Volksheer aus den ersten Tagen unserer Geschichte bis zum heutigen Stande (ebenda. 110 Seiten).

Zwei Bücher gelten, was wir besonders begrüßen, der Heldenleistung österreichischer Truppen im Weltkrieg: Dr. Wilhelm Czermak „Krieg im Stein" (Berlin, Frundsberg-Verlag. 15 Bilder und 2 Kartenskizzen und 200 Seiten) und Gisbert W. Kühne-Hellmessen „Kaiserjäger — Ausharren!" (Oldenburg, Gerhard Stalling. 2 Übersichtskarten. RM 4,80). Zum Buche von Czermak, das man ebenso wie das andere Buch nur mit tiefster Ergriffenheit lesen kann, in seiner ergreifenden Schilderung von der blutigen Mühle am Isonzo, schrieb Generaloberst Heye das Geleitwort. Kühne-Hellmessen gibt in Romanform das Heldenlied vom Einsatz und Sterben des 2. Regiments der Tiroler Kaiserjäger in den Septembertagen 1914. Seine Schilderung hält sich auf der würdigen Höhe des sachlichen Berichtes über die unerhörte Leistung am Isonzo.

Lloyd George

Jetzt ist der dritte Band des deutschen Auszugs aus Lloyd Georges War Memoirs erschienen, der die wesentlichen Teile von Band 5 und 6 der englischen Originalausgabe umfaßt: „Mein Anteil am Weltkrieg." 3. Teil (Berlin, S. Fischer. RM 16,—). Dieser Schlußband behandelt die Zeit vom Frühjahr 1918 bis zu den Waffenstillstandsverhandlungen. Gerade diese Abschnitte haben in England und in der Weltpresse außerordentliches Aufsehen erregt wegen der harten und schonungslosen Auseinandersetzung mit Haig. Der Eindruck ist wiederum der, daß die Sicherheit während des Krieges drüben durchaus nicht immer gefühlsmäßig vorhanden war weder im Hinblick auf den Ausgang des Krieges noch auf die innere Einigkeit. Denn die Gegensätze zwischen der Regierung und den Militärs waren zeitweise geradezu ungeheuer. Auch dieser Band bringt eine Fülle von Material, das für keine Geschichtschreibung des Weltkrieges zu entbehren ist, auch unter voller Inrechnungsetzung des ganz Persönlichen dieser Aufzeichnungen, wie es bei der Natur Lloyd Georges selbstverständlich ist.

Kunstgeschichte der Schweiz

Man darf zum Ruhme der Schweiz sagen, daß immer, wenn es um die Darstellung einer gemein-eidgenössischen Sache geht, die für die Gesamt-Schweiz repräsentativ ist, man eine Form gefunden hat, die in jeder Weise des behandelten Gegenstandes würdig war. Das gilt auch von der großen „Kunstgeschichte der Schweiz", die der Privatdozent an der Universität Zürich, Joseph Gantner, schrieb, deren erster Band „Von den helvetisch-romanischen Anfängen bis zum Ende des römischen Stiles" erschienen ist (Frauenfeld, Huber & Co. Subskriptionspreis Fr. 26,—. 236 Bilder und Pläne). Das ganze Werk ist auf drei Bände berechnet. Im Jahre 1876 erschien die erste zusammenfassende Geschichte der bildenden Künste in der Schweiz von den ältesten Zeiten bis zum Ende des Mittelalters von Rudolf Rahm. Dieses Werk fand bis heute keinen Nachfolger, so daß eine neue Kunstgeschichte der Schweiz auf Grund des ungeheuer angewachsenen Materials und neuer kunstgeschichtlicher Erkenntnisse eine Notwendigkeit war. Man darf nach dem vorliegenden ersten Bande sagen, daß Gantner das ihm vorschwebende Ziel, die Kunst der Schweiz in ihren Entwicklungsstufen, in ihrer Bedingtheit und Bezogenheit auf die einzelnen Gegenden des Landes, in ihrer Wechselwirkung zu der Kunst der

Nachbarstaaten zu schildern, in vollendeter wissenschaftlicher Objektivität erreicht werden wird. Der erste Band schließt ab mit dem Ausklingen des romanischen Stils, der zweite soll die Perioden der Gotik und der Renaissance, der dritte die des Barock und des Klassizismus umfassen und wird bis weit ins 19. Jahrhundert alles Wesentliche des Schweizer Kunstgeschehens berücksichtigen. Neben der zeitlichen ergibt sich zwanglos eine Gliederung nach den drei Hauptgebieten Architektur, Plastik und Malerei, wobei auch die Gebiete der angewandten Künste ihre gebührende Berücksichtigung finden. Für die älteste Zeit gibt Gantner neue Erkenntnisse und neue bedeutsame Einordnung in den Zusammenhang. Man erwartet mit Spannung das Erscheinen der nächsten Bände, da bei ihrem Abschluß zweifellos ein vollständiges und zuverlässiges Kompendium der gesamten Schweizer Kunst vorliegen wird. Die Ausstattung des 290 Seiten starken Bandes ist von solider Vornehmheit, die Wiedergabe der Pläne und Bilder vorzüglich.

Luther

Rudolf Thiel hat in seinem ersten Bande, der Luthers Leben und Wirken in den Jahren von 1438 bis 1522 in echtem Luthergeist schilderte, nun den zweiten Band folgen lassen: „Luther 1522 bis 1546" (Berlin, Paul Neff. 374 Seiten). Thiel hat diesen Band, der sehr viel eigene Forschungsergebnisse bringt, gegliedert in die beiden Teile: Der Führer und Der Wächter. Die Kämpfe, die Luther in diesen Jahren mit seinen Gegnern und seinem eigenen Herzen und Gewissen durchzufechten hatte, kommen in ergreifender Weise zur Darstellung. Es ist oft ein fast schmerzliches Miterleben, wie der starre Charakter im Dienste des Höchsten sich ein Aufgeben früherer Überzeugungen abringt und wie ehrlich bis ins Letzte er seinen Kampf führt. Gerade in diesem Bande wird eine Fundgrube geöffnet für Luthers Stellung zu all den Problemen, die auch heute wieder alle Menschen, denen das Christentum nicht eine leere Phrase ist, bewegen. Das Buch kommt wahrlich zur rechten Zeit. In seinem Nachwort legt Thiel Rechenschaft über den Sinn und das Ziel seines Werkes ab. Ein Verzeichnis der Jahreszahlen ist dem Buche nachgesetzt, das wie der erste Band mit vielen Bildern geschmückt ist, beginnend mit dem Lutherbild von Lucas Cranach vom Jahre 1526 und endend mit dem Totenbild von Furtenagel.

Schönes deutsches Land

Die meisten Deutschen glauben, wenn sie München, Stuttgart, Heidelberg, Würzburg, Bamberg, Rothenburg und andere schöne Plätze des deutschen Südens kennen, nun wirklich den deutschen Süden zu besitzen. Daß aber erst dem langsam und bedächtig Reisenden, der die Hauptstraßen und die Hauptstädte des Verkehrs vermeidet, das wahre Wesen und die wirkliche Schönheit dieser begnadeten Lande sich erschließen, das zeigt in sehr einprägsamer Weise das prächtige Buch Hermann Gradels „Der schöne deutsche Süden", zu dessen 108 Bildern auf zum Teil mehrfarbigen Kunstdrucktafeln Ludwig Ankenbrand den Text schrieb. Hermann Gradel hat wirklich die Seele der süddeutschen Heimat in seinen Bildern festgehalten, und Ankenbrand versteht es, das Land der Franken, Bayern, Schwaben und Alemannen in seiner stillen und seiner starken Schönheit, wie es abseits der großen Verkehrswege dem Andächtigen sich erschließt, nahezubringen (Stuttgart, Walter Hädecke. 108 Kunstdrucktafeln. 48 Seiten Text). Das ist ein höchst erfreuliches Buch, dem der Verlag eine würdige Ausstattung gegeben hat.

Frauen der Geschichte

So nennt sich eine neue Buchreihe, die vielversprechend beginnt, in der bedeutende Frauen, die in der Geschichte eine Rolle gespielt haben, in kurzen und knappen Biographien vorgeführt werden. „Maria Theresia" beginnt den Reigen, sie wird von Maria Josefa Krück von Poturzyn als Frau und Königin gewürdigt. Alexander von Gleichen-Rußwurm schrieb das Lebensbild, das zu gleicher Zeit ein Zeitbild ist, der Königin „Viktoria", während Luise Marelle „Eleonore d'Olbreuse" würdigt als die Großmutter Europas. Diese französische Hugenottin wurde von der Geliebten

die legitime Gemahlin des Herzogs von Braunschweig-Lüneburg-Celle und durch ihre Tochter, die den hannoverschen Kurprinzen und späteren König Georg I. von England heiratete, zur Ahnfrau der meisten europäischen Herrscherhäuser, auch des preußischen Königshauses. Diese kluge Frau hat ihr kleines Land vorbildlich regieren helfen und wesentlich dazu beigetragen durch ihr diplomatisches Geschick, daß das Land glücklich durch die schweren Kriegswirren der Zeit Ludwigs XIV. kam. Rudolf Dammert beschrieb das Schicksal der bekannten „Aurora von Königsmarck", einer der Geliebten Augusts des Starken. In die jüngste Geschichte mündet endlich die Lebensdarstellung der unglücklichen „Mata Hari" von Friedrich Wencker-Wildberg, die ohne jede Schönfärberei und unter Zerstörung vieler Legenden Mata Haris Lebensweg als Tänzerin, Kurtisane und angeblicher Spionin bis zu ihrem Ende unter den Flintenkugeln eines französischen Exekutiv-Pelotons schildert.

Der Unheilige Gottes

Mit einem Renaissance-Roman „Gismonda Malatesta" tritt Mathilde von Metzradt vor die Öffentlichkeit (München, F. Bruckmann. 358 Seiten mit 10 Bildtafeln. RM 6,50). Mit einer stellenweise hinreißenden Kraft der Erzählung versteht es diese Frau, gestützt auf genaueste Quellenkenntnis, ein Menschenschicksal und das historische Geschehen, das sich in dem großen Condottiere seinen Träger wählte, in einem fast unheimlich lebendigen Bild der Zeit gewaltigen Geschehens, starker Menschen jenseits von Gut und Böse und eines gesteigerten Lebens in jeder Hinsicht erstehen zu lassen, daß wir dieses neuen Besitzes uns ohne Vorbehalt freuen.

Vom Deutschen Reich

Otto Gmelin, der in seinen großen historischen Romanen bewies, daß er deutsche Geschichte mit starker Gestaltungskraft in lebendige Gegenwart heraufbeschwören kann, hat in seinem neuen Buch „Der Ruf zum Reich" die Tragödie des deutschen Kaisertums in Italien in satten Farben dargestellt (München, F. Bruckmann. 328 S. mit 14 Bildtafeln. RM 6,50). Hier wird der Kampf, den die deutschen Kaiser vom 10. bis zum 14. Jahrhundert um das Heilige Römische Reich Deutscher Nation geführt haben, mit fast visionärer Kraft deutsches Erlebnis, und das Wesentliche an diesem Buche ist, daß unzerreißbare Fäden aus deutscher Vergangenheit sich zu deutscher Zukunft knüpfen.

Von Paul Ernsts „Das Kaiserbuch" ist nun auch der 3. Band „Die Schwabenkaiser" in Volksausgabe erschienen (München, Langen-Müller. RM 8,50). Nach dem Sachsenkaiser und dem Frankenkaiser schließt jetzt der 3. Band das Rund, in dem der deutsche Dichter Paul Ernst in einer idealen Fortsetzung mittelalterlicher Epen Glanz, Größe und Elend stolzer deutscher Geschichte für unser Volk festhielt.

Ein Bilderbuch

„Die Fenster auf, die Herzen auf" nennt Luise Staudt-Zoerb ein hübsches, buntes Büchlein „für Mütter und ihre lieben Kinder" (Oldenburg, Gerhard Stalling. RM 2,80). Hier sind zu Volkskinderreimen und Liedern fröhliche, innige und sehr bunte Bilder geschaffen, die in ihrer volksliedmäßigen Einfachheit dem kindlichen Verständnis ohne weiteres nahekommen.

Maria Waser

„Sinnbild des Lebens" nennt Maria Waser ihren Rückblick auf die eigene Kindheit (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. RM 6,75), in dem die bedeutende Schweizer Dichterin, ganz in die Tiefe gehend, dem Gesetz des eigenen Werdens und des eigenen Lebens nachspürt. In großer Reife und mit der Kraft ihrer starken dichterischen Begabung läßt sie hier ein Bild ihrer Kindheit entstehen, hinter dem die tiefe Sinndeutung der letzten Geheimnisse steht, da sie das Bezogensein des Lebens auf den Tod in seinem Schrecken überwindet und in dem richtigen Begreifen des Lebens auch im Tode den Durchgang zu einem reineren Zustande sieht. Dieses Buch wird neues Interesse für ihre großen Romane erregen, auf die ausdrücklich hingewiesen sei: „Die Geschichte der Anna Waser", „Wende", „Land unter Ster-

nen", „Begegnung am Abend", „Wir Narren von Gestern" und ihre Novellen „Von der Liebe und vom Tod".

Kathederblüten

Johann Georg August Galletti, 1750 bis 1828, bis 1819 Professor am Gymnasium in Gotha, war ein schwer gelehrter Mann. Außer einer Geschichte des Herzogtums Gotha schrieb er eine sechsbändige Geschichte Thüringens und eine Kleine Weltgeschichte in 27 Bänden und eine Fülle von historischen und geographischen Veröffentlichungen. Das brachte ihm Geld und Ruhm, von dem jedoch nichts durch die Nachwelt bestätigt wurde. In anderer Form aber wurde er unsterblich, nämlich als „Der Klassiker der Kathederblüte" (München, R. Piper & Co. RM. 3,20). Dieses reizend ausgestattete Büchlein hat Arthur Hübscher, der letzte Leiter der „Süddeutschen Monatshefte", mit der gleichen Liebe herausgegeben, wie der Verlag zu seiner Ausstattung aufwandte. Aus diesem Büchlein möchte man seitenweise abdrucken, um diese sprudelnde Quelle unfreiwilligen Humors allen zugänglich machen zu können. Zum Glück verhindert das der beschränkte Raum, so daß jedem Freunde des Humors in jeder Form nur übrigbleibt, dieses reizende Kuriosum zu kaufen.

Und über allem die Mutter

In dem von Johannes Rohr ausgewählten Sammelbande „Liebe Mutter" (Berlin, Safari-Verlag) sind, geschmückt mit vielen Bildern, edle Blüten aus Dichtung, Briefen und Erinnerungen zusammengetragen, zu einem Hohenliede der Mutterliebe von ihrer Bewährung in schwersten und ernsten Stunden bis in die kleinen und oft so mühsamen Dienste am Kinde, die erst die reif gewordenen Töchter und Söhne mit gebührender Ehrfurcht und Dankbarkeit zu würdigen wissen. Hier vereinen ihre Stimmen zu einem einzigen Lob- und Danklied auf die Mutter neben unseren besten Malern Dichter wie Ruth Schaumann, Lulu von Strauß und Torney, Arno Holz, Helene von Kügelgen, die Droste, J. M. Wehner, Matthias Claudius, Wilhelm von Polenz, Kolbenheyer, Arnim-Brentano, Helene Voigt-Diederichs, Isolde Kurz, Storm, Pestalozzi, Agnes Miegel, Mörike, Platen die Mütter deutscher Dichter und königliche Frauen auf den Thron mit vielen andern toten und lebenden Dichtern, so daß wir dieses Buch, das verständnisvolle Liebe auswählte, jedem Herzen, das echtem Gefühl sich nicht verschließt, als eine Art Hauspostille nahebringen dürfen.

Kalender

Der Deutsche Reichspost-Kalender (Leipzig, Konkordia-Verlag) präsentiert sich auch für 1937 mit seinem hübschen bunten Titelblatt und den Bildern aus dem Leben und der Arbeit der Reichspost, die immer je drei Tage zusammenfassen und von knappem Text erläutert werden, als eine hübsche und einprägsame tägliche Erinnerung an die große und umfassende, von der deutschen Reichspost gearbeitete Arbeit.

Junge Kunst 1937. 25 Bilder auf Kunstdruckkarton von Oskar Just sind hier zu einem erfreulichen, frischen und bunten Abreißkalender zusammengestellt: Landschaften des Riesengebirges und Schwedens, Blumen und Tiere, Jugend bei ihren Freuden in den verschiedenen Jahreszeiten und feste Bauern des Riesengebirges (Plauen, Günther Wolff. RM 2,80).

Meyers Universal-Atlas

In vier Teile ist die neue Ausgabe dieses Atlas (Leipzig, Bibliographisches Institut. RM 19,50) gegliedert: 1. geographische Einleitung, welche die Erde als Lebewesen und als Heimat des Menschen schildert; 2. Karten, und zwar 225 Haupt- und Nebenkarten, darunter 2 Großraumkarten; 3. Bilder; 4. alphabetisches Namenverzeichnis. Der Text wie die Karten sind so gründliche und ordentliche Arbeit, wie man es von der kartographischen Abteilung des Verlages gewohnt ist. Das Neue dieses Atlas ist die Beigabe von Abbildungen, die die Vorstellung des betreffenden Landes verdeutlichen und verlebendigen sollen und die durch nebengedruckten Text erläutert werden. Dieser interessante Versuch kann dort als restlos geglückt angesprochen werden, wo die Bilder Landformen und die Bewirtschaftung der Erde und die Be-

griffe Land und Wasser erläutern. Bei den andern Bildern könnte man sich vorstellen, daß durch eine strengere Sichtung und durch Anfertigung von Bildern, die aus dem tieferen Sinne eines solchen Atlas heraus und nur zu diesem Zweck aufgenommen werden, man dem angestrebten Ziel noch näherkommen könnte.

Grimms Märchen

92 der schönsten von den Brüdern Grimm gesammelten Märchen mit Wilhelm Grimms unvergänglichem Aufsatz „Über das Märchen" sind in einem ganz besonders schönen Bande von rund 400 Seiten im Insel-Verlag erschienen mit acht handkolorierten ganzseitigen Bildern und 100 Holzschnitten im Text von Fritz Kredel (Preis nur RM 6,50). Man kann sich kaum etwas Schöneres denken auf dem ganzen großen Gebiete der Buchillustration als diese Holzschnitte und Bilder Kredels, der hier alle die Elemente des echten Märchens erstehen läßt, die Wilhelm Grimm als seine Kennzeichen für immer gültig festgelegt hat.

Otto der Große

Ludwig A. Winterswyl schrieb eine Monographie „Otto der Große und das erste Reich der Deutschen" (Berlin, Obelisk-Verlag. 96 S., 8 Bildseiten und Karten, die A. Hillen Ziegfeld zeichnete, mit einem Stammbaum der deutschen Könige und Kaiser aus dem sächsischen Hause der Liudolfinger). Winterswyls Arbeit gliedert sich in die Abschnitte: „Die germanischen Stämme und der werdende Reichsplan"; „Das Reich im Übergang an die Sachsen"; „König Otto der Erste, Wahrer und Mehrer des Reiches"; „Reich der Deutschen – Heiliges Reich"; „Otto der Große, Erster Kaiser des Heiligen Reiches Deutscher Nation". Diese kleine Arbeit ist schlechterdings meisterhaft, denn Winterswyl arbeitet mit der ihn auszeichnenden Klarheit der Darstellung und der ihm selbstverständlichen intellektuellen Redlichkeit den germanischen Reichsgedanken von Theoderich dem Großen über Karl den Großen bis zu Otto heraus, und er prüft die Verwirklichung der realpolitischen Möglichkeiten dieses Reichsgedankens nach. Die Gestalt Ottos des Großen tritt in ein helles und klares Licht als ein Muster des Verantwortungsgefühls, mit dem er sein hehres Amt verwaltete, dem Reiche und damit dem Abendlande dienend. Solche Studien sind das, was wir heute brauchen. Die Reichsidee muß wieder aus ihrer Entstehung und ihrer Geschichte klar gesehen und verantwortungsbewußt herausgestellt werden. Wenn das in einer Form geschieht, bei der sich geistige Disziplin mit der Wärme inneren Beteiligtseins vereinen, so kommen wir einen wesentlichen Schritt weiter.

Ein großer deutscher Verleger

Lulu von Strauß und Torney läßt in ausgewählten Briefen und Aufzeichnungen das Leben und Werk ihres Mannes, Eugen Diederichs, erstehen (Jena, E. Diederichs). Eugen Diederichs hat selbst mit eigenen Schriften, Aufrufen, Erläuterungen und beschwörenden und zornigen Mahnungen sich so oft an das deutsche Volk gewandt, daß auch für die, die diesen geistvollen, kühnen und klugen, von tiefem Verantwortungsgefühl geleiteten deutschen Verleger nicht persönlich kannten, sein Bild und der Umriß seines Wesens etwas Lebendiges sind. Wenn man nun die Fülle dieser Briefe an sich vorüberziehen läßt, die ihn im geistigen Austausch, in der Anspornung, im Ringen und in der Ablehnung mit so vielen geistig regen und bedeutenden Männern deutscher und fremder Zunge zeigen, und die Leistung des Jenaer Verlages unter seiner persönlichen Leitung danebensetzt, so muß man bekennen, daß dieses Leben nicht nur dem deutschen Volke unendlich viel gegeben hat, im Auslande dem deutschen Verlag neue Achtung erwarb, sondern auch für den Träger dieser Leistung ein gesegnetes war. Ein praeceptor Germaniae wollte er sein und ist es gewesen, wenn nicht gelegentlich die deutsche Bedeutung des lateinischen Wortes überwog. Jedenfalls aber hat Eugen Diederichs zu den immer spärlicher werdenden großen deutschen Verlegern gehört, die ihre Ehre darin sahen, dem deutschen Geiste und seiner Sendung zu dienen, und es dabei doch verstanden,

im Gegensatz zu den Bücherfabriken, ihrem Verlage den Stempel ihrer Persönlichkeit aufzudrücken.

Schacht

Zum 60. Geburtstag des Reichsbankpräsidenten und Reichswirtschaftsministers Dr. Schacht veröffentlichte Franz Reuter, der durch seine erste Biographie Schachts vom Jahr 1933 ebenso wie durch seine persönliche Nähe zu Schacht und seine gründlichen wirtschaftlichen Kenntnisse für diese Aufgabe vorbereitet ist, das Buch „Schacht" (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt). Reuter gliedert den Stoff in die Abschnitte: Werdegang und geistige Entwicklung; Große Aufgaben; Kampf auf neuer Basis; Wirtschaftspolitik unter dem Nationalsozialismus; Die Persönlichkeit; Im Urteil des Auslandes. Ein Abschnitt, den man mit besonderer Aufmerksamkeit lesen sollte.

Ludwig Thoma

Zum 70. Geburtstage von Ludwig Thoma am 21. Januar hat der Verlag Albert Langen/Georg Müller, München, seine sämtlichen Bauerngeschichten in einer gut ausgestatteten Ausgabe vereinigt und als willkommene Geburtstagsausgabe dem deutschen Volke dargebracht: „Meine Bauern" (263 Seiten, RM 4,–).

Von Abenteuern

Es ist kein Zufall, daß nach den Neuauflagen von Gerstäcker und Sealsfield nun auch die Wildwestromane Bret Hartes ihre Auferstehung erleben: „Gabriel Conroy"; „Das Geheimnis der Sierra" und „Drei Goldgräber" (Berlin, Aufwärts-Verlag. Zu dem niedrigen Preise von RM 3,80). Wir gestehen gerne, daß der gleiche Zauber wie für unsere jungen Jahre auch jetzt auf diesen Blättern liegt. Gibt doch Bret Harte im Gegensatz zu so vieler verlogener Abenteuerromantik mit verzerrter Psychologie die harte Wirklichkeit des Wilden Westens in der Zeit seiner Erschließung und seiner ersten großen Entwicklung nach aufwärts wieder. In dieser Wirklichkeit ist genügend Wildheit und Größe, daß der eigenen Phantasie Raum zum Weiterspinnen bleibt. Anständiges, gerades, einfaches Menschentum, Biedermänner bis zur Dummheit und Schufte und Betrüger großen Formats, engelhafte, lustige und verruchte Frauenzimmer tummeln sich in der großen und wilden Welt, die es Bret Harte ermöglicht, psychologische Konflikte, deren Fäden nicht mehr zu entdröseln sind, durch Erdbeben, Hotelbrände und andere Katastrophen zu Ende zu führen, bei denen die Bösewichter dann schockweise verschwinden. In der gleichen Reihe erschien ein Tatsachenroman von Carsten-Henrich „Unter dem Kreuz des Südens", der die Schicksale eines Deutschen im Weltkriege schildert, der im Verdacht der Spionage von den australischen Militärbehörden durch Australien gehetzt wird und für seine Freiheit fast übermenschliche Taten vollbringt, bis ihn endlich doch sein Geschick ereilt, er aber zuletzt doch vor der Vollstreckung des Todesurteils in ein Kriegsgefangenenlager gerettet wird. — Von Abenteuern auf Grund eigener Erlebnisse erzählt auch das Buch von Max Junge „Durch Urwald und Pampa" (Berlin, Ullstein. 16 Bilderseiten. RM 3,80). Junge hat im Auftrag der chilenischen Regierung Fahrten in den Urwäldern und Wildnissen Patagoniens unternommen, um Siedlungsmöglichkeiten auszukundschaften und geologische, mineralogische und botanische Studien zu treiben. Hier wird nicht eine erdichtete Erzählung, sondern ein Tatsachenbericht gegeben, in dem das Leben bestätigt, daß es auch ohne die dichterische Phantasie der Menschen bunte Abenteuer und Gefahren in Fülle zu bieten hat.

Goethe

Eine neue Ausgabe von „Goethes Ehe in Briefen", herausgegeben und eingeleitet von H. G. Gräf, mit einer Darstellung der Ehegeschichte von W. v. Wasielewski, ist erschienen (Potsdam, Rütten & Loening. Mit vielen Bildtafeln. RM 8,–). Die einzelnen Briefe verbindet Gräf mit kurzem, überleitendem Text, nachdem eine zusammenfassende Darstellung von Goethes Ehegeschichte die Grundlagen zum Verständnis legt. Der ver-

schwenderische Reichtum dieser documents humains bietet unter der sicheren Führung des Herausgebers eine unausschöpfbare Schatzgrube zum Verständnis Goethes und menschlichen Erlebens überhaupt.

Als Band 82 der Sammlung „Die Schweiz im deutschen Geistesleben" ist eine Monographie von Goethes Schweizer Freund Johann Heinrich Meyer von Arnold Federmann erschienen (Frauenfeld, Huber & Co. Fr. 3,–), die in exakter und gründlicher Arbeit die Persönlichkeit Meyers, der bekanntlich Goethes Kunstauffassung stark beeinflußt hat, herausarbeitet und in ihren menschlichen Zügen so vertieft und erweitert, daß wir hinfort ein richtigeres Bild dieses Schweizers besitzen.

Jugendschriften

Fritz Koch-Gotha hat zu seinem 60. Geburtstag der deutschen Jugend eine besonders reizvolle Gabe dargebracht, indem er zu Versen von Richard Fietsch Bilder zeichnete: „O welche Lust, Soldat zu sein" (Leipzig, Alfred Hahn). Dieses lustige Soldatenbuch bringt neben den farbigen Bildern, die das Werden eines Rekruten zum Soldaten bis zu seiner Entlassung in echt Koch-Gothascher Art darstellen, zu den Versen in Schwarz-Weiß-Zeichnungen das Soldatenspielen der Kinder. Das Buch wird viel Freude machen.

Für unsere Jugend schrieb Carl Lange „Unser Mackensen im Südosten" (Stuttgart, Union Deutsche Verlagsgesellschaft. RM 1,50). Diese Erzählung gibt in packender Weise den letzten Husarenstreich des siegreichen Feldherrn aus dem Weltkriege, wie er und seine Soldaten Bukarest und ganz Rumänien eroberten, sich mit unerhörter Bravour auf den anderen Balkankriegsschauplätzen schlugen, und endlich die vorbildliche Haltung, mit der Mackensen durch seine persönliche Internierung seine Armee rettete. Carl Lange war für diese Aufgabe, gerade der deutschen Jugend von dem Husarengeneral zu berichten, durch seine große Mackensen-Biographie und seine Aufgeschlossenheit gegenüber unserer Jugend besonders vorbereitet.

Musik

Auf der hohen geistigen Ebene, auf der er beheimatet ist, schrieb Richard Benz „Vom Erdenschicksal ewiger Musik" (Jena, Eugen Diederichs. 163 S.). Neun Betrachtungen: Rasse und Volkstum; Raum und Klang; Der Choralische Mythos; Der Orphische Mythos; Überfremdetes Deutschland; Welteroberer des Geistes; Klassik und Romantik; Das Spiel der Stimmen; Geist der Erde; führen in das Wunder der deutschen Musik in seinen irdischen Bedingtheiten und Ursachen ein. Benz verneint die Annahme, daß Musik schlechthin gleich Musik sei und in gleicher Weise wie die Dichtung und Malerei zu allen Zeiten und für alle Völker das gleiche bedeute. So kommt er zu den letzten Fragen des Wesens der Musik überhaupt und lehrt im Grunde mit allem philosophischen und geistigen Rüstzeug, daß das große Wunder der Musik eben als ein Wunder letztlich unerklärt bleiben muß und nur erfühlt und erlebt werden kann.

In der Reihe „Unsterbliche Tonkunst" schrieb Hans Engel eine lebendige Monographie von Franz Liszt (Potsdam, Akademische Verlagsgesellschaft Athenaion. 21 Abbildungen. RM 3,30). Diese neue Reihe bildet eine Ergänzung zu der guten Sammlung des Verlages „Die großen Meister der Musik". In knapper Form zeichnet Hans Engel das Leben des großen Musikanten und zu gleicher Zeit sein Werk und seinen Platz in der Musikgeschichte, gestützt auf Quellen, die ihm erlauben, das bisherige Wissen um Liszt zu berichtigen und zu erweitern. – – Von dem bekannten Opernführer „Dr. Karl Storcks Opernbuch", der sich lange schon einen unverlierbaren Platz bei allen Freunden der Oper erworben hat, ist jetzt die 37.–38. neu bearbeitete Auflage erschienen (Stuttgart, Muth'sche Verlagsbuchhandlung. 522 S., RM 5,–). Die Neubearbeitung durch Herbert Eimert bedeutet auch eine willkommene Erweiterung, denn sie berücksichtigt auch Opern, die erst jüngst in den Spielplan der deutschen Opernbühnen eingereiht wurden. Freilich ist gegenüber früheren Auflagen manches fortgefallen, das man doch nur ungern entbehrt, denn in einem prak-

tischen Handbuch will man möglichste Vollzähligkeit haben. Aber wer die Einführung „Zur Geschichte der Oper" und die Vorbemerkungen zum Gesamtschaffen der einzelnen Künstler aufmerksam liest, wird hier genügend Ersatz mitgeteilt finden.

„Meyers Konzertführer" von Otto Schumann (Leipzig, Bibliographisches Institut. RM 4,80) gibt eine Geschichte der Orchestermusik, geordnet nach Komponisten, der eine ergänzende Übersicht, eine Fachwörter-Erklärung und kleine Instrumenten-Kunde und ein Abschnitt über Orchesterbesetzungen angefügt sind. Schumann stellt für jedes Kunstwerk den Inhalt, Stil, geistigen Gehalt und die musikgeschichtliche Bedeutung dar und erläutert den Aufbau mit Notenbeispielen an einzelnen Themen und Motiven. Auch die notwendigen Lebensdaten für die einzelnen Komponisten sind hinzugefügt.

Ein Vermächtnis

Der Verlag Wilhelm Langewiesche-Brandt, Ebenhausen, gibt in einer Reihe, genannt „Das Vermächtnis", eine handgeschriebene Ergänzung zu den Büchern der Rose. Hierdurch wird eine unmittelbarere Verbindung vom Leser zum Autor hergestellt als durch den Druck. Die erst erschienenen beiden Schriften beweisen ein feines Gefühl für die richtige Auswahl. Da ist Ernst Moritz Arndts flammende Schrift „Von Freiheit und Vaterland" und Matthias Claudius' wundervolles Vermächtnis „An meinen Sohn Johannes 1799". Beide Schriften sind von Rudo Spemann handgeschrieben. Der Faksimiledruck auf Büttenpapier mit seinen 16 Seiten kostet RM 1,–.

Familienforschung

Das Taschenbuch für Familiengeschichtsforschung von Friedrich Wecken liegt jetzt in 6. Auflage vor (Leipzig, Degener & Co. 244 Seiten). Ein Geleitwort schrieb Ludwig Finckh. Dieses brauchbare Taschenbuch gibt in 6 Abschnitten alle Grundlagen, die man zu einer vernünftigen und sachgemäßen Familiengeschichtsforschung braucht.

Jugendfahrten

In der Reihe „Wir gehen auf große Fahrt", deren erste Bände wir hier anzeigten, ist jetzt ein neuer Band erschienen „Nordische Länder" von Isot Plüschow (Berlin, Dom-Verlag. 80 Seiten, 4 Landkarten. RM 2,70). Hier wird mit lebendiger Eindringlichkeit die Eigenart und Schönheit der großen Natur in den skandinavischen Ländern in einem Reisetagebuch zweier deutscher Jungen geschildert und in dem erzählenden Rahmen der deutschen Jugend das Verständnis und exakte Kenntnisse anderer Länder und Völker vermittelt. Die Karten, die mit Berechtigung „lebende" genannt werden, sind von origineller Anschaulichkeit.

Rudolf Pechel.

Verzeichnis der Mitarbeiter

Geheimrat Professor Dr. Kurt Wiedenfeld, Berlin — Sophie Freifrau v. Wangenheim, Plön i. Holstein — Professor Dr. Gustav Roloff, Berlin — Professor Karl Foerster, Potsdam — Professor Kurt Kluge, Berlin — Dr. Eduard Plietzsch, Berlin — Dr. Eugen Diesel, Bornstedt i. d. Mark — Joachim Günther, Hohenneuendorf bei Berlin.

Hauptschriftleiter: Dr. Rudolf Pechel, Berlin-Grunewald • Verlag und Anzeigenannahme: Deutsche Rundschau G.m.b.H., Berlin W30, Mackensenstraße II • Verantwortlicher Anzeigenleiter: Hans Kraus, Berlin-Charlottenburg • DA. IV, 1936: 10000 • Zur Zeit ist Anzeigen-Preisliste Nr. 4 gültig • Druck: Reclam-Druck Leipzig • Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist untersagt • Übersetzungsrechte vorbehalten • Die Bezugspreise (Einzelheft 1,50 RM, Jahresabonnement 15 RM) ermäßigen sich für das Ausland (mit Ausnahme der Schweiz und Palästina) um 25 %.



DEUTSCHE RUNDSCHAU

FEBRUAR 1937

63. JAHRGANG

AUS DEM INHALT

HERAUSGEGEBEN VON RUDOLF PECHEL

UNTER MITWIRKUNG VON PAUL FECHTER

EINZELHEFT 1.50 RM · BEI JAHRESBEZUG 15.— RM

DEUTSCHE RUNDSCHAU G. M. B. H. BERLIN

POSTVERSANDORT LEIPZIG

Deutsche Rundschau

GEGRÜNDET IM JAHRE 1874 · HERAUSGEGEBEN VON RUDOLF PECHEL
IM VEREIN MIT PAUL FECHTER · EINZELPREIS 1.50 RM.
Erscheint monatlich einmal am Monatsanfang · Jahresabonnement 15.– RM für 12 Hefte zuzüglich ortsüblicher Zustellgebühr bzw. Postüberweisungsspesen · Zu beziehen durch jede Buchhandlung oder Postanstalt
SCHRIFTLEITUNG: BERLIN W 30 · MACKENSENSTRASSE 11

63. JAHRGANG FEBRUAR 1937

INHALTSVERZEICHNIS

AUS DEM INHALT DER NÄCHSTEN HEFTE:

Reinhold Schneider: Kanzler des alten Reiches / Dr. Friedrich Sebass: Carus in seiner Stellung zum Christentum / Gustav Roloff: Die Legende von Florian Geyer / Professor Karl Foerster: Züchtung neuer Gemüsesorten / Dr. Rudolf Pechel: Sprechstunden mit dem Chaos